



John Tanner

Das Leben eines Jägers

Inhalt

Erstes Kapitel.....	9
Zweites Kapitel.....	19
Kapitel 3.....	27
Viertes Kapitel	36
Fünftes Kapitel	44
Sechstes Kapitel.....	52
Siebtes Kapitel	59
Achtes Kapitel.....	67
Neuntes Kapitel.....	76
Zehntes Kapitel.....	83
Elftes Kapitel.....	89
Zwölftes Kapitel	95
Dreizehntes Kapitel	102
Vierzehntes Kapitel.....	109
Fünfzehntes Kapitel.....	115

Sechszehntes Kapitel	124
Siebenzehntes Kapitel.....	137
Achtzehntes Kapitel.....	145
Neunzehntes Kapitel	154
Zwanzigstes Kapitel	168
Einundzwanzigstes Kapitel.....	184
Zweiundzwanzigstes Kapitel.....	197
Dreiundzwanzigstes Kapitel	207
Vierundzwanzigstes Kapitel	219
Fünfundzwanzigstes Kapitel.....	230
Sechsendzwanzigstes Kapitel.....	241
Siebenundzwanzigstes Kapitel	249
Achtundzwanzigstes Kapitel	263
Neunundzwanzigstes Kapitel.....	274
Dreizigstes Kapitel.....	288
Einunddreißigstes Kapitel.....	298
Zweiunddreißigstes Kapitel	308

Dreiunddreißigstes Kapitel	317
Vierunddreißigstes Kapitel.....	325
Fünfunddreißigstes Kapitel.....	335
Sechsenddreißigstes Kapitel	344
Siebenunddreißigstes Kapitel.....	353
Achtunddreißigstes Kapitel.....	362
Neununddreißigstes Kapitel	371
Vierzigstes Kapitel	379
Anhang	389
I. Über die Feste der Indianer	389
II. Vom Fasten und Träumen	393
III. Die Totems	400
IV. Kunde der Gestirne bei den Indianern.....	403
V. Musik und Poesie der Indianer	411
V. Indianische Gesänge	417

John Tanner

Das Leben eines Jägers

oder

John Tanners

Denkwürdigkeiten

über

seinen dreißigjährigen Aufenthalt unter den

Indianern Nordamerikas

Erstmals erschienen 1830 in New York

übersetzt von Dr. Karl Andree

Leipzig

Verlag von Wilhelm Engelmann

1840

Erstes Kapitel

Meine früheste Jugenderinnerung, die ich mir noch jetzt deutlich vergegenwärtigen kann, ist der Tod meiner Mutter. Ich war damals erst zwei Jahre alt, allein mehrere Umstände, welche sich zu jener Zeit ereigneten, machten auf mich einen so tiefen Eindruck, dass ich sie nie wieder vergessen habe. Wie der Ort hieß, wo wir wohnten, weiß ich nicht mehr, man hat mir aber gesagt, er habe am Ufer des Kentucky River, weit entfernt vom Ohio gelegen.

Mein Vater, John Tanner, war ein Auswanderer aus Virginia und früher evangelischer Geistlicher gewesen. Nach dem Tod meiner Mutter ließ er sich an einem Ort nieder, der den Namen Elk Horn führte. Dort war eine Höhle, die ich oft mit ihm besuchte. Wir nahmen dann jeweils zwei Lichter mit. Das eine zündeten wir an, wenn wir hineintraten, und gingen dann so lange weiter, bis es niedergebrannt war. Darauf kehrten wir um und kamen wieder ans Tageslicht, ehe das Zweite gänzlich verzehrt war.

Elk Horn wurde zuweilen von Shawnee angegriffen, welche jeden Weißen, dessen sie habhaft werden konnten, ermordeten und Hornvieh oder Pferde raubten. Mein Oheim väterlicherseits machte sich einstmals in der Nacht mit mehreren Männern auf, näherte sich dem Lagerplatz der Indianer bis auf Flintenschussweite und tötete eine Rothaut. Er skalpierte seine Beute. Die übrigen stürzten sich in den Fluss und entkamen.

Während wir in Elk Horn wohnten, ereignete sich ein Umstand, dem ich das meiste Unglück, das mich nachher im Leben heimsuchte, zuzuschreiben habe. Mein Vater ritt nämlich eines Morgens zu einem weit entlegenen Dorf und

hatte, ehe er das Haus verließ, meinen Schwestern Agathe und Lucy streng anbefohlen, mich ja in die Schule zu schicken. Sie vergaßen es aber und dachten erst nachmittags wieder daran.

Da wollte ich aber nicht fortgehen, weil es sehr stark regnete. Als abends mein Vater heimkam und erfuhr, dass ich nicht in der Schule gewesen war, musste ich selbst hinausgehen und einige Gerten holen, mit denen er mich stärker durchpeitschte, als ich verdient zu haben glaubte. Seitdem hegte ich Groll gegen meine Schwestern, weil sie alle Schuld auf mich gewälzt und mir doch am Morgen nichts gesagt hatten. Seit jenem Tag war mir das väterliche Haus nicht mehr so lieb wie bisher. Ich dachte und sagte oft, wie gern ich bei den Indianern leben wollte.

Ich weiß nicht genau, wie lange wir in Elk Horn gewohnt haben. Als wir mit unseren Pferden und Fuhrwerken aufgebrochen waren, kamen wir nach Ablauf zweier Tage an den Ohio, wo mein Vater drei flache Fahrzeuge kaufte, an denen wir Spuren von Kugeln und Blut bemerkten. Es waren nämlich auf denselben mehre Weiße von Indianern toteschlagen worden. Eines dieser Flachboote nahm Pferde und Hornvieh auf. In das Zweite wurden Betten und Gepäck geladen. Auf dem Dritten befanden sich einige Afroamerikaner. Die beiden Ersteren waren zusammengebunden, das andere folgte, und so fuhren wir binnen drei Tagen auf dem Ohio bis nach Cincinnati.

Als wir uns eben dieser Stadt gegenüber befanden, schlug das erste Boot mitten im Flusse um. Gerade zur rechten Zeit bemerkte mein Vater das Unglück und hatte eben noch Zeit, die Stricke durchzuschneiden, womit die Kühe angebunden waren. Das Vieh schwamm an das gegenüberlie-

gende kentuckysche Ufer, und die Bewohner von Cincinnati eilten bereitwillig herbei, um uns zu helfen. Mein Vater konnte ihnen bloß mit Worten danken.

Im Laufe eines Tages gelangten wir von Cincinnati bis zur Mündung des Great Miami River. Auf dem jenseitigen Ufer desselben wollten wir uns ansiedeln. Wir fanden dort schon einiges urbar gemachtes Land und ein Paar aus Holz gebaute Hütten, die aber von ihren Bewohnern der Indianer wegen verlassen waren. Mein Vater setzte die Hütten in bewohnbaren Stand und umgab sie mit starken Palisaden. Es war am Anfang des Frühjahres, und unsere erste Sorge deshalb das Feld zur Aufnahme der Aussaat vorzubereiten. Als wir etwa 10 Tage dort sein mochten, sagte uns eines Morgens mein Vater, er sähe aus den Bewegungen der Pferde, dass sich Indianer in den Wäldern umhertreiben müssten.

»John«, sprach er, »du gehst mir heute nicht aus dem Haus.«

Darauf gab er meiner Stiefmutter die Weisung, ja keines der Kinder aufs Feld zu lassen, und verließ die Wohnung, um mit den Afroamerikanern und meinem älteren Bruder Korn auszusäen.

Außer mir und meiner Stiefmutter waren noch drei kleine Kinder im Haus. Damit sie mich desto besser im Auge behalten konnte, musste ich auf das jüngste Kind, das höchstens ein paar Monate alt war, aufpassen. Das wurde mir aber bald zu langweilig und darum fing ich an, meinen kleinen Bruder dermaßen zu zwicken und zu kneipen, dass er laut schrie. Die Mutter sagte, ich sollte den Kleinen auf den Arm nehmen und mit ihm auf und ab gehen. Das tat ich denn auch, zwickte aber nichtsdestoweniger das Kind

fortwährend. Da nahm sie mir es ab und gab ihm die Brust. Diese Gelegenheit benutzte ich, um aus dem Haus zu schlüpfen, und durch eine im Pfahlwerk angebrachte Tür auf das Feld zu entwischen. Nicht weit vom Haus entfernt und gleichfalls in der Nähe des Ackers stand ein Nussbaum, unter welchem noch vom vergangenen Jahr viele Nüsse lagen. Dorthin wollte ich, musste jedoch, um nicht von meinem Vater oder den Arbeitern bemerkt zu werden, recht vorsichtig zu Werke gehen. Noch heute sehe ich meinen Vater so deutlich vor mir stehen, wie in jenem Augenblick, als ich mich hinter dem Baum versteckte. Er hielt mitten aus dem Feld, das Gewehr auf der Schulter, gute Wacht gegen die Indianer, während die Übrigen arbeiteten. Ich sprach zu mir selbst: »Diese Indianer möchtest du doch auch einmal sehen.«

Ich hatte meinen Strohhut bereits zur Hälfte mit Nüssen gefüllt. Da hörte ich hinter mir ein Geräusch, drehte mich um und erblickte Indianer. Ein alter und ein junger Mann packten mich und schleppten mich fort. Der eine nahm meinen Hut, schüttete die Nüsse aus und stülpte ihn mir über den Kopf. Was darauf mit mir passiert ist, weiß ich nicht mehr. Wahrscheinlich war ich ohnmächtig geworden, denn geschrien und um Hilfe gerufen habe ich nicht. Endlich kam ich unter einem hohen Baum, der von meines Vaters Haus schon ziemlich weit entfernt sein mochte, wieder zu mir. Den alten Mann sah ich nicht mehr, nur den jungen Indianer mit einem anderen, der sehr klein, aber stark und untersetzt war. Ich mochte vielleicht mich widersetzt oder diesen Menschen auf irgendeine andere Art genug gereizt haben, denn er zerrte mich beiseite, nahm seinen Tomahawk und deutete mir an, ich solle die Augen zum Himmel

aufschlagen. Aus seinen Gesichtszügen und seinem ganzen Benehmen wurde es mir klar, dass ich zum letzten Mal den Himmel anblicken sollte, weil seine Absicht darin bestand, mich zu töten. Ich gehorchte, aber der junge Indianer, der mich geraubt hatte, fiel dem anderen in den Arm und packte die schon über meinem Haupt schwebende Streitaxt. Es erhob sich ein Streit zwischen den beiden Indianern. Der jüngere fing laut an zu rufen und zu schreien, mehrere Stimmen antworteten. Daraufhin kamen in aller Eile der Alte mit vier anderen Indianern herbeigerannt und richtete einige harte Worte an den, welcher mich hatte töten wollen. Er nahm mich bei der einen, der junge Mensch bei der anderen Hand und zogen sie mich fort, während der Unteretzte hinter mir herging. Sie mochten meinerwegen wohl nicht so schnell von dannen eilen können, wie sie es sich wünschten. Auch befürchteten sie, eingeholt zu werden, weshalb immer mehrere zurückblieben, um aufzupassen.

Eine gute Meile von der Wohnung meines Vaters musste ich in ein aus Hickoryrinde gebautes Kanu steigen, das am Ufer des Flusses im Gesträuch verborgen lag. Alle sieben sprangen hinein, fuhren über den Ohio und landeten am linken Ufer des Great Miami, unweit von dessen Mündung. Hier ließen sie das Kanu zurück und pflanzten ihre Pagayen (Ruder) dergestalt in die Erde, dass sie vom Fluss aus bemerkt werden konnten. In geringer Entfernung hatten sie in einem Wald Decken und Lebensmittel versteckt und gaben mir ein wenig gesalzenes Fleisch mit Bärenfett. Ich konnte aber nichts essen. Von jener Stelle aus konnte ich die Hütten meines Vaters noch ganz deutlich erblicken. Auch die Indianer sahen dorthin und schauten dann lachend mich an. Ich habe aber nie erfahren, was sie damals

sagten.

Als sie gegessen hatten, machten sie sich wieder auf den Weg und gingen den Great Miami flussaufwärts. Mich schleppten sie mit und nahmen mir die Schuhe ab, weil sie dachten, ich würde dadurch daran gehindert, schneller zu gehen. Zwar hatten sie ein wachsames Auge auf mich, ich gab aber trotzdem die Hoffnung, ihnen entwischen zu können, nicht auf und prägte mir darum auch jeden Gegenstand, der mir als Merkzeichen dienen konnte. Ferner trat ich mehrmals das hohe Gras nieder und wühlte in dem weichen Erdboden, um diese Stellen wiederzuerkennen. Ich dachte immer, es würde mir wohl möglich sein, zu entkommen, wenn alle schliefen. Als es Nacht wurde, pressten der Alte und der Junge mich so eng zwischen sich, dass wir alle drei unter einer Decke lagen. Ich war so matt und müde, dass ich auf der Stelle einschlief. Als ich am anderen Morgen erwachte, stand die Sonne schon am Himmel, die Indianer waren munter und im Begriff weiter zu reisen. So gingen wir vier Tage lang. Die Indianer gaben mir kaum einen Bissen zu essen, und ich dachte immer ans Entrinnen. Allein jeden Abend sank ich, matt und müde von der Anstrengung, in tiefen Schlaf. Meine unbekleideten Füße waren aufgerissen und geschwollen. Als das der Alte sah, zog er mir viele Dornen und Holzsplitterchen heraus und gab mir auch ein Paar Mokassins, sodass ich etwas besser laufen konnte. Gewöhnlich musste ich zwischen dem Alten und dem Jungen gehen und zuweilen dermaßen laufen, dass mir alle Kräfte ausgingen. Mehrere Tage lang genoss ich so gut wie gar nichts. Vier Tage später, von dem an gerechnet, an welchem wir den Ohio verlassen hatten, kamen wir an einen anderen großen Fluss, der, wie ich glaube, in

den der Great Miami mündet. Er war breit und so tief, dass ich nicht hindurchwaten konnte. Deshalb nahm mich der Alte auf seine Schultern. Dabei ging ihm das Wasser bis an die Achselhöhlen. Ich sah nun wohl ein, dass ich ohne Hilfe über dieses Wasser nicht hinüberkommen konnte, und so schwand denn auch meine Hoffnung, auf irgendeine Art meine Flucht bewerkstelligen zu können. Ich erklomm das Ufer und lief in den Wald, wo ich eine Bruthenne aufscheuchte. Ihr Nest war voller Eier, die ich in mein Taschentuch legte. Ich ging an den Fluss zurück, und die Indianer lachten, als sie mich kommen sahen. Sie nahmen mir die Eier weg und zündeten ein Feuer an, um dieselben in einem Kessel zu kochen. Ich war sehr hungrig und harrte mit Schmerzen auf die Mahlzeit. Da kam plötzlich der Alte von der Stelle, wo wir ans Ufer gestiegen waren, herangelaufen, nahm den Kessel, schüttete Wasser und Eier in die Flut und richtete schnell und in leisem Ton einige Worte an den Jüngeren. Ich schließ sofort darauf, dass wir verfolgt würden. Später habe ich erfahren, dass ich mich damals nicht geirrt hatte. Wahrscheinlich befanden sich meine Angehörigen auf der andern Seite des Flusses. Die Indianer rafften in aller Eile die Eier zusammen und liefen in verschiedenen Richtungen in den Wald. Zwei von ihnen nahmen mich bei den Armen, und ich musste mit ihnen laufen, so schnell ich nur konnte.

Ein Paar Tage danach trafen wir mit einer Gruppe von zwanzig bis dreißig Indianern zusammen, die zu den Niederlassungen der Weißen wollten. Der Alte führte mit ihnen ein langes Gespräch. Später erfuhr ich, dass sie Shawneekrieger waren. Da sie von uns erfuhren, dass wir von Weißen am Ufer des Great Miami verfolgt würden, mach-

ten sie sich auf, ihnen entgegenzuziehen. Sie hatten mit diesen ein blutiges Gefecht, in welchem auf beiden Seiten mehrere Menschen starben.

Unser Zug durch die Wälder war sehr langweilig und beschwerlich. Etwa zehn Tage nach jenem Zusammentreffen kamen wir an den Maumee River. Sogleich durchliefen die Indianer den Wald, riefen sich einander etwas zu, fragten und antworteten. Bald war ein passender Hickorybaum gefunden und gefällt. Sie fertigten aus der Rinde ein Kanu, in das wir alle hineinstiegen. Nun fuhren wir den Fluss hinab, bis wir zu einem großen Dorf der Shawnee kamen, das an der Mündung eines Flusses lag. Als wir landeten, kam eine große Menge Indianer auf uns zugelaufen. Ein junges Weib fiel schreiend und kreischend über mich her und schlug auf meinen Kopf ein. Mehrere ihrer Verwandten waren nämlich von den Weißen getötet worden. Viele Shawnee hatten große Lust, mich ums Leben zu bringen, der Alte und der Junge aber wussten sie davon abzuhalten. Ich sah wohl, dass ich häufig der Gegenstand ihrer Gespräche war, verstand aber nichts von dem, was sie sagten. Der Alte konnte ein paar Worte Englisch sprechen und befahl mir zuweilen in dieser Sprache, Wasser zu holen, Feuer anzumachen oder ihm andere kleine Dienste zu leisten, die er von mir verlangte.

Wir blieben zwei Tage in jenem Dorf und ruderten danach weiter. Bald darauf hielten die Indianer bei einem Handelskontor an, in welchem drei oder vier Handelsleute sich befanden, die Englisch sprechen konnten. Diese Männer unterhielten sich viel mit mir und sagten, sie wünschten recht sehr, mich loszukaufen und zu meinen Verwandten zu bringen. Aber der Alte wollte sich nicht von mir

trennen. Ich erfuhr von den Handelsleuten, dass ich sein Sohn werden sollte, da ihm sein Kind gestorben sei; ich möchte mich damit zufriedengeben und mitgehen. Dabei fügten sie hinzu, sie wollten nach zehn Tagen ins Dorf kommen und mir die Freiheit wieder verschaffen. Ich wurde von ihnen sehr gut behandelt, sie gaben mir im Überfluss zu essen, was die Indianer nicht getan hatten. Als ich sie endlich verlassen musste, fing ich zum ersten Mal seit meiner Entführung zu weinen an, ihr wiederholtes Versprechen jedoch, mir nach zehn Tagen die Freiheit wieder verschaffen zu wollen, tröstete mich einigermaßen. Bald nach unserer Abfahrt gelangten wir in den Eriesee, und die Indianer hielten in dieser Nacht keine Rast. Als der neue Tag anbrach, stießen sie ein lautes Geschrei aus. Am Ufer ließen sich einige Lichter erkennen, und bald kam ein Kanu zu uns heran und nahm drei unserer Gefährten auf.

Was von diesem Tag bis zu unserer Ankunft in Detroit vorging, kann ich nicht mehr genau zu sagen. Anfangs ruderten wir mitten im Fluss, bis wir der Stadt gerade gegenüber waren. Dann näherten wir uns dem Ufer und ich sah, dass eine weiße Frau sich einige Augenblicke mit den Indianern besprach. Worüber sie verhandelten, konnte ich nicht verstehen. Es standen mehrere Weiße am Ufer. Ich verstand aber nicht, was sie sagten. Wahrscheinlich sprachen sie französisch. Gleich danach stachen die Indianer wieder mitten in den Fluss und ruderten weiter.

Es mochte wohl Mittag gewesen sein, als wir Land betreten und das Kanu auf trockenen Boden in den Wald zogen. Die Indianer fanden einen dicken hohlen Baum, der an einer Seite offen war, und warfen ihre Decken, den Kessel und einige andere Gegenstände hinein. Daraufhin musste

ich auf allen vieren durch die Öffnung kriechen, welche sie hinter mir verstopften. Noch ein paar Minuten hörte ich sie sprechen und dann blieb lange Zeit alles still. Hätte ich nicht schon längst auf jeden Gedanken an Flucht Verzicht geleistet gehabt, so wäre es mir jetzt gewiss klar geworden, dass an kein Entrinnen mehr zu denken war.

Nach einigen Stunden hörte ich, dass die Holzstücke, womit sie die Öffnung verstopft hatten, weggenommen wurden. Kurze Zeit später sah ich auch wieder das Tageslicht und bemerkte eine große graue Stute mit zwei braunen Füllen, welche von den Indianern hierher geführt worden waren. Auf eines der Letzteren setzten sie mich. Die beiden andern Tiere wurden mit Gepäck beladen, und da die Indianer abwechselnd zu Pferde ritten, kamen wir schnell von der Stelle und kamen bereits nach drei Tagen in Saugenong an. Dort verließen uns abermals zwei Indianer. Der Alte und der junge Mensch wohnten hier; sie gingen aber nicht geradewegs zu ihrem Haus, sondern ließen ihre Pferde zurück und borgten sich ein Kanu, in welchem wir bis vor die Hütte des Alten fuhren, die aus Holz ausgeführt war und Ähnlichkeit mit denen hatte, die ich bereits von Kentucky kannte. Eine alte Frau lief auf uns zu, der Alte sprach einige Worte zu ihr, sie schrie laut auf, umarmte mich und zog mich in die Hütte.

Zweites Kapitel

Am anderen Morgen wurde ich zu einem mit Pfahlwerk umgebenen Platz geführt, zu dessen beiden Seiten sich ein baumloses Terrain weithin erstreckte. Dort setzten sich alle Indianer nieder. Die Familie und die Freunde des Alten nahmen auf der einen Seite Platz, die Fremden auf der anderen. Die Freunde hatten Geschenke an Zucker, Mais, anderem Getreide, Tabak und dergleichen mitgebracht. Bald darauf fingen die Indianer, welche mich dorthin geschafft hatten, an zu tanzen und zogen mich in die Umzäunung. Ihr Tanz war rasch und munter, etwa wie der Skalptanz. Von Zeit zu Zeit reichte mir der eine oder andere einiges von den mitgebrachten Geschenken. Wenn aber beim Tanz die Reihe an mich kam und ich auf die andere Seite treten musste, wurde mir alles wieder abgenommen. So verging ein großer Teil des Tages, bis alle Geschenke verzehrt waren. Danach kehrten alle zu ihren Hütten zurück.

Ich war von der Familie des alten Manito-o-Gheezhik an Kindesstatt angenommen worden. Diesem war nämlich vor Kurzem sein jüngster Sohn gestorben, und seine Frau hatte ihm gesagt, dass sie nicht mehr leben könne, wenn er ihr nicht das Kind wieder herbeischaffe. Darauf hatte sich Manito-o-Gheezhik mit seinem ältesten Sohn Kisch-kau-ko und zwei anderen Männern seines Volkes, das am Huronsee wohnte, aufgemacht, um seine Frau zufriedenzustellen. Am oberen Teil des Eriesees hatten sich drei seiner Verwandten mit ihm vereinigt, und alle waren sodann zu den Niederlassungen in Ohio gewandert. Am Abend vor meiner Entführung waren diese Indianer an der Mündung des Big Miami angelangt, über den Ohio gesetzt, und hatten

sich unfern von meines Vaters Wohnung im Wald versteckt gehalten. Am anderen Morgen hatte der Alte nur mit Mühe die Wut und Mordlust der jüngeren Krieger zurückgehalten. Denn diese wollten, da kein Knabe zu sehen war, auf die Arbeiter Feuer geben. Ich habe schon erzählt, was mit mir von der Zeit meiner Entführung an vorging. Auf dem Grab des gestorbenen Sohnes wurde ich an Kindesstatt angenommen, und meine neue Familie gab mir den Namen Schaw-schaw-wa-ne-ba-se, das heißt der Falke. Und ich habe diesen geführt, solange ich unter den Wilden lebte. Meine indianische Mutter hieß Ne-keek-wos-ke-cheem-e-kwa, das heißt die Otter, und dieses Tier war ihr Totem.

Als ich an den Saugenong kam, war der Frühling kaum ins Land gekommen. Ich erinnere mich, dass die Blätter noch klein waren und die Indianer etwas Getreide aussäten. Sowohl durch einige englische Worte, welche Manito-o-Gheezhik sprechen konnte, als auch durch Zeichen wurde mir angedeutet, dabei behilflich zu sein. Als die Aussaat geschehen war, verließen alle Indianer das Dorf, gingen auf die Jagd und räucherten das Fleisch.

Als sie auf das Jagdgebiet angekommen waren, suchten sie einen Platz aus, wo Damhirsche im Überfluss waren, und stellten dort eine lange Reihe von jungen Bäumen und grünen Zweigen nebeneinander. Als ein Teil vollendet war, gaben sie mir Anweisung, wie ich die Blätter und die kleinen dünnen Zweige auf der Seite entfernen sollte, auf welcher die Indianer sich auf den Anstand stellen wollten. Die jüngeren Weiber und die Kinder leisteten mir einige Male Hilfe bei dieser Arbeit. Gewöhnlich aber ließen sie mich allein.

Es fing an sehr warm zu werden, und eines Tages, als ich

eben allein und sehr matt und durstig war, schlief ich ein. Da glaubte ich plötzlich ein lautes Geschrei zu vernehmen, und wollte den Kopf emporheben. Aber das ging nicht. Da ich wieder etwas mehr zu Sinnen kam, bemerkte ich, dass meine Mutter mit meiner Schwester neben mir stand, und mein Kopf ganz nass war. Die Alte und ihre Tochter kreischten hell auf, und es dauerte noch einige Zeit, ehe ich begriff, dass mir das Haupt beinahe auseinandergeschlagen war. Wahrscheinlich hatte mich der alte Manito-o-Gheez-hik schlafend da liegen sehen, mir einen Schlag mit dem Tomahawk versetzt und ins Gebüsch geworfen. Denn als er vom Feld heim in seine Hütte gekommen war, hatte er zu seiner Frau gesagt: „Altes Weib, das Kind, welches ich dir gebracht habe, ist zu nichts nütze. Ich habe den Jungen totgeschlagen. Du wirst ihn da und da finden.« Darauf war die Indianerin, von ihrer Tochter begleitet, hingeeilt und hatten noch einige Lebensspuren in mir entdeckt. Ihr Geschrei und dass sie mir den Kopf mit Wasser begossen, hatte mich wieder zu mir selbst gebracht.

Nach wenigen Tagen war meine Wunde so ziemlich wieder geheilt. Ich musste abermals anfangen zu arbeiten, hütete mich aber sehr, wieder einzuschlafen. Ich gab mir alle mögliche Mühe, den Befehlen nachzukommen, wurde aber dennoch mit großer Härte behandelt, besonders vom Alten und zweien seiner Söhne, Sche-mung und Kwo-ta-sche. Während wir uns in den Jagdgründen befanden, warf mir einer einen Zaum über die Hand und gab mir durch einen Wink zu verstehen, in welche Richtung ich gehen sollte. Er wollte meiner Meinung nach mir zu verstehen geben, ich sollte ein Pferd holen, und so brachte ich denn das Erstbeste, das mir in den Wurf kam. Überhaupt erriet ich insge-

mein sehr wohl, was sie von mir wollten.

Als wir von der Jagd zurückkamen, musste ich auf dem ganzen Weg bis zum Dorf eine schwere Last gedörrten Fleisches auf dem Rücken schleppen. Ich starb fast vor Hunger, wagte es aber nicht, auch nur das kleinste Stück anzurühren. Meine indianische Mutter, die etwas Mitleid zu haben schien, schaffte zuweilen etwas zu essen auf die Seite und steckte es mir zu, wenn der Alte nicht da war. Nach unserer Rückkehr verließen die jungen Männer, wenn das Wetter gut war, das Dorf, um mit Harpunen Fische zu fangen. Ich musste sie begleiten und das Kanu rudern. Da ich das noch nicht zum Besten verstand, so fielen sie manchmal über mich her und schlugen mich mit den Harpunenstielen. Es verging kein Tag, an welchem ich nicht von dem einen oder anderen Prügel erhielt. Andere Indianer, die nicht zu unserer Familie gehörten, schienen Mitleid mit mir zu haben, denn sie bezeugten mir ihre Teilnahme und gaben mir zu essen, wenn der Alte fort war.

Nachdem wir das Getreide geerntet und in die Gruben geschüttet hatten, worin es für den Winter aufbewahrt wird, zogen die Indianer an die Ufer des Saugenong, um dort zu jagen. Ich litt auch jetzt, wie bisher stets, viel an Hunger, und sah doch oft, dass die Indianer in den Wäldern etwas aßen. Wenn ich aber zu erfahren suchte, was das wohl sein mochte, dann verhehlten sie es vor mir. Endlich raffte ich einige Bucheckern auf und aß diese. Sie schmeckten mir gut, und ich zeigte sie den Indianern, die laut auflachten und mir sagten, das eben wäre es, was sie schon seit längerer Zeit aßen. Als Schnee gefallen war, musste ich die Jäger begleiten und zuweilen einen ganzen Damhirsch bis zum Lagerplatz schleppen, was mir denn

nur mit der größten Anstrengung möglich war.

Des Nachts schlief ich zwischen dem Feuer und dem Eingang der Hütte. Jeder der Eintretenden oder Hinausgehenden gab mir gewöhnlich einen Tritt, und wenn ein Indianer getrunken hatte, so schüttete er immer das Wasser, welches er nicht mehr mochte, über mich aus. Der Alte behandelte mich immer sehr hart und grausam, manchmal aber war die Behandlung noch barbarischer als gewöhnlich. Eines Tages stand er auf, nahm seine Mokassins und ging, kam aber plötzlich wieder zurück, packte mich bei den Haaren, zog mich aus der Hütte heraus, drückte mein Gesicht in einen Haufen Menschenkot und schmierte es in diesem etwa so herum, wie man es bei einer unreinlichen Katze tut. Daraufhin zerrte er mich wieder von der Erde auf und schleuderte mich weit weg in den Schnee. Ich wagte nicht, ihm wieder vor die Augen zu treten. Endlich kam meine Mutter und brachte mir etwas Wasser, sodass ich mich waschen konnte. Wir wollten an einer anderen Stelle unser Lager ausschlagen, und ich musste, wie gewöhnlich, eine schwere Last tragen. Noch hatte ich mich nicht ordentlich reinigen können, und als die Indianer mich dergestalt beschmutzt sahen, wollten sie wissen, was mit mir vorgegangen sei. Durch Zeichen und mithilfe einiger Worte aus ihrer Sprache machte ich ihnen deutlich, wie ich behandelt worden war. Mehre schienen Mitleid zu haben, waren mir beim Waschen behilflich und gaben mir auch etwas zu essen.

Oftmals, wenn der Alte mich schlagen wollte, suchte meine Mutter, die sich im Allgemeinen sehr gütig bewies, mich mit ihren Armen zu beschützen und dann bekamen wir beide etwas ab. Als der Winter zu Ende ging, reiste Kischkau-ko, ein junger Mensch von etwa zwanzig Jahren, mit

vier anderen Indianern, die mit ihm in gleichem Alter sein mochten, ab, um einen Kriegszug mitzumachen. Gleich nach der Zuckerernte kam auch Manito-o-Gheezhik ins Dorf zurück und traf mit einigen anderen Männern Anstalten und Vorbereitungen zum Krieg. Ich war nun etwa ein Jahr bei den Indianern und fing an, von ihrer Sprache etwas zu verstehen.

Beim Abschied sagte mir der Alte: »Ich gehe jetzt, um deinen Vater, deinen Bruder und alle deine Angehörigen zu töten ...«

Kisch-kau-ko kam zuerst, und zwar schwer verwundet, heim. Seiner Erzählung zufolge war er mit seiner Abteilung bis an den Ohio gekommen, wo sie einige Zeit auf der Lauer lagen, und dann auf ein kleines Boot, das den Fluss herab kam, gefeuert hatten. Ein Mann war getötet worden, die anderen hatten sich durch Schwimmen gerettet. Bei der Verfolgung, denn die Indianer setzten den Flüchtigen nach, hatte sich Kisch-kau-ko mit seiner eigenen Lanze verwundet. Die Indianer brachten den Skalp des getöteten Mannes mit in das Dorf.

Einige Tage später kam auch der alte Manito-o-Gheezhik wieder und zeigte mir einen alten abgeschabten Hut von weißer Farbe. Ich erkannte ihn als den meines Bruders. Er sagte mir, er habe meine ganze Familie ermordet, alle Afro-amerikaner, alle Pferde totgemacht, und zum Beweis habe er den Hut mitgenommen. Ich glaubte ihm, dass alle meine Angehörigen ums Leben gekommen wären, und dachte jetzt noch weniger an Flucht. So verlebte ich noch zwei Jahre in dieser Familie. Jeder Tag entfernte mich mehr von dem Gedanken, zu fliehen. Allein ich vergaß nicht die Zusage, welche mir die englischen Handelsleute am Mau-

mee River gemacht hatten, und wünschte sehr, sie möchten sich doch endlich an ihr Versprechen erinnern. Die Indianer betranken sich oft, dann wollten sie mich immer totschlagen, und ich musste mich im Wald verbergen und wagte nicht eher wieder zu der Hütte zu gehen, bis ihr Rausch vorbei war. Ich hatte fortwährend noch jetzt, wie im ersten Jahr, viel an Hunger zu leiden und bekam nie genug zu essen, obwohl mir manchmal Indianer, die nicht zu meiner Familie gehörten, etwas zusteckten. Die alte Frau, ihre Töchter und ihr jüngster Sohn Be-nais-sa (der Vogel), der wie ich im gleichen Alter war, behandelten mich gut. Aber der Alte, Kisch-kau-ko und zwei seiner Brüder, Kwo-ta-sche und Sche-mung waren grausam, und es dürstete sie nach dem Blut der Weißen. Be-nais-sa war viel besser.

Während meines Aufenthaltes in Saugenong sah ich nur ein einziges Mal Weiße. Es fuhr ein kleines Fahrzeug vorüber. Die Indianer setzten mich in ein Kanu und fuhren mit mir an das Boot, denn sie vermuteten mit Recht, dass mein bejammernswürdiges Aussehen bei den Leuten meiner eigenen Farbe Mitleid erregen müsste. Diese gaben mir Brot, Obst und andere Geschenke. Ich bekam aber nur einen einzigen Apfel davon in die Hände.

Zwei Jahre nach meiner Entführung beriefen die englischen Agenten eine große Versammlung nach Mackinack ein. Dorthin kamen die Sioux, Winnebago, Menominee und Indianer von anderen entfernt wohnenden Stämmen, zugleich mit den Chippewa und Ottawa. Als der alte Manito-o-Gheezhik wieder heimkam, hörte ich, er habe in Mackinack seine Verwandte Net-no-kwa getroffen, die, ungeachtet ihres Geschlechts, als Häuptling der Ottawa angesehen wurde. Dieser Frau war ein Sohn gestorben, der etwa

so alt gewesen war, wie ich. Sie hatte von mir gehört und wollte mich kaufen. Allein davon wollte meine indianische Mutter, die Otter, unter keinerlei Bedingung etwas wissen. Ich hörte, wie sie ausrief: »Mein Sohn ist einmal gestorben und mir wieder gegeben. Ich will ihn nicht noch einmal verlieren.« Allein niemand hörte auf ihre Vorstellung mehr, als Net-no-kwa mit vielem Branntwein und anderen Geschenken in unserem Lager erschien. Sie ließ erst ein kleines, etwa 10 Gallonen haltendes Fass mit Whiskey, Decken, Tabak und andere wertvolle Sachen herbeibringen. Denn sie wusste recht gut, mit was für Leuten sie zu tun hatte. Manito-o-Gheezhik machte, nachdem das Fass geleert war, allerlei Einwendungen. Als aber ein Zweites gebracht wurde und Net-no-kwa noch einige Geschenke verteilte, wurde ich ihr übergeben. Diese Frau stand schon in etwas vorge-rücktem Alter, war aber von einem einnehmenderen Äußeren als meine bisherige Mutter, die Otter. Sie nahm mich bei der Hand, führte mich in ihre in der Nähe befindlichen Hütte, und ich sah gleich von vornherein, dass ich von nun an besser behandelt werden würde. Sie gab mir viel zu essen, gute Kleidung und sagte, ich sollte mit ihren Kindern spielen. Wir blieben nur noch kurze Zeit in Saugenong. In Mackinack wollte Net-no-kwa nicht mit mir anhalten, und wir fuhren in der Nacht vorüber und zu der St. Ignatius-spitze, wo sie mich einigen Indianern anvertraute, die für mich so lange sorgen sollten, bis sie ihre Geschäfte mit den englischen Agenten abgemacht haben würde. Nach ihrer Rückkehr reisten wir weiter und erreichten nach wenigen Tagen Schab-a-wy-wy-a-gun. Damals war gerade das Korn reif, und nachdem wir eine kurze Zeit Halt gemacht hatten, fuhren wir drei Tage lang flussaufwärts. Von der Stelle ab,

wo wir unsere Kanus zurückließen und die Landreise antraten, mussten wir drei Mal Nachrast einlegen, ehe wir den Platz erreichten, wo die Winterhütten aufgebaut werden sollten.

Der Ehemann von Net-no-kwa war ein Chippewa vom Red River, hieß Taw-ga-we-ninne oder der Jäger, und war siebzehn Jahre jünger als sie. Dennoch hatte er seine erste Frau verstoßen, um sich mit ihr zu verbinden. Er bewies sich mir gegenüber immer sehr gut und nachsichtig und behandelte mich mehr als seinesgleichen, als wie einen Untergebenen. Wenn er mich anredete, nannte er mich stets seinen Sohn. Doch hatte er in der Familie kein besonders großes Ansehen, da das gesamte Eigentum der Net-no-kwa gehörte, die auch alle Geschäfte leitete. Im ersten Jahr ließ diese mich einige andere Dienste leisten, die sonst von Kindern meines Alters nicht verlangt wurden. Aber dabei zeigte sie sich fortwährend so gut, dass ich sehr zufrieden und glücklich war, wenn ich meine Lage mit der Behandlung verglich, die mir bei Manito-o-Gheezhik zuteilgeworden war. Zuweilen verprügelte sie mich so gut wie ihre anderen Kinder, aber weder so heftig, noch so oft, wie Manitu es getan hatte.

Kapitel 3

Am Frühlingsanfang machte sich Net-no-kwa mit ihrem Mann und ihren Kindern auf den Weg nach Mackinack. An der St. Ignatiusspitze wurde ich wie im vorigen Jahr versteckt gehalten, denn sie fürchteten mich zu verlieren,

wenn die Weißen mich gesehen hätten. Auf der Rückreise hatten wir widrigen Wind und mussten, als wir etwa 25 bis 30 Meilen zurückgelegt hatten, am Ufer des Sees bei einer Landspitze, Me-nau-ko-king genannt, liegen bleiben. Es hielten sich aus eben demselben Grund mehrere Indianer und Handelsleute an derselben Stelle auf. In den Wäldern flogen damals viele Tauben herum, und die Handelsleute und Indianerkinder machten Jagd auf sie. Ich hatte in meinem Leben noch kein Stück Wild erlegt, und noch nie ein Gewehr abgefeuert. Meine Mutter hatte in Mackinack ein Fass Pulver gekauft, und Taw-ga-we-ninne besaß eine große Sattelpistole. Seine Nachsicht machte mich dreist und ich bat ihn um diese Waffe, weil ich Tauben schießen wollte. Meine Mutter billigte meinen Wunsch und sprach: »Es ist Zeit für unseren Sohn, dass er lernt, wie man ein Jäger wird.«

Mein Vater, denn so nannte ich Taw-ga-we-ninne, gab mir die schon geladene Pistole und sagte: »Geh, mein Sohn. Wenn du etwas Wild erlegt hast, so sollst du bald ein Gewehr bekommen und wir wollen miteinander jagen.«

Seitdem ich ein Mann geworden bin, habe ich mich oft in sehr schwierigen Lagen befunden, aber nie habe ich so lebhaft gewünscht, meine Sachen möchten gut vonstattengehen, wie damals, als ich zum ersten Mal auf die Jagd ging. Kaum hatte ich den Lagerplatz verlassen, so sah ich auch schon Tauben, von denen sich mehrere auf einem nahen Baume niederließen. Ich nahm die Pistole, hielt sie so nahe an mein Gesicht, dass sie fast an die Nase stieß, zielte auf die Tauben und drückte ab. Im selben Augenblick hörte ich ein Summen, als wenn ein heftig geschleuderter Stein durch die Luft saust, die Waffe fiel einige Fuß hinter mir zu

Boden, und die Taube flatterte vom Baum herab.

Ohne mich weiter darum zu bekümmern, dass mein Gesicht zerfetzt war und stark blutete, raffte ich die Taube auf und brachte sie triumphierend zur Hütte. Nun wurden meine Wunden verbunden, und ich bekam eine Jagdflinte, ein Pulverhorn sowie Blei und durfte seitdem auf die Taubenjagd gehen. Ein junger Indianer begleitete mich, um mir zu zeigen, wie ich zielen müsste. Am gleichen Nachmittag schoss ich noch drei Tauben und hatte kein einziges Mal das Ziel verfehlt. Seitdem wurde ich mit etwas mehr Achtung behandelt, und durfte oft auf die Jagd gehen, um größere Übung zu bekommen.

Es war bereits der Sommer und ein Teil des Herbstes vergangen, als wir nach Schab-a-wy-wy-a-gun zurückkehrten. Bei unserer Ankunft erfuhren wir, dass die Masern im Dorf große Verwüstungen anrichteten. Net-no-kwa wusste, dass diese Krankheit ansteckend war, und wollte ihre Familie vor dem Leiden bewahren. Wir gingen daher rasch durch das Dorf und ans andere Ufer. Allein ungeachtet dieser Vorsicht wurde unsere Familie dennoch angesteckt. Sie bestand, zwei jüngere Weiber Taw-ga-we-ninnes mitgerechnet, aus zehn Personen, und alle wurden, Net-no-kwa und ich ausgenommen, angesteckt. Mehrere waren sehr krank, und wir beiden konnten nur mit großer Mühe sie alle pflegen.

Im Dorf starben viele Indianer, von den unseren aber unterlag keiner. Sie wurden am Anfang des Winters wieder gesund, und so kamen wir endlich zu dem Platz zurück, wo wir im vergangenen Jahr überwintert hatten. Hier musste ich nun, wie die übrigen Jäger, Marderfallen stellen. Am ersten Tag ging ich früh aus, arbeitete nach Kräften,

hatte aber, als ich spät nach Hause kam, nur drei gemacht, während ein guter Jäger 25 bis 30 zustande bringt. Am anderen Morgen untersuchte ich meine Fallen, fand aber nur einen Marder, und an den folgenden Tagen war ich nicht erfolgreicher. Die jungen Leute verhöhnten mich nun über meine Ungeschicklichkeit, und das tat meinem Vater leid.

Er sagte zu mir: »Mein Sohn, ich will dir helfen, Fallen machen.«

Und hielt sein Wort. Eines Tages machte er eine Menge und gab sie mir. Nun fing ich ebenso viele Marder wie die anderen. Die jungen Leute ließen aber keinen Augenblick aus, um mir vorzuwerfen, dass ich es nur mithilfe meines Vaters ihnen gleich täte. Dieser Winter verfloss ebenso, wie der vorige. Da ich aber allmählich ein geschickter Jäger wurde, gut zu zielen und Fallen zu legen verstand, so brauchte ich keine Weiberarbeiten mehr zu verrichten.

Im nächsten Frühling begab sich Net-no-kwa, wie sie es gewöhnlich um diese Jahreszeit tat, nach Mackinack. Auf ihrem Kanu führte sie stets eine Flagge, und wenn sie in der Stadt ankam, wurde sie vom Fort herab jedes Mal mit einem Kanonenschuss begrüßt. Damals war ich dreizehn Jahre alt. Als wir abreisten, hörte ich, dass Net-no-kwa davon sprach, zum roten Fluss zu reisen und die Verwandten ihres Mannes zu besuchen. Mehre Ottawa fassten den Entschluss, mit uns zu reisen, und unter ihnen befand sich namentlich Wah-ka-zi, Häuptling des Dorfes War-gun-uk-ke-ze, oder der krumme Baum. Wir hatten im ganzen sechs Kanus. Diesmal ließen mich die Indianer nicht bei der St.-Ignatius-Landspitze zurück, sondern landeten bei Nacht mitten unter Zedernbäumen. Die alte Frau führte mich zu einem französischen Kaufmann, der aus Rücksicht auf sie

sich bereit erklärte, mich mehrere Tage in seinem Keller versteckt zu halten. Abgesehen davon, dass ich meiner Freiheit beraubt war, wurde ich sehr gut behandelt. Allein jene Vorsicht war unnütz, denn als später, nachdem wir unsere Reise fortgesetzt hatten, widrige Winde uns zwingen bei der Landspitze anzulegen, wo sich Missionare angesiedelt haben, ließen sie mich ganz frei umhergehen.

Während die Indianer sich dort aufhalten mussten, befranken sie sich oft. Einst hatte mein Vater einen sehr starken Rausch, konnte dabei aber noch gehen und schwatzte mit zwei anderen Männern, die zusammengingen. Einen dieser hielt er am Ärmel fest und zerriss ihm dabei, ohne es zu wollen, das Hemd. Der junge Mensch, Namens Sug-gut-taw-gun (halb verfaultes Holz) wurde böse und gab meinem Vater einen Schlag, dass er hinten über stürzte. Damit noch nicht zufrieden, nahm er einen großen Stein und schleuderte ihm diesen gerade vor den Kopf.

Als ich das sah, fürchtete ich auch für meine Person, denn ich wusste, dass Me-to-saw-gea, ein Anishinabe-Häuptling, sich auf der Insel befand, und eben auf einem Kriegszug gegen die Weißen begriffen, schon Gelegenheit gesucht hatte, mich zu töten. Ich versteckte mich daher im Wald und blieb in ihm bis zum anderen Morgen. Da plagte mich der Hunger, und ich schlich durch die jungen Zedern bis in die Nähe unserer Hütte, um zu sehen, was dort vorginge und ob ich mich hineinwagen könnte. Endlich wurde ich meine Mutter gewahr, die nach mir rief und mich im Gehölz aufsuchte. Ich lief auf sie zu, und sie sagte, ich sollte nur kommen und meinen Vater sehen, der tödlich verwundet sei.

Als Taw-ga-we-ninne mich sah, sprach er zu mir: »Ich bin

totgeschlagen worden.«

Ich musste mich nebst den übrigen Kindern zu ihm setzen und nun sprach er viel mit uns.

Er sagte: »Meine Kinder, ich muss euch verlassen und bedauere, dass ihr so arm seid.« Er gab uns nicht, wie es wohl viele andere getan haben würden, Befehl, dem Indianer, der ihn mit dem Stein getroffen hatte, nach dem Leben zu trachten. Er war ein zu guter Mann, als dass er hätte übers Herz bringen können, seine Familie den Gefahren auszusetzen, die eine solcher Order notwendigerweise nach sich ziehen musste. Der junge Mann, der meinen Vater verwundet hatte, blieb bei uns, obschon Net-no-kwa ihm gesagt hatte, dass es gefährlich für ihn sei, mit zum roten Fluss zu gehen, denn die Verwandten ihres Mannes seien dort zahlreich, mächtig und sehr rachsüchtig.

Als wir am St.-Marien-Wasserfall angekommen waren, luden wir unser gesamtes Gepäck in ein Handelsfahrzeug, das mitten in den Oberen See steuerte, und setzten die Reise auf unseren Kanus fort. Da der Wind schwach war, kamen wir rascher von der Stelle als jenes Fahrzeug und warteten am Tragplatz zehn Tage auf dieses. Endlich warf es unweit vom Ufer seine Anker aus, und mein Vater mit seinen beiden Söhnen Wa-me-gon-a-biew (der Federn aufsteckt), dem älteren, und Ke-wa-tin (der Nordwind) fuhren in ihrem Kanu hin, um nach unserem Gepäck zu sehen. Als Letzterer in den Schiffsraum hinabsprang, stürzte er mit dem Knie auf die Knoten eines Strickes, der um die Warenballen gebunden war, und litt sehr unter diesem Sturz. In der Nacht schwoll sein Knie dick an, und am anderen Morgen konnte er nicht mehr aus der Hütte gehen.

Etwa acht tage später traten wir unsere Reise über den

großen Tragplatz an und schleppten Ke-wa-tin auf den Schultern in einer Decke, die wir an zwei Stangen befestigt hatten. Er war aber so krank, dass wir oft anhalten mussten. Wir hatten unsere Kanus beim Kontor am anderen Ende des Tragplatzes zurückgelassen. Es vergingen daher einige Tage, ehe wir neue gebaut hatten, die kleiner waren. Als wir diese Arbeit vollendet hatten, schickte mein Vater mich nebst einer seiner Frauen aus, um irgendetwas nachzuholen, was er bei den Kaufleuten hatte liegen lassen. Als wir auf dem Rückweg begriffen waren, kamen uns seine beiden jüngeren Kinder entgegen und sagten, ich möchte mich sputen, weil mein Vater in Todesnöten liege und mich gern noch einmal sprechen wolle.

Als ich in die Hütte trat, warf er einen Blick auf mich, konnte aber nicht sprechen, und wenige Minuten später hatte er zu atmen aufgehört. Neben ihm lag seine Flinte, die er kurz vorher noch in den Händen gehabt hatte. Am Morgen, als ich ihn verließ, schien er sich recht wohl zu befinden, und hatte, wie mir meine Mutter erzählte, erst nachmittags zu klagen angefangen. Er war in die Hütte getreten und hatte gesagt: »Mir nahet der Tod. Da ich euch nun verlassen muss, so soll der junge Mensch, der mich ums Leben gebracht hat, das seine auch missen. Ich glaubte so lange leben zu können, bis ihr alle erwachsen sein würdet. Ich muss aber sterben und euch arm hinterlassen. Ihr habt auch keinen, der euch schützen und für euch sorgen könnte.«

Als er diese Worte gesagt hatte, sei er hinausgegangen und mit seiner Flinte dem Mörder, welcher gerade vor der Hütte stand, eine Kugel durch den Leib jagen wollen.

Ke-wa-tin aber hatte zu schreien angefangen und ausge-

rufen: »Mein Vater, wenn ich mich wohl befände, wollte ich dir behilflich sein und den Menschen mit töten und nach seinem Tod meine Brüder gegen die Rache seiner Freunde schützen. Aber du siehst, in welchem Zustand ich bin. Ich muss sterben. Meine Brüder sind jung und schwach, und wir werden alle erwürgt werden, wenn du diesen Menschen umbringst.«

Taw-ga-we-ninne antwortete. »Mein Sohn, ich liebe dich so sehr, dass ich dir nichts abschlagen kann«, trat zurück, legte sein Gewehr beiseite, fragte nach mir, ließ mich holen und verschied. Die alte Frau kaufte von den Handelsleuten einen Sarg, und diese ließen die Leiche meines Vaters auf einem Wagen bis zu ihrem Haus schaffen, das auf derselben Seite des Tragplatzes lag, und begruben ihn auf dem Kirchhof der Weißen. Seine beiden Söhne und der junge Mensch, der Schuld an seinem Tod war, begleiteten den Zug und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre der Mörder von einem meiner Brüder getötet worden, aber der andere hielt den schon zum Streich angehobenen Arm zurück.

Bald nach dem Tod meines Vaters setzten wir unsere Reise zum roten Fluss fort. Mein Bruder Ke-wa-tin wurde in einer Art Sänfte getragen, wie bisher, wenn wir ihn nicht in einem Kanu fortschaffen wollten. Bereits hatten wir zwei Tragplätze hinter uns, und den dritten, die Moose-Portage, erreicht, als er zu uns sprach: »Hier will ich sterben, denn ich kann nicht weiter.«

Net-no-kwa beschloss anzuhalten, und der übrige Teil unserer Bande, der sich auch einige Angehörige unserer Familie angeschlossen hatten, setzte seinen Zug fort.

Zurück blieben nur die alte Frau, eines der jüngeren Weiber Taw-ga-we-ninnes, Wa-me-gon-a-biew, Ke-wa-tin und

ich, der jüngste von den drei Brüdern.

Es war mitten im Sommer, denn die kleinen Beeren waren bereits gereift, als wir am Ufer des Moose Lake anhielten, dessen Wasser frisch und hell ist, wie das im Oberen See. Der Moose Lake ist klein und rund, und wo er seine größte Breite hat, kann man doch recht gut von jedem User ab ein in der Mitte desselben befindliches Kanu erblicken. Es waren von uns nur zwei imstande, tätig zu sein, und da ich jung und noch kein besonders geschickter Jäger war, so fürchteten wir, dass es uns in unserem verlassenen Zustand bald an allem fehlen würde. Wir hatten ein Netz von der Art bei uns, wie sie bei Mackinack im Gebrauch sind. Wir warfen es abends aus und fingen am anderen Morgen vierundzwanzig Forellen (Salmen) und viele Weißfische.

Einige Zeit danach trafen wir auf Biber. Wir töteten sechs von ihnen sowie einige Ottern und Moschusratten. Außerdem hatten wir etwas Korn und Fett bei uns, und so lebten wir recht ordentlich. Als aber der Winter nahte, sagte uns die alte Frau, sie wolle es nicht wagen, länger hier an einem Platz, der sowohl von den Behausungen der Weißen als auch von denen der Indianer so entfernt sei, liegen zu bleiben. Ke-wa-tin war so matt und schwach, dass wir nur langsam vorwärtskamen. Als wir zum Tragplatz kamen, fing das Wasser schon zu gefrieren an. Er lebte noch zwei Monate. Die alte Frau ließ ihn neben ihrem Mann begraben und eine ihrer Flaggen auf sein Grab pflanzen.

Viertes Kapitel

Der Winter wurde sehr streng, und wir fingen an, unsere Armut zu fühlen. Es war mir und Wa-me-gon-a-biew nicht möglich, so viel Wild zu schießen, wie zu unserem Unterhalt nötig war. Er war siebenzehn, ich dreizehn Jahre alt, und es ließen sich nur selten Tiere blicken.

Die Kälte wurde täglich heftiger, und wir verlegten unsere Hütte in den Wald, um besser Holz holen und Feuer unterhalten zu können. Da mussten ich und mein Bruder außerordentliche Anstrengungen machen, um keine Hungersnot aufkommen zu lassen. Wir streiften oft zwei bis drei Tagereisen weit von unserer Hütte weg, brachten aber in der Regel nur wenig heim. Auf einem dieser Jagdpfade hatten wir uns einen Ruheplatz ausgesucht und mit Zedernzweigen gegen das Wetter geschützt. In der Mitte hatten wir oft Feuer gemacht, und dieses ergriff einst, während wir schliefen, die dünnen Zweige mit einer solchen Schnelligkeit, dass wir uns kaum retten konnten. Es war, als ob eine Pulverexplosion stattgefunden hätte.

Dieser Lagerplatz war weit von unserer Hütte entfernt, und auf dem Rückweg mussten wir über einen Fluss setzen, der so schnell strömte, dass er nie gänzlich zufror. Das Wetter war so kalt, dass die Bäume unter der Last des Reifes krachten. Wir versuchten den Übergang, ich zuerst, mein Bruder folgte, wurde aber, während er über das Eis schlittern wollte, über und über nass, während mir nur die Beine nass geworden waren. Unsere Hände waren so erstarrt, dass es lange dauerte, ehe wir unsere Schneeschuhe losbinden konnten. Kaum waren wir aus dem Wasser, wurden unsere Beinschienen und Mokassins ganz steif. Mein

Bruder ließ allen Mut sinken und sagte, er wolle hier sterben. Ich aber mochte nicht, wie er doch tat, mich hinsetzen und ruhig den Tod abwarten. Ich machte mir am Ufer des Flusses möglichst viel Bewegung, und zwar an einer Stelle, wo der Wind im Schnee weggefegt hatte. Endlich fand ich ein Stück faulen Holzes, das recht trocken war, und mit welchem ich endlich durch Reiben ein Feuer anmachen konnte. Nun tauten wir auf, trockneten unsere Mokassins und hoben sie daraufhin wieder an, um Holz holen und ein stärkeres Feuer anmachen zu können. Als die Nacht kam, hatten wir ein gutes Feuer, trockene Kleider, aber nichts zu essen. Doch fühlten wir uns nach so vielen Leiden sehr glücklich.

Bei Tagesanbruch machten wir uns wieder auf den Weg und trafen bald mit unserer Mutter zusammen, die uns Kleider und ein wenig zu essen brachte. Sie hatte uns schon seit dem vorigen Tag nach Sonnenuntergang erwartet, und war, da sie wusste, dass wir über einen gefährlichen Fluss setzen mussten, die ganze Nacht hindurchgegangen, denn sie fürchtete, der Eisgang möchte uns gefährlich geworden sein.

Wir lebten einige Zeit in einem recht elenden Zustand und waren halb tot vor Hunger. Da kam ein Creek, genannt der Raucher, zu den Handelsleuten, hörte, dass wir uns in einer äußerst betäubten Lage befanden, und lud uns ein, ihm in sein Land zu folgen, wo er für uns jagen und im Frühjahr wieder zurückbringen wollte. Wir gingen zwei ganze Tage Richtung Westen, um zu seiner Hütte zu kommen, zu einem Ort, der We-sau-ko-ta-see-be (Fluss des verbrannten Holzes) hieß. Hier nahm er uns unter seinem Dach auf und ließ es uns, solange wir bei ihm waren, an

nichts fehlen. So ist es noch Brauch bei Indianern, die weit entfernt von den Weißen leben, aber die Ottawa und alle anderen, die unweit von den Ansiedelungen wohnen, gleichen schon den Weißen und geben keinem etwas, der nicht zahlen kann. Wenn einer von denen, welche in jener Zeit zu Net-no-kwas Familie gehörten, nachdem so viele Jahre verflossen sind, mit einem Familienglied Pe-twaw-we-ninnes, des Rauchers, zusammenträfe, so würde er ihn Bruder nennen und als solchen behandeln.

Wir waren schon seit einigen Tagen wieder zu dem Tragplatz zurückgekehrt, als uns ein anderer Mann von derselben Creek aufforderte, ihm zu einer der großen Inseln im Oberen See zu folgen, auf der wir Karibus, Störe und alles, was zu unserem Unterhalt notwendig wäre, in Fülle antreffen würden. Wir gingen also mit ihm, reisten vor Tagesanbruch ab und bestiegen gegen Einbruch der Nacht, trotz des widrigen Windes, unsere Fahrzeuge. In den Löchern und Spalten der Felsen, die mit dem Wasserspiegel beinahe auf gleicher Höhe liegen, fanden wir mehr Möweneier, als wir fortschaffen konnten. Wir harpunierten auch gleich nach unserer Ankunft zwei oder drei Störe, und am andern Morgen brachte Wa-ge-mah-wub, den wir unseren Schwager nannten, und der wirklich mit Net-no-kwa weitläufig verwandt war, zwei Karibus von der Jagd zurück.

Wir brauchten eine ganze Tagereise, um vom Ufer bis zu einem großen See zu gelangen, in den ein kleiner Fluss mündete. Dort fanden wir Biber, Ottern und viel anderes Wild. Solange wir auf dieser Insel blieben, hatten wir Überfluss an allem. Wir verließen sie, um zum Tragplatz zurückzukehren. Es waren zehn Kanus beisammen, von denen acht der Familie Wa-ge-mah-wubs gehörten. In der

Nacht war es ruhig, und als wir bei Tagesanbruch die Insel verließen, das Wasser nicht einmal gekräuselt. Kaum aber waren wir ein paar Hundert Schritte weit gerudert, da hielten alle Kanus an, und der Häuptling richtete mit lauter Stimme ein Gebet an den großen Geist, damit derselbe einen gnädigen Blick auf uns herabwerfen möchte.

»Du hast diesen See gemacht«, sprach er, »und hast auch uns geschaffen, deine Kinder. Du kannst Ruhe halten auf diesem Wasser, bis wir glücklich und gesund darüber hinweggefahren sind.«

In dieser Weise betete er etwa fünf bis zehn Minuten und warf dann ein wenig Tabak ins Wasser, und jedes Kanu folgte seinem Beispiel. Darauf fuhren alle weiter und der Alte stimmte einen Gesang an, dessen Sinn mir nicht mehr gegenwärtig ist. Ich weiß nur, dass er religiösen Inhalts war. Ich hatte meine Muttersprache schon vergessen und von der Religion der Weißen hatte ich nur noch einige dunkle Vorstellungen.

Ich entsinne mich, dass die Anrufung, welche der Häuptling an den großen Geist richtete, mir sehr ausdrucksvoll vorkam und einen tiefen Eindruck auf mich machte. Alle Indianer waren bewegt. Sie hatten sich in ihren gebrechlichen Fahrzeugen einem ungeheueren See anvertraut und fühlten daher um so mehr, wie sehr sie in der Gewalt des Wesens waren, das Wind und Wellen beherrscht. Sie ruderten schweigend und mit der größten Tätigkeit. Lange vor Einbruch der Dunkelheit landeten wir glücklich am großen Tragplatz, ohne dass auch nur ein Lüftchen den See gekräuselt hätte.

Seit jenem Tag hatte ich alle mögliche Freiheit, konnte nach Belieben gehen, wohin ich wollte, und es wäre mir

leicht gewesen, die Flucht zu ergreifen. Aber ich glaubte, mein Vater sei mit seiner ganzen Familie erwürgt worden, und wusste, dass meiner unter den Weißen ein Leben voller Arbeit und Mühsal harrte. Ich war ohne Freunde und Verwandte, besaß weder Geld noch Eigentum, und hätte unter äußerster Dürftigkeit leben müssen. Dagegen sah ich, dass unter den Indianern alle, die durch Alter oder Krankheit verhindert waren, selbst auf die Jagd zu gehen, sehr darauf rechnen durften, von anderen unterstützt zu werden. Auch stieg ich schon in ihrer Achtung und wurde wie ein junger Mensch ihres eigenen Stammes behandelt. Darum fasste ich den Entschluss, bei ihnen zu bleiben, gab indessen nie die Absicht auf, später einmal zu den Weißen zurückzukehren. Wir waren also wieder am Tragplatz, von wo die wohlwollende Gastfreundschaft der Creek uns schon zweimal in eine andere Gegend gezogen hatte. Net-no-kwa fasste den Entschluss, wieder den Weg zum roten Fluss einzuschlagen. Und als sie eben darüber mit sich einig geworden war, erfuhr sie von einem Handelsmann, dass einer ihrer Schwiegersöhne, der sie am Moose Lake verlassen hatte, als Ke-wa-tins schlimmer Zustand ihr nicht erlaubte, weiter zu ziehen, in einem Streit, welcher sich während eines Saufgelages erhoben hatte, ermordet worden sei. Die Witwe war von den Handelsleuten bis zum Rain Lake mitgenommen worden und hatte ihre Mutter gebeten, sie möchte doch zu ihr kommen. Das war ein Grund mehr für uns, zum Red River aufzubrechen, und wir beschlossen unverzüglich dahin abzureisen. Unser Kanu war an die Kaufleute vermietet worden und mit Warenballen beladen, die zum Red River geschafft werden sollten. Noch andere Fahrzeuge hatten dieselbe Bestimmung. Net-no-

kwa verlangte Platz für uns, bis wir zu der Stelle kämen, wo wir auf unser Kanu treffen mussten. Wir fanden es bald, und da die Handelsleute sich weigerten, es herauszugeben, so nahm es Net-no-kwa gegen ihren Willen und lud unsere Sachen hinein. Die Handelsleute wagten nicht, etwas dagegen zu tun. Ich habe nie einen Indianer, weder Mann noch Frau, gesehen, der so entschieden gestanden und eine feste Autorität ausgeübt hätte, wie Net-no-kwa. Sie machte stets sowohl mit den Indianern als auch mit den Weißen, was sie wollte. Ihr Ansehen rührte wahrscheinlich daher, dass sie nie etwas anderes in Anspruch nahm und forderte, als was recht und billig war. Am Rain Lake trafen wir die Tochter der alten Frau. Sie hatte zwar einige Indianer bei sich, war aber in den gleichen Umständen. Net-no-kwa sprach lange mit ihr über unsere Lage, unser Unglück und unsere Verluste, vom Tod ihres Mannes und jenem Kewa-tins. Die beiden Söhne, welche ihr noch geblieben waren, wären sehr jung, sagte sie. Es finge aber an, mit ihnen schon recht gut zu gehen. Und da sie einmal so weit hergekommen wäre, um am Red River Biber zu jagen, so wolle sie auch nicht wieder umkehren. Weder ich noch mein Bruder, die wir doch an der Sache sehr nahe beteiligt waren, wurden um Rat oder unsere Meinung befragt.

Wir nahmen unseren Weg zuerst zum Wälder-See, den die Indianer Pub-be-kwaw-waug-gaw-fau-gi-e-gun, den See der Sandhügel nennen. Ich begreife nicht, wie die Weißen auf den Namen Wälder-See verfallen sind, denn Holz ist nur sehr wenig in seiner Umgebung vorhanden. Die stürmischen Winde drohten uns große Gefahr, und die Wellen schlugen mit solcher Gewalt gegen unser Kanu, das ich kaum imstande war, alles eindringende Wasser mit ei-

nem großen Kessel auszuschöpfen und das Fahrzeug flott zu erhalten.

Gegen Ende des Jahres kamen wir an den See mit schlammigem Wasser, den die Weißen Winnipeg nennen. Dort wurde Net-no-kwa vom vielen Kummer, der über sie gekommen war, seit sie die Heimat verlassen hatte, überwältigt, fing, ganz gegen ihre Gewohnheit, zu trinken an und berauschte sich. Da der Wind günstig schien, so beschloßen wir, einfältig und unerfahren, wie wir in jenem Alter waren, die alte Frau in das Kanu zu tragen und zum jenseitigen Ufer hinüberzufahren. Die Handelsleute sagten, der Wind würde uns gefährlich werden. Wir hörten aber nicht auf ihren Rat und ruderten los. Da der Wind vom Ufer her wehte, so schlugen die Wellen anfangs nicht hoch. Bald aber schlugen sie immer heftiger gegen das Fahrzeug, und ich glaubte jeden Augenblick, es müsse voll Wasser laufen und sinken oder kentern. Umkehren konnten wir nicht. Das wäre noch viel gefährlicher gewesen, als die Weiterfahrt. Bald ging auch die Sonne unter und der Sturm wurde immer schrecklicher. Wir hielten uns schon für verloren und schrien laut auf.

Da erwachte plötzlich die alte Frau, stand auf, richtete mit lauter Stimme ein inniges Gebet an den großen Geist, fing mit erstaunlicher Lebhaftigkeit zu rudern an, ermahnte uns auszuharren und zeigte Wa-me-gon-a-biew, wie er das Kanu lenken müsse. Als wir uns endlich dem Ufer näherten, erkannte sie die Stelle, wo wir notwendig landen mußten, und äußerte die lebhafteste Besorgnis.

»Meine Kinder«, sagte sie, »ich glaube, es ist um uns geschehen. Dort vor uns liegen viele große Klippen dicht unter dem Wasser. An denen wird unser Kanu in Stücke zer-

schellen. Indessen können wir gar nichts weiter tun, als vorwärtsrudern. Denn wenn wir auch die Klippen nicht erkennen, so ist doch noch die Möglichkeit vorhanden, dass wir zwischen ihnen hindurch kommen.«

Wenige Augenblicke danach lief unser Kanu ganz sanft auf den Sand am Strand. Wir sprangen sogleich hinaus, um es dem Bereiche der Wellen zu entziehen, und schlugen ein Lager auf.

Kaum hatten wir unser Feuer angezündet, als wir mit der Alten über ihren Rausch und den Schreck scherzten, den sie bei ihrem Erwachen geäußert hatte. Am anderen Morgen sahen wir, dass das Ufer genau so beschaffen war, wie sie es uns geschildert hatte. Wir waren in der Dunkelheit an einer Stelle gelandet, die bei solchem Wind zu erreichen auch der tollkühnste Indianer nicht einmal den Versuch gemacht haben würde.

Der folgende Tag war schön und ruhig. Wir blieben deshalb auf unserem Lagerplatz liegen. Gegen Abend war unser Gepäck wieder trocken, und wir ruderten der Mündung des Red River zu, die wir in der Nacht erreichten. Wir erblickten eine Hütte, stiegen ans Land, zündeten aber kein Feuer an und machten nicht das geringste Geräusch, um die Leute, die wir nicht kannten, ungestört zu lassen. Am andern Morgen weckten sie uns, und es zeigte sich, dass wir uns bei der Familie eines Bruders von Taw-ga-weninne befanden, derselben, welche zu besuchen unsere Absicht gewesen war.

Fünftes Kapitel

Wenige Tage danach ruderten wir alle den Red River hinauf und kamen nach zwei Tagen an die Mündung des Assiniboine River, wo eine große Anzahl Chippewa und Ottawa gelagert hatte. Gleich nach unserer Ankunft traten die Häuptlinge zusammen, um über die Mittel zu beraten, welche dazu dienen könnten, unserem erbärmlichen Zustand abzuhelpfen.

»Unsere Verwandten«, so sprach einer der Häuptlinge, »sind aus einer entfernten Gegend zu uns hergekommen, diese beiden jungen Knaben sind noch nicht imstande für alle ihre Bedürfnisse zu sorgen. Und wir dürfen nicht leiden, dass sie mitten unter unseren Familien im Elend leben.«

Alle Männer erboten sich, einer nach dem anderen für uns zu jagen, und machten unter sich aus, ein jeder sollte einen Teil von dem, was er erlegen würde, an uns abgeben. Wir fuhren dann den Assiniboine hinauf und lagerten die erste Nacht mitten unter Bisons.

Am anderen Morgen durfte ich mit einigen Indianern ausgehen und mit ihnen Jagd auf diese Tiere machen. Es kamen uns deren vier auf Schussweite, und wir töteten einen Bullen. Wir brauchten zehn Tage, um den Assiniboine hinaufzukommen, und es wurden an den Ufern des Flusses einige Bären erlegt. Dieser Fluss ist breit, seicht und macht viele Krümmungen, sein Wasser ist trübe, wie jenes im Red River, dessen Grund jedoch schlammig ist, während der Assiniboine über Sand fließt. Die beiden Ufer sind mit Pappelbäumen, weißen Eichen und einigen anderen Bäumen bewachsen, die bis zu einer beträchtlichen Höhe em-

porwachsen. Doch liegen die Prärien nicht weit entfernt und reichen hier und da bis dicht ans Wasser.

Wir hielten an einer Stelle, die den Namen Tragplatz der Prärie führte, und die zu Lande etwa 70 englische Meilen von der Mündung des Assiniboine ab liegen mag. Die Entfernung zu Wasser ist aber weit beträchtlicher. Die Indianer gaben einem Handelsmann, der uns begleitete, den Rat, sich dort eine Winterwohnung aufzubauen, und wir ließen an dieser Stelle alle unsere Kanus zurück, um uns über die Gegend zu verteilen und in den kleinen Flüssen Biber zu fangen.

Die Indianer beschrieben uns einen Bach, in dem diese Tiere sehr häufig vorkamen. Es sollte niemand an diesem jagen dürfen außer mir und Wa-me-gon-a-biew. Meine Mutter schenkte mir drei Fallen und gab mir Anweisung, wie ich sie aufstellen müsste, denn ich war noch nicht kräftig genug, um, wie es die übrigen Indianer taten, sie mit meinen Händen machen zu können. Am anderen Morgen fand ich zwei Biber in meinen Fallen, und da ich jene nicht selbst herausnehmen konnte, so schleppte ich Fallen und Biber auf meinem Rücken heim. Die alte Frau war mir dabei behilflich und stolz darauf, dass ich Glück gehabt hatte. Sie war immer recht gut zu mir gewesen und ergriff oft Partei, wenn die Indianer mich peinigen oder misshandeln wollten.

Wir waren eben so gut mit Lebensmitteln versehen, wie die übrigen unserer Gruppe, denn wenn das Wild, welches wir erlegten, nicht ausreichte, so konnten wir fest darauf rechnen, dass dieser oder jener unserer Freunde uns von seiner Jagdbeute etwas zukommen ließ. Die Indianer, bei denen wir den Winter über lebten, besaßen zwei Hütten.

Wir wohnten in einer dritten. Gegen Ende unseres dortigen Aufenthalts kamen Cree und bauten noch vier andere neben den unseren auf. Die Cree sind stammverwandt mit den Chippewa und Ottawa. Ihre Sprache weicht aber ein wenig ab, und man versteht sie nicht sogleich. Ihr Land stößt an das der Assiniboine oder der Männer, die auf Steinen braten. Und beide leben, wiewohl sie weder Stammverwandte noch natürliche Bundesgenossen sind, doch oft in Frieden und verheiraten sich untereinander.

Nachdem wir drei Monate dort gewohnt hatten, wurde das Wild seltener, und wir fingen allesamt an, Hunger zu leiden. Der Häuptling unserer Gruppe, der kleine Assiniboine genannt, machte den Vorschlag, wir sollten einen anderen Lagerplatz wählen, und legte einen Tag fest, an dem es geschehen sollte. Bis der aber herankam, befanden wir uns im tiefsten Elend. Am Vorabend des festgesetzten Tages sprach meine Mutter viel über unser Unglück, unsere Verluste und von dem traurigen Schicksal, das uns heimgesucht habe. Um die gewöhnliche Stunde legte ich mich, wie die anderen jüngeren Mitglieder unserer Familie, schlafen, wachte aber bald wieder auf, weil die Alte betete, sang und einen großen Teil der Nacht hindurch ihre Andachtsübungen fortsetzte.

Am anderen Morgen weckte sie uns sehr früh und sagte, wir sollten unsere Mokassins anziehen und uns zur Abreise bereithalten.

Dann rief sie Wa-me-gon-a-biew zu sich und sagte ihm mit halbleiser Stimme: »Mein Sohn, in der vergangenen Nacht habe ich zum großen Geist gesungen und gebetet. Während meines Schlafes ist er mir in Gestalt eines Menschen erschienen und hat mir gesagt: ›Net-no-kwa, morgen

wirst du einen Bären zu essen haben; unweit von dem Weg, den du zu nehmen hast, und in der Richtung (sie bezeichnete dieselbe) liegt eine kleine runde Prärie, von welcher eine Art Pfad ausläuft. Auf diesem Pfad liegt der Bär.« Nun, mein Sohn, wünsche ich, dass du diese Richtung nimmst, aber niemandem etwas sagst. Du wirst ganz gewiss den Bären finden.«

Allein der junge Mensch, der nicht sehr gehorsam war, und oft nicht viel auf die Reden seiner Mutter achtete, ging aus der Hütte und erzählte lachend den übrigen Indianern von jenem Traum.

»Die alte Frau«, so rief er, »sagte, wir würden heute einen Bären zu essen haben. Ich weiß aber nicht, wer diesen erlegen soll.«

Net-no-kwa, die das hörte, rief ihn zurück und machte ihm heftige Vorwürfe. Sie konnte ihn aber nicht dahin bringen, dass er auf die Jagd ging.

Wir begaben uns nun alle zu der Stelle, auf welcher wir die Nacht über lagern wollten. Die Männer gingen voran und trugen einem Teil des Gepäcks, das sie bei ihrer Ankunft ablegten, um auf die Jagd zu gehen. Einige Kinder, die mit ihnen gegangen waren, mussten so lange, bis die Frauen kamen, dieses Gepäck bewachen. Ich gehörte zu diesen Kindern, hatte mein Gewehr bei mir und dachte immer an das, was meine Mutter zu Wa-me-gon-a-biew gesagt hatte. Zuletzt beschloss ich, mich auf die Beine zu machen, und die Prärie, welche sie im Traum gesehen hatte, zu suchen. Ich sagte niemandem etwas von meiner Absicht, lud meine Flinte für die Bärenjagd und ging auf dem Weg zurück, auf welchem wir gekommen waren.

Ich begegnete bald einer meiner Tanten, der Frau eines

der Brüder Taw-ga-we-ninnes. Sie hatte sich gar nicht freundlich zu uns bewiesen und betrachtete uns als eine Last, die sich ihr Mann, der uns manchmal unter die Arme griff, aufgebürdet habe. Über mich machte sie sich nicht selten lustig und verspottete mich. Nun fragte mich diese Frau, wohin ich gehen wollte, und ob ich etwa meine Flinte trüge, um damit Indianer zu töten. Ich gab ihr keine Antwort, und als ich an der Stelle zu sein glaubte, wo nach den Andeutungen meiner Mutter Wa-me-gon-a-biew den Pfad hätte verlassen müssen, bog ich ab, und fuhr fort, genau den von ihr gegebenen Anweisungen zu folgen.

Endlich fand ich einen kleinen Platz, wo allem Anschein nach vor Zeiten einmal ein Teich gewesen sein musste. Er war offen und lag mitten im Wald, wo Rasen und einiges Gesträuch zu finden waren. Ich dachte, dass dies die von der Mutter bezeichnete Stelle sein musste. Ich betrachtete sie mir genau und gelangte zu einer Öffnung zwischen den Bäumen, die wahrscheinlich den Lauf eines von der Prarie herabkommenden Flusses bezeichnete. Aber der Schnee lag so tief, dass ich darüber nicht zur Gewissheit kommen konnte.

Meine Mutter hatte auch gesagt, sie habe in ihrem Traume zugleich mit dem Bären einen Rauch aus der Erde aufsteigen sehen. Ich war fest überzeugt, dass ich den von ihr angedeuteten Platz gefunden hatte, und wartete lange Zeit auf das Emporsteigen des Rauches. Endlich, da dieser nicht kam, wurde ich des Wartens überdrüssig und trat einige Schritte vorwärts auf dem Pfad. Da sank ich plötzlich bis an den Bauch in den Schnee, arbeitete mich aber ohne Mühe wieder heraus und ging weiter. Da fiel es mir plötzlich ein, dass die Indianer manchmal erzählt hatten, es wären Bären

von ihnen in Höhlen erlegt worden, und ich dachte, das Loch, in welches ich versunken war, könne wohl eine Bärenhöhle sein. Also kehrte ich um, erblickte in dem Loch wirklich den Kopf eines Bären, hielt ihm den Lauf meines Gewehres zwischen die Augen und drückte ab. Sobald der Pulverqualm verschwunden war, nahm ich einen Stock, wühlte damit in seinen beiden Augen und in der Wunde herum, und machte darauf den Versuch, das Tier herauszuziehen. Das aber wollte nicht gehen, und deshalb eilte ich zurück zum Lagerplatz.

Als ich mich den Hütten näherte, die von den Frauen errichtet worden waren, traf ich wieder mit meiner Tante zusammen, die sich abermals lustig über mich machte.

»Hast du etwa einen Bären getötet?«, fragte sie, »weil du so läufst und so schnell wieder kommst?«

Ich fragte mich selbst: »Wie kann sie wissen, dass ich einen Bären erlegt habe?« Ich ging aber meines Weges, und geradewegs zur Hütte meiner Mutter.

Nachdem einige Minuten vergangen waren, sagte die alte Frau zu mir: »Mein Sohn, sieh in den Kessel da. Du wirst darin etwas Biberfleisch finden, das mir ein Mann gab, als du von mir gegangen warst. Die Hälfte davon lass für Wame-gona-biew liegen, der noch nicht von der Jagd zurück ist und heute noch nichts gegessen hat.«

Ich fing also an zu essen, und erst als Net-no-kwa allein war, trat ich nahe an sie heran und raunte ihr ins Ohr: »Mutter, ich habe einen Bären erlegt.«

»Was sagst du, mein Sohn?«

»Ich habe einen Bären geschossen.«

»Weißt du gewiss, dass er tot ist?«

»Ja.«

»Ganz tot?«

»Gewiss.«

Sie sah mich einen Augenblick starr an, umarmte mich und überhäufte mich längere Zeit mit Liebkosungen. Nun erzählte ich ihr auch alles, was mir meine Tante auf dem Hin- und auf dem Heimwege gesagt hatte. Da ihrem Mann jene Worte zu Ohren kamen, schalt er sie aus und prügelte sie furchtbar. Wir machten uns auf, um den Bären zu holen, der dann, weil er der Erste war, den ich erlegt hatte, in einem Stück und unzerteilt gebraten wurde. Alle Jäger unserer Gruppe wurden, wie es bei den Indianern Sitte ist, von uns bewirtet.

Am selben Tag schoss einer der Cree einen Bären und einen Elch, wovon er meiner Mutter große Stücke gab. Während einiger Zeit fanden wir in der Umgegend dieses Lagerplatzes reichlich Wild, und Wa-me-gon-a-biew tötete seinen ersten Bison, sodass meine Mutter der ganzen Gruppe ein zweites Festmahl gab. Bald darauf verließen uns die Cree, um in ihr Land zurückzureisen. Sie waren dienstfertige und gastfreundliche Leute, und es ging uns sehr nahe, dass wir uns von ihnen trennen mussten. Wir machten uns auch auf den Weg zu der Stelle, wo wir den Handelsmann zurückgelassen hatten, und gelangten dort am letzten Tag des Dezembers an.

Wir blieben einige Zeit ganz allein beim Haus des Kaufmannes, von dem wir bald Nachricht erhielten, und machten uns auf den Weg, um zu ihm zu stoßen. Da begegneten wir dem Pe-schau-ba, einem berühmten Kriegshauptling der Ottawa, welcher vor mehreren Jahren vom Huron-See her in diese Gegend gekommen war. Er hatte gehört, dass eine alte Frau vom Stamm der Ottawa, nachdem die zu ih-

rer Familie gehörenden Männer gestorben wären, allein mit zwei anderen Frauen, zwei Knaben und drei kleinen Kindern sei und sich in großer Armut an den Ufern des Assiniboine River aufhalte. Er hatte drei Gefährten bei sich, welche von den Indianern seine jungen Leute genannt wurden, obwohl der eine älter sein mochte als er selbst. Es waren Waus-so (Der Blitz), Sag-git-to (der alle Menschen in Furcht und Schrecken setzt) und Sa-ning-wud (der seine Flügel ausdehnt). Waus-so, der als ein ausgezeichnete Krieger bekannt war, hatte einer Krankheit wegen zurückgelassen werden müssen.

Pe-schau-ba folgte uns, den Andeutungen gemäß, welche er von den Indianern bekommen hatte, von einem Lagerplatz zum anderen. Er war ein großer und schöner Greis, erkannte Net-no-kwa auf der Stelle als eine Verwandte und fragte, wer wir wären. »Es sind meine Söhne«, antwortete sie.

Darauf betrachtete er mich mit ganz besonderer Aufmerksamkeit, und sprach: »Komm her, mein Bruder«, entblößte dann seine Brust und zeigte mir die Narbe von einer tiefen und gefährlichen Wunde. »Weißt du wohl noch, mein junger Bruder, dass du mir diese Wunde beigebracht hast, als du mit Flinten und Pfeilen gespielt hast?« Da er sah, dass ich sehr verlegen tat, wurde er heiter und erzählte mir alle Umstände, die sich bei seiner Verwundung zuge tragen hatten. Endlich aber riss er mich aus meiner Ängstlichkeit und Ungewissheit heraus und sagte, dass einer meiner Brüder und nicht ich ihn verwundet hätte. Er sprach auch von Ke-wa-tin, der mit mir etwa in gleichem Alter gewesen sei, und ließ sich alles ausführlich erzählen, was sich bei meiner Entführung ereignet hatte, die in eine

spätere Zeit fiel, als sein Aufbruch vom Huron-See.

Sechstes Kapitel

Wir machten uns gleich nach dem neuen Jahr auf den Weg, um in Pe-schau-bas Heimat zu gelangen. Der Schnee lag sehr tief. Da unsere lange Reise fast immer über freie und offene Prärien ging, so mussten wir, wenn der Wind stark wehte, liegen bleiben. Am Anfang fehlte es uns an Lebensmitteln, zum Glück begegneten wir aber bald einer zahlreichen Herde sehr fetter Büffel. Obgleich die Kälte furchtbar war und der Schnee sehr tief lag, so konnten doch diese Tiere mithilfe ihrer Hörner den Rasen freimachen und sich recht gut ernähren.

Wir hatten unsere aus Puk-kwi (breitblättriger Rohrkolben) gefertigten Matten zurücklassen müssen, denn der Weg war zu weit. Wenn schlechtes Wetter einfiel, bauten wir eine kleine Hütte und bedeckten diese mit drei oder vier frischen Bisonhäuten, die dann sogleich gefroren und uns hinlänglich Schutz gegen Wind und Schnee gewährten. War die Luft still, dann lagerten wir gewöhnlich unter freiem Himmel, ohne anderen Schutz als unsere Kleider zu haben.

Auf der ganzen Reise trugen Pe-schau-ba und Sa-ning-wub fortwährend eines der kleinen Kinder unserer Schwester. Wir hatten aber, obschon wir uns so sehr beeilten, wie es nur irgend die Witterung zuließ, beinahe zweieinhalb Monate zu wandern. Als wir ungefähr die Mitte des Weges erreicht haben mochten, kamen wir am Warenlager und

dem Fort am Moose River vorüber, nahmen dann unsere Richtung nach Nordwesten und kamen an eine Stelle, die Kau-wau-ko-mig-sah-kie-gun, d. h. der Klarwasser-See hieß. Aus diesem kommt ein kleiner Fluss, der Sas-kaw-ja-wun, d. h. süßes Wasser. Dieser ist aber weder der Quellfluss noch ein Arm des großen Stromes Sas-kaw-ja-wun (Saskatschewan), der weiter nach Norden fließt. Der Klarwasser-See ist auch nicht die Hauptquelle des kleinen Sas-kaw-ja-wun, der ebenfalls weiter im Norden seinen Ursprung nimmt.

Am Ufer dieses Sees lag die kleine Hütte Pe-schau-bas, und dort lebte er seit einigen Jahren mit den drei Männern, von denen ich schon gesprochen habe. Seine Frau hatte er am Huron-See zurückgelassen. Ob die drei anderen Indianer verheiratet waren, weiß ich nicht. Sie hatten keine Frauen bei sich. Bald nach unserer Ankunft öffnete er sein Sun-jegwun¹ und nahm viele Biberfelle, zubereitetes Pelzwerk, gedörrtes Fleisch und noch manche andere Gegenstände heraus, die er den Frauen gab.

Dabei sprach er: »Wir sind nun lange genug unsere eigenen Weiber gewesen. das soll nun ein Ende haben. Von jetzt an habt ihr die Häute zuzubereiten, Fleisch zu räuchern und zu dörren, und müsst uns Mokassins machen.«

Die alte Frau übernahm es, besonders für Pe-schau-ba zu sorgen. Sie nannte ihn ihren Sohn und behandelte ihn als solchen. Ihre Tochter und Schwägerin arbeiteten für die drei anderen Männer. Wa-me-gon-a-biew und ich blieben unter der besonderen Aufsicht unserer Mutter. Auf der

¹ Ein Versteck, worin die Indianer ihre Habseligkeiten legten. Ehe sie mit den Europäern verkehrten, war ein solches geheiligt und wurde nie angetastet. Es kam jedoch häufig vor, dass sie es geplündert wurde.

Jagd begleitete ich stets den Pe-schau-ba, der sehr gut zu mir war, und dem es viel Vergnügen zu machen schien, mich in allem zu unterweisen, was ein großer Jäger verstehen muss.

Als wir am Ufer des Sees ankamen, war der Winter schon weit vorgerückt, das Wetter aber noch so kalt, dass das Wasser zu Eis wurde, sobald wir es außerhalb der Hütte hinstellten. Wenn wir jagen wollten, gingen wir schon vor Aufgang der Sonne aus, und kamen erst lange, nachdem sie untergegangen war, wieder zurück. Um Mittag erhob sie sich kaum bis zum Gipfel der Bäume, obgleich diese in jener fast ganz mit Prärien bedeckten Gegend sehr niedrig sind. Es wachsen nur wenige Zedern und Fichten. Biber und anderes Wild findet man häufig. Das Land der Mandan am Missouri ist von dort nicht sehr weit entfernt, und ein Mann kann in vier Tagen vom Moose River bis zu den Dörfern der Mandan gehen.

Als die Blätter aus den Knospen hervorzubrechen anfangen, machten wir uns mit unserem Pelzwerk auf den Weg und nahmen auch viel Fleisch und eingesalzene Biberchwänze mit, um sie im Kontor am Moose River abzusetzen. Da es in dieser Gegend weder solche Zedern noch Birken gibt, aus denen man Kanus bauen könnte, so mussten wir für diese Reise eines aus Moosehäuten anfertigen. Diese werden mit großer Sorgfalt zusammengenäht und ausgespannt, sodass sie, nachdem sie gehörig ausgetrocknet, ein gutes, sicheres Kanu bilden, das aber bei großer Sommerhitze nicht sehr dauerhaft ist. Es war Net-no-kwas und Pe-schau-bas Absicht, zum Huron-See zurückzukehren, und daher schafften wir alle unsere Habseligkeiten in dieses Kanu, das etwa halb so viel tragen konnte, wie ein ge-

wöhnliches Fahrzeug von Mackinack, also etwa fünf Tonnen.

Wir fuhren mehrere Tage den kleinen Sas-kaw-ja-wun hinab. Am Ufer dieses Flusses war ein Dorf der Assiniboine, wo wir mehrere Nächte blieben. Keiner von uns konnte sie, mit Ausnahme von Waus-so, der ihre Sprache erlernt hatte, verstehen. Aus dem kleinen Sas-kaw-ja-wun fuhren wir in den Assiniboine River und gelangten bald zu den Stromschnellen, wo die Assiniboine und einige Cree ein aus etwa fünfhundert Hütten bestehendes Dorf hatten.

Da wir anfangen, an frischen Lebensmitteln Mangel zu leiden, so wurde entschieden, dass wir ein paar Tage damit zubringen wollten, Störe zu fangen, welche dort in großer Menge vorhanden waren. Wir lagerten neben den Assiniboine und sahen, dass ein altes Weib einem Stör, der aus dem Wasser gezogen worden war, den Kopf abschnitt und ihn ohne alle Zubereitung ganz roh aufaß.

Dieses Volk schien uns im Ganzen sehr roh und schmutzig zu sein. Doch kam unser Widerwille wohl zum Teil auch daher, dass die Chippewa stets eine große Abneigung gegen diese Tournebroches (Bratspießwender) hegten.

Binnen zweier Tage kamen wir von den Stromschnellen zum Monk River, wo die Hudson's Bay und die Northwest Company Kontore haben. Dort fingen Pe-schau-ba und seine Freunde an zu trinken, und nach ein paar Tagen hatten sie auch gar nichts mehr übrig von ihrem Petzwerk, der Ausbeute einer langen und stets glücklichen Jagd. Wir gaben auf einmal hundert Biberfelle für geistige Getränke. Für sechs Felle erhielten wir nur ein Quart Rum, der noch obendrein von den Kaufleuten stark mit Wasser verfälscht war.

Nachdem einige Tage in solchen Ausschweifungen vergangen waren, wurde der Anfang damit gemacht, Kanus aus Birkenrinde zu fertigen. Allein gerade damals wurden die Assiniboine, die Cree und alle Indianer in der Umgebung, mit denen die Mandan Frieden gemacht hatten, eingeladen, gemeinschaftlich mit diesen ein Volk anzugreifen, das bei den Chippewa den Namen A-gutsch-a-ninnes führt, und das nur zwei Tagesreisen von den Mandan entfernt wohnt. Als Maus-so dieses hörte, beschloss er, sich den Kriegern anzuschließen, die sich am Moose River versammelten.

Er sagte: »Ich will nicht in meine Heimat zurückkehren, ohne noch einige Narben mitzubringen. Ich will das Volk sehen, welches meine Brüder getötet hat.«

Pe-schau-ba und Net-no-kwa suchten ihm seinen Vorsatz auszureden. Er wollte aber von nichts hören, und seine Begeisterung steckte auch den Pe-schau-ba an.

Nachdem er sich zwei Tage lang besonnen hatte, sprach er zu der alten Frau: »Ich kann mich nicht entschließen, ohne Waus-so im Land der Ottawa zu erscheinen. Sa-ning-wub und Sag-git-to wollen auch mit ihm gehen, um die Nachbarn der Mandan heimzusuchen. Ich will nun auch die Reise mitmachen. Erwarte mich am User des Winnipegsees. Wenn die Blätter fallen, will ich dorthin kommen. Versäume ja nicht, ein Fass Rum in Bereitschaft zu halten, denn ich werde bei meiner Rückkehr sehr durstig sein.«

Die Kanus waren noch nicht fertig, als sie sich auf den Weg machten. Wa-me-gon-a-biew begleitete sie, und so blieb ich allein bei den drei Frauen und den drei Kindern zurück. Unverzüglich machte ich mich nun mit Net-no-kwa und der übrigen Familie auf den Weg zum Winnipeg-

see und musste mich dabei des alten aus Moosehäuten gefertigten Kanus bedienen. Nachdem wir einige Zeit das Kontor der Weißen verlassen hatten, erblickten wir einen Stör, der zufällig auf eine Sandbank geworfen worden war. Ein großer Teil seines Rückens ragte aus dem Wasser hervor. Ich sprang aus dem Kanu und tötete ihn mit leichter Mühe. Das war der erste Stör, den ich fing, und darum glaubte die alte Frau das Oskenetahgawin-Fest, d. h. jenes der ersten Früchte feiern zu müssen, wiewohl sein Indianer da war, den wir hätten einladen und bewirten können.

Die Mündung des Assiniboine River ist ein Punkt, den die kriegerischen Banden der Sioux häufig besuchen. Sie verstecken sich am Ufer und geben Feuer auf die Vorüberfahrenden. Daher ruderten wir mit großer Vorsicht weiter und beschlossen, nur in der Dunkelheit die Fahrt zu wagen. Erst um Mitternacht überließen wir uns, soviel wie möglich in der Mitte bleibend und die Nähe des Ufers vermeidend, der Strömung, um in den Red River zu gelangen. Die Nacht war dunkel und wir konnten vom Ufer nichts deutlich sehen.

Kaum befanden wir uns im Red River, da wurde die Stille durch ein Eulengeschrei vom linken Ufer des Assiniboine River herüber unterbrochen. Gleich darauf erscholl ein zweites vom rechten Ufer und zu gleicher Zeit ein drittes vom Red River her.

Net-no-kwa murmelte so leise, dass wir es kaum hören konnten. »Wir sind erspäht worden!«, und gab uns dabei ein Zeichen, das Kanu so sacht wie möglich fortzurudern. So gut es ging, hielten wir uns in der Mitte. Ich saß voran im Kanu und hielt meinen Kopf dem Wasserspiegel möglichst nahe, um alles, was uns nahe kam, sofort zu bemer-

ken. Plötzlich fing das Wasser an, sich leicht zu kräuseln, und ich sah einen schwarzen Gegenstand, den ich für den Kopf eines Mannes hielt, der behutsam vor uns her schwamm. Ich zeigte ihn den Frauen, und wir beschlossen, diesen Mann zu verfolgen und zu töten. Daraufhin ergriff ich eine starke Harpune, und so begannen wir die Jagd. Aber die Gans, denn weiter war es nichts, ahnte Schlimmes und machte sich mit ihren Jungen davon. Als wir uns von unserem Irrtum überzeugt hatten, setzten wir etwas weniger furchtsam unsere Fahrt fort. Wir konnten aber nicht wieder in die rechte Strömung kommen.

Damals hielt ich die Befürchtungen der Frauen für lächerlich und ärgerte mich darüber. Ich möchte aber wirklich nicht darüber befinden, ob die drei Eulenschreie von Tieren oder von Sioux herrührten.

Wir ruderten wieder mehrere Meilen zurück, um die Kaufleute zu erwarten, welche zehn Tage nach uns vorbeikommen mussten. Während unseres Aufenthaltes erlegten wir viele Gänse, Schwäne und Enten. Ich schoss einen Elch, und da es der Erste war, so wurde abermals ein Fest gefeiert, wenn auch diesmal niemand eingeladen werden konnte.

Die Kaufleute, auf welche wir warteten, kamen, und wir folgten ihnen bis zu ihrem Kontor am Winnipegsee, an welchem wir zwei Monate blieben. Als sie wieder zum Ufer des Assiniboine River abreisten, begleiteten wir sie abermals in einem Birkenkanu, das wir zu diesem Zweck gekauft hatten. Wir hatten einen hübschen Vorrat an Biberhäuten, und Net-no-kwa noch nicht vergessen, was ihr Peschau-ba aufgetragen hatte. Sie gab für ein Quart Rum sechs Häute. Die meisten dieser Biber hatte ich gefangen,

und in einem Monat wenigstens hundert Stück erlegt. Ich kannte aber damals ihren Wert noch nicht.

Siebtens Kapitel

Am Ufer des Assiniboine, höchstens ein paar Tagereisen über den Tragplatz der Prärie hinaus, liegt eine Stelle, die Ke-new-kau-nesche-way-boant heißt (d. h. der Ort, wo man den grauen Adler schießt). Dort machen die Indianer häufig Halt. Als wir vorüberkamen, bemerkten wir kleine, in die Erde gesteckte Pfähle, an denen wir Stückchen von Birkenrinde fanden. Auf zwei dieser Stücke waren die Gestalten von Bären abgebildet, und auf den übrigen Figuren, welche andere Tiere darstellten. Net-no-kwa erkannte auf den ersten Blick die Totems des Pe-schau-ba, Waus-so und ihrer Gefährten. Diese Zeichen waren dazu bestimmt, uns zu benachrichtigen, dass sie hier vorübergezogen wären, und deuteten zugleich an, wie und wo wir sie selbst finden würden. Wir trennten uns also von den Kaufleuten, schlugen die von Pe-schau-ba angedeutete Richtung ein, und fanden ihn zwei Tagesreisen weit vom Fluss entfernt.

Der Kriegszug, zu welchem die Mandan in so weiter Ferne Verbündete gesucht hatten, war aus Mangel an Einigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen durchaus verunglückt, mehrere dieser lebten in Erbfeindschaft mit den anderen, und da bald Zwistigkeiten entstanden, so wurde der ganze Plan aufgegeben, und die A-gutsch-a-ninnes waren in ihrem Dorf von niemandem gestört worden. Unsere Krieger gingen unmittelbar zum Kontor am Moose River

zurück, hatten dort ihre Kanus fertig gebaut, waren den Fluss bis zu der Stelle, wo wir ihre Totems fanden, hinuntergerudert, und hatten in dem trefflichen Jagdbezirk ihr Lager aufgeschlagen, wo wir mit ihnen zusammentrafen.

Wir fanden in ihrem Lager eine große Menge Wildbretfleisch. Sie hatten auch viele Biber getötet, und in der Umgebung waren während der Begattungszeit Elche sehr häufig anzutreffen. Eines Tages schickte mich Pe-schau-ba mit den beiden jungen Frauen weg, um einige Stücke von einem Elchtier herbeizuholen, das er getötet hatte. Da das Ganze für die Frauen zu viel und zu schwer war, so beschlossen sie, das Fleisch zu rösten und zu räuchern. Ich ging mit einem tüchtigen Stück frischen Fleisches zu unseren Hütten zurück. Ich hatte mein Gewehr bei mir, und da ich unterwegs eine große Menge Elche bemerkte, so machte ich mich schussfertig, versteckte mich in einem Gebüsch und ahmte das Geschrei der Weibchen nach. Da kam auf einmal ein mächtig großes Männchen so unbändig auf mich losgestürmt, dass ich, auf meine Sicherheit bedacht, die Flucht ergriff. Als mich so das Tier gewahrte, floh es ebenfalls in entgegengesetzter Richtung.

Da ich wohl wusste, dass die Indianer mich darüber verhöhnen würden, beschloss ich noch einen Versuch zu wagen, und diesmal mich nicht vom Kleinmut übermannen zu lassen. Also suchte ich mir einen besseren Platz aus, und machte so lange das Geschrei der Weibchen nach, bis endlich ein Männchen kam. Das schoss ich nieder. Da aber schon ein großer Teil des Tages verflossen war, hielt ich es für nötig, mein Fleisch zu nehmen und zu der Hütte zu eilen.

Als ich aus einem kleinen Gehölz, das mitten in der Prärie

lag, herauskam, sah ich, dass ein Bär auf mich zukam. Anfangs glaubte ich, es sei ein gewöhnlicher schwarzer Bär und beschloss, ihn zu erschießen. Allein er konnte mich sehen, und ich wusste doch gewiss, dass er davongelaufen sein würde, wenn er jener Art angehört hätte. Da er nun mir immer näher kam, schloss ich daraus, dass er ein grauer Bär sei, und fing an, wegzulaufen. Je schneller ich aber lief, um so stärker verfolgte er mich. Doch erinnerte ich mich, alles meines Schreckens ungeachtet, an einen Rat, den Pe-schau-ba mir gegeben hatte, nie auf einen grauen Bären zu schießen, wenn ich nicht in einem Gehölz Zuflucht suchen könnte, und nie anders Feuer auf ihn zu geben, wenn es nicht platterdings unmöglich sei, ihn zu verfehlen. Dreimal wandte ich mich um und schlug an. Da er aber noch zu weit entfernt war, so fing ich wieder zu laufen an, und endlich kam ich eine bedeutende Strecke vorwärts. Plötzlich hörte ich Wa-me-gon-a-biews Stimme hinter mir. Der Bär war verschwunden und nun sagte mir mein Bruder, er selbst habe durch eine Vermummung Anlass zu meinem Schrecken gegeben.

Net-no-kwa nämlich, die Besorgnis wegen meines langen Ausbleibens schöpfte, hatte ihn ausgeschickt, um mir entgegenzukommen. Er hatte mich aus dem kleinen Gehölz heraustreten sehen, und da war es ihm in den Sinn gekommen, ein altes schwarzes Kleid über den Kopf zu ziehen und einen Bären vorzutäuschen. Ohne Zweifel hatte mich die Furcht blind gemacht, denn es war leicht die Vermummung zu erkennen. Als dieses

Abenteuer den Ältesten unserer Familie erzählt wurde, tadelten sie Wa-me-gon-a-biew sehr, und seine Mutter sagte, dass es ganz recht gewesen wäre, wenn ich ihn totge-

schossen hätte, und dass sie mir, dem indianischen Brauch zufolge, auch nicht einmal einen Vorwurf darüber hätte machen dürfen.

Wir fuhren so lange fort, Biber zu jagen und deren eine große Anzahl zu töten, bis endlich das Eis zu dick wurde. Danach verfolgten wir die Bisons auf den Prärien. Als der Schnee eine harte Kruste bekam, sagten die Männer, sie wollten mich nun mit den Frauen allein lassen, am Klarwasser-See Kanus bauen, und auf der Reise dorthin Biber fangen und vor ihrem Abzug uns mit einigen Lebensmitteln versorgen. Waus-so ging allein aus und tötete einen Bison. In der Nacht aber wurde das Wetter kalt und stürmisch und die Bisons suchten Schutz in dem Wald, wo wir unseren Lagerplatz hatten. Ganz früh am Morgen weckte uns Net-no-kwa und rief, es befinde sich eine ganze Herde nahe der Hütte. Die vier Krieger und Wa-me-gon-a-biew gingen geräuschlos hinaus, und stellten sich so auf, dass sie die Herde umzingelt hielten. Sie lachten sehr, als sie sahen, dass ich mein Gewehr instand setzte, und wollten mir nicht erlauben, mitzugehen. Als sie aber fort waren, erlaubte mir die Alte, die mich immer nach Kräften begünstigte, dass ich mich auf den Anstand stellen durfte, und zwar dicht neben der Hütte, auf einer Stelle, an welcher, wie sie scharfsinnig im Voraus berechnete, die Herde vorbeikommen würde. Die Indianer gaben Feuer, verfehlten aber alle, die Bisons kamen mir in den Schuss, und ich war so glücklich, ein großes Weibchen zu töten. Es war mein erster Bison und meine Mutter freute sich sehr.

Bald danach ließen mich die Indianer mit Net-no-kwa, einer der jungen Frauen und drei Kindern zurück. Sie hatten kurz vor ihrer Abreise eine große Menge Bisons getötet,

und wir räucherten viel Fleisch. Doch reichte der Vorrat nur einige Zeit. Ich sah aber bald, dass ich der Bisonjagd ebenfalls gewachsen sei, und so hatten wir hinlängliche Lebensmittel. Eines Tages kam ein altes Weibchen, das ich angeschossen, obwohl es kein Junges hatte, auf mich losgerannt, und mir blieb kaum noch Zeit, auf einen Baum zu klettern, und mich so zu retten. Das Tier war weniger wütend über die erhaltene Wunde, als über das ewige Klaffen der Hunde. Ich glaube, es kommt wohl selten vor, dass ein Weibchen einen Menschen verfolgt, wenn es nicht zuvor durch die Hunde recht wild gemacht worden ist.

Als der Frühling kam, machten wir Ahornzucker etwa zehn Meilen oberhalb des Forts am Moose River. Das Wetter wurde milder, und die Biber ließen sich zuweilen nicht nur auf dem Eis, sondern auch am Ufer blicken. Ich stellte mich häufig auf den Anstand und schoss auf sie, sobald sie aus ihrem Bau hervorkamen. Eines Tages hatte ich eben einen getötet, und lief schnell über das Eis, um ihn aufzunehmen. Dabei verhedderten sich aber meine Schneeschuhe in altem Wurzelwerk, und ich wäre beinahe damals umgekommen. Durch eine verzweifelte Kraftanstrengung befreite ich mich aus dieser Gefahr. Die Bisons waren in jener Gegend so häufig, dass ich oft ganz allein, bloß von meinen gut abgerichteten Hunden unterstützt, sie mit Pfeilen erlegte.

Als die Bäume wieder grün wurden, kam Pe-schau-ba mit den anderen Männern in Kanus aus Birkenrinde zurück. Sie hatten viele Biberhäute und anderes Pelzwerk von großem Wert bei sich. Oie alte Net-no-kwa wünschte sehr zum Huronsee zurückzukehren, und das war auch Pe-schau-bas Wille. Aber Waus-so und Sa-ning-wub wollten nicht dort-

hin reisen, und Pe-schau-ba mochte sich nicht von ihnen trennen. Sag-git-to war seit einiger Zeit recht krank und litt sehr an einem großen Geschwür in der Gegend des Nabels. Als er einst mehrere Tage hintereinander sich betrunken hatte, bekam er heftiges Leibweh und das Geschwür ging auf. Pe-schau-ba sagte zu der Alten: »Es ist nicht gut, dass Sag-git-to hier, entfernt von allen seinen Freunden, stirbt. Da wir doch sehen, dass er nicht lange mehr leben kann, so ist es am Besten, dass du mit ihm und den kleinen Kindern dich zum Huronsee auf den Weg machst. Ihr müsst die Stromschnellen, den Saut de Sainte Marie, erreichen, ehe Sag-git-to stirbt.«

Unsere Familie trennte sich also demgemäß, und Net-no-kwa reiste mit Sag-git-to, Wa-me-gon-a-biew, mir, den beiden jungen Frauen, einem jungen Mädchen, das sie gekauft hatte, und drei Kindern zum Huronsee ab.

Dieses kleine Mädchen war aus dem Land Bahwetego-Weninnewug, oder jenem der Falls, durch Chippewakrieger entführt worden, die es an Net-no-kwa verkauft hatten. Die Falls leben an den Felsengebirgen, und ihre Sprache ist sowohl von jener der Sioux als auch der Chippewa verschieden. Diese Letzteren und die Cree haben mehr Verwandtschaft mit den Schwarzfüßen als den Falls. Das kleine Mädchen, Bahwetig, welches Net-no-kwa gekauft hatte, war damals zehn Jahre alt und redete die Sprache der Chippewa, unter denen sie einige Zeit gelebt hatte.

Als wir beim Regen-See ankamen, hatten wir zehn Ballen Biberhäute, jeden zu vierzig Stück gerechnet. Net-no-kwa tauschte gegen einiges andere Pelzwerk Rum ein und war ein Paar Tage hintereinander betrunken. Wir fanden dort mehrere Kanus, welche Handelsleuten gehörten, die zum

Red River wollten. Wa-me-gon-a-biew, der damals achtzehn Jahre alt war, wollte nicht mit zum Huronsee gehen, und beschloss die günstige Gelegenheit zu benutzen, um nach Norden zu reisen. Die alte Frau gab sich viele Mühe, ihm diesen Entschluss auszureden, aber er sprang in eines der Kanus, das eben abfahren wollte, und ließ sich nicht wieder hinausbringen, so sehr sich auch die Handelsleute anstrebten, ihn auf Bitten der Mutter wieder ans Land zu schaffen. Net-no-kwa war sehr betrübt, und da sie sich nicht entschließen konnte, ihren einzigen Sohn zu verlieren, so kam es ihr in den Sinn, mit ihm zu reisen.

Da sie wenig Vertrauen auf die Redlichkeit der Handelsleute setzte, wollte sie ihnen ihre Biberfelle nicht überlassen. Wir trugen sie demnach an eine abgelegene Stelle im Wald, machten nach Indianersitte ein Sunjegwun oder Versteck und kehrten darauf zum Wälder-See zurück. Von diesem See ab ist den Indianern ein Weg zum Red River bekannt, den die Weißen niemals nehmen, nämlich über den Muskeek oder den Morast-Tragplatz. Wir ruderten mehrere Tage einen Fluss hinauf, den die Indianer Muskeego-negum-me-wee-fee-be oder den Strom des Morastes nennen. Darauf zogen wir einen ganzen Tag lang unsere Kanus über oder durch ein sumpfiges Erdreich, dessen Wasser mit Moos und kleinem Strauchwerk bedeckt war. Der Boden erzitterte und erbebte einem da unter den Füßen. Alsdann gelangten wir mit unseren Kanus in einen kleinen Fluss, Begwionusk genannt. Dieses ist der indianische Name für Kuhpetersilie, welche dort in großer Menge wächst. Dieses Flüsschen führte uns bis zu einem kleinen Sahkiégun oder See desselben Namens, der nur zwei oder drei, an manchen Stellen gar nur einen Fuß Tiefe hat. Er war damals mit Gän-

sen, Enten, Schwänen und anderen Vögeln wie bedeckt. Dort blieben wir lange Zeit und sammelten vier Ballen Biberfelle.

Als die Blätter fielen, starb Sag-git-to, und wir waren nun ganz allein, denn vier bis fünf Tagesreisen von uns lebte kein einziger Indianer und eben so wenig ein weißer Mann. Ehe wir weiterzogen, mussten wir Anstalten treffen, unsere Ballen zu bergen. Der Erdboden war aber zu morastig, als dass wir sie hätten vergraben können. Dem Brauch gemäß machten wir also ein Sunjégwun aus Baumzweigen, die so dicht zusammen geflochten wurden, dass auch nicht einmal eine Maus hindurch konnte. Dort ließen wir nun unsere Felle und alle anderen Gegenstände, die wir nicht mitnehmen konnten. Wenn einige Indianer aus diesen entfernten Gegenden auch diese Sachen gefunden hätten, so würden sie das Sunjégwun doch nicht geöffnet haben. Und dass Handelsleute eine so armselige, abgelegene Gegend besuchen würden, das brauchten wir nicht zu befürchten.

Die Indianer, welche weit entfernt von den Weißen wohnten, hatten noch nicht gelernt, auf das Pelzwerk einen so hohen Wert zu legen, dass sie es einer dem anderen stehlen würden. Zu der Zeit, von welcher ich rede, und in der Gegend, wo ich mich damals befand, habe ich oft gesehen, dass Indianer ihre Fallen mehrere Tage lang im Wald liegen ließen, ohne nach diesen zu sehen. Sie waren nicht im Geringsten besorgt, dass diese abhandenkommen würden.

Es kam oft vor, dass ein Mann, der von der Jagd zurückkam, und seine Fallen hatte liegen lassen, von einem anderen gefragt wurde: »Ich will da oder dort jagen. Wo liegen deine Fallen?«

Und wenn er sie gebraucht hatte, so machten es noch vier

oder fünf andere eben so. Die Fallen kamen aber jedes Mal ihrem Eigentümer wieder richtig zu Händen.

Achtes Kapitel

Es war Schnee gefallen und das Wetter so kalt geworden, dass wir keine Biber mehr jagen konnten. Es stellte sich daher bald Hunger ein. Wa-me-gon-a-biew war unsere einzige Stütze und arbeitete aus allen Kräften, um uns den nötigen Lebensunterhalt zu verschaffen. Während einer seiner weiten Jagdausflüge traf er auf eine Hütte der Chippewa, die viel Fleisch hatten, ihm aber nur für eine Nacht, welche er bei ihnen zubrachte, zu essen gaben, obschon er ihnen sagte, dass es sowohl ihm als auch seiner ganzen Familie sehr elend ginge. Am anderen Morgen erlegte er auf dem Rückweg ein junges, sehr mageres Moosetier. Das hielt aber nicht lange vor, und als wir es verzehrt hatten, brachen wir unser Lager ab, um es neben jenen ungastfreundschaftlichen Indianern aufzuschlagen.

Wir sahen, dass sie reichlich mit Lebensmitteln versehen waren, sie gaben uns aber nichts weiter, als was wir gegen unsere silbernen Schmucksachen und andere wertvolle Dinge eintauschten. Ich erwähne den Geiz und die Ungastlichkeit dieser Leute deshalb, weil ich von beiden noch nie Beispiele unter Indianern angetroffen hatte, denn gewöhnlich teilen sie sehr gern ihre Vorräte mit jedem, der Mangel leidet und sie um Hilfe anspricht.

Wir waren drei Tage bei jenen Indianern, da töteten sie zwei Moosetiere und luden sowohl mich als auch Wa-me-

gon-a-biew ein, an ihrer Mahlzeit teilzunehmen. Aber sie gaben uns nur das schlechteste Stück eines Vorderschenkels, und wir kauften von ihnen für Silberschmuck etwas fettes Fleisch. Nun war die Geduld der alten Net-no-kwa erschöpft, und sie verbot uns, in Zukunft irgendetwas von ihnen zu kaufen. Solange wir neben diesen Leuten uns aufhielten, hatten wir erschrecklich an Hunger zu leiden.

Eines Morgens stand Net-no-kwa sehr früh auf, nahm ihr Beil zur Hand und ging aus, kam aber abends nicht wieder zurück. Erst am anderen Tag, da es schon ziemlich spät war, und wir alle in der Hütte lagen, trat sie herein, rüttelte Wa-me-gon-a-biew an der Schulter und sprach: »Steh auf, mein Sohn, du bist ein flinker Läufer. Jetzt zeige, wie schnell du die Lebensmittel herbeiholen kannst, welche der große Geist mir in der vergangenen Nacht gegeben hat. Ich habe zu ihm gebetet und fast die ganze Nacht hindurch gesungen. Heute früh, als ich eingeschlafen war, ist er mir erschienen und hat mir einen Bären geschenkt, damit meine hungrigen Kinder etwas zu essen bekommen. Du wirst das Tier in einem kleinen Gehölz mitten in der Prärie finden. Nun mache dich flugs auf den Weg, der Bär wird nicht weglaufen, wenn er dich auch kommen sieht.«

»Nein, Mutter«, entgegnete Wa-me-gon-a-biew, »es ist jetzt schon zu spät. Die Sonne geht bereits unter, und der Weg ist im Schnee schwer zu finden. Morgen soll Shaw-shaw-wa-ne-ba-se eine Decke und einen Kessel mitnehmen. Ich will den Bären bei Tage erlegen. Mein junger Bruder soll mitgehen, und wir wollen die Nacht da bleiben, wo wir ihn getötet haben werden.«

Die Alte war aber ganz anderer Meinung als der Jäger. Es entstand ein lebhafter Wortwechsel, denn Wa-me-gon-a-

biew hatte wenig Achtung vor seiner Mutter und machte sich, was kaum ein anderer Indianer gewagt haben würde, über ihre angeblichen Unterredungen mit dem großen Geist lustig. Er verhöhnte sie besonders darüber, dass sie gesagt hatte, der Bär würde nicht fortlaufen, wenn er Jäger kommen sähe.

Die Alte, unwillig und beleidigt, machte ihrem Sohn schwere Vorwürfe, ging zur Hütte hinaus, erzählte ihren Traum den anderen Indianern und nannte ihnen die Stelle, wo sie den Bären ganz gewiss treffen würden. Sie waren aber ganz derselben Ansicht wie Wa-me-gon-a-biew und meinten, es sei schon zu spät. Da sie aber an Net-no-kwas Gebete glaubten, so machten sie sich am nächsten Morgen schon in aller Frühe auf den Weg.

Der Bär war richtig an der besagten Stelle und wurde ohne Schwierigkeit erlegt. Er war groß und fett, aber Wa-me-gon-a-biew, der mitgegangen war, erhielt kaum ein Viertel desselben für uns. Die Alte war sehr zornig, denn wenn ihr auch nicht gerade der große Geist den Bären gegeben und sie auch nicht im Traum die Stelle gesehen hatte, wo er lag, so war doch wenigstens gewiss, dass sie seine Spur bemerkt hatte und, um sich zu überzeugen, dass er das Gehölz nicht verlassen hatte, um dieses herumgegangen war. Ich glaube, dass sie sich solcher Kunstgriffe oftmals bediente, um uns glauben zu machen, dass sie mit dem großen Geiste im Verkehr stehe. Der große Mangel zwang uns, eine andere Lagerstelle zu suchen. Nachdem das Bärenviertel verzehrt war, machten wir uns auf den Weg zum Red River, in der Erwartung, unterwegs entweder auf Indianer oder auf Wild zu treffen. Ich hatte gelernt, Kaninchen zu fangen. Und als wir den ersten Rastplatz er-

reicht hatten, legte ich auf dem Weg, welchen wir am andern Tag folgen mussten, mehre Fallen. Nach dem Abendessen, das in Zeiten des Mangels und der Not gewöhnlich unsere einzige Mahlzeit war, blieb uns nichts mehr, als ein wenig Bärenfett, das sich in einem mit einem Fell zugedeckten Kessel befand und eingefroren war. Dieser Kessel befand sich auf meinem Schlitten. Ich ging voraus, um nach meinen Fallen zu sehen, fand wirklich ein Kaninchen und steckte es, um meiner Mutter eine Überraschung zu bereiten, lebendig in den Kessel.

Abends, nachdem wir unser Lager aufgeschlagen hatten, wartete ich die Zeit ab, da sie unsere Mahlzeit bereiten wollte, und passte auf, ob nicht das Kaninchen herauspringen werde. Aber zu meiner größten Enttäuschung war das Fett, ungeachtet der strengen Kälte, geschmolzen, und das kleine Tier fast erstickt. Die Alte zankte mich derb aus. Sie hat aber später noch oft mit Lachen diesen Vorfall erzählt, auch ihr Leben lang das ungestaltliche Benehmen jener Indianer nicht vergessen.

Nachdem wir ein Paar Tage unterwegs waren, bemerkten wir Spuren von Jägern, und waren auch bald so glücklich, einen Kopf von einem Bison zu finden, den sie hatten liegen lassen. So konnten wir unerwarteterweise unseren Hunger stillen, und folgten dann ihrem Pfad. So erreichten wir denn am Ufer des Red River eine Horde, die mit uns befreundet war.

Es war nämlich eine zahlreiche Gruppe vom Cree, die unter einem Häuptling, genannt der kleine Assiniboine, und seinem Schwiegersohn Sin-a-peg-a-gun, standen. Sie nahmen uns herzlich auf, gaben uns soviel zu essen, wie wir nur mochten, und kamen allen unseren Bedürfnissen zu

Hilfe. Zwei Monate später, als keine Bisons mehr da waren, und auch anderes Wildbret anfang, seltener zu werden, hatten wir alle viel an Hunger zu leiden. Eines Tages durchstreiften Wa-me-gon-a-biew und ich die Prärie, um an einem etwa eine Tagereise entfernten Fluss, dem Pond River zu jagen. Dort trafen wir einen mageren Bison, der so alt war, dass kein Haar mehr nachwuchs. Wir konnten von ihm weiter nichts als die Zunge genießen. Der weite Weg und die Anstrengung hatten uns sehr erschöpft. Der Wind wehte scharf und trieb den Schnee vor sich her. Im weiten Umfeld der Ebene sahen wir weiter kein Holz als verkrüppelte Eichen, die einem Mann nur bis an die Schulter reichten. Mit einem so armseligen Obdach mussten wir uns behelfen. Nach vieler vergeblicher Mühe brachten wir endlich ein Feuer zustande, das wir mit den dünnen Zweigen dieser Bäume unterhielten. Als es nach einiger Zeit den Boden ausgetrocknet hatte, schoben wir die Zweige und die Kohlen zur Seite und setzten uns auf die heiße Asche. So verbrachten wir eine schlaflose Nacht.

Am anderen Morgen ging der Wind noch schärfer und das Wetter war noch schlechter als am vorherigen Tag. Wir machten uns aber doch auf den Weg, um unsere Hütte wieder zu erreichen. Wir hatten eine starke Tagereise vor uns und kamen erst spät an. Wa-me-gon-a-biew, weil er nicht so ermüdet war, ging etwas vor mir her. Als er sich aber einmal umdrehte, sahen wir beide zugleich, dass jedem von uns das Gesicht erfroren war. Wir waren aber nicht mehr weit von der Hütte entfernt. Ich konnte nicht mehr gehen, und er ließ mich liegen, schickte aber die Frauen zu meiner Hilfe herbei. Uns waren Gesicht und Hände erfroren, die Füße aber unbeschädigt, weil wir gute Mokassins

hatten.

Fortwährend herrschte Hunger im Lager, und man hielt eine Trennung für nötig. Net-no-kwa entschloss sich, mit ihrer Familie zum Kontor des Herrn Henry zu gehen, der später im Columbiastrom ertrunken ist. Er hielt sich damals an derselben Stelle auf, wo im Nachhinein die Niederlassung Pembina gegründet wurde. Dort jagten wir den ganzen Winter hindurch mit den übrigen Indianern für die Pelzhändler und gingen mit ihnen im Frühling zum See zurück, wo unsere Kanus lagen. Wir fanden dort alles in gutem Zustande, taten das, was wir in unseren Sunjeggwun fanden, zu dem, was wir vom Red River mitbrachten, zusammen und hatten an Biberfellen elf Ballen, jeden von vierzig Stück, und noch zehn Ballen von anderen Pelzwerken. Es war unsere Absicht, das Ganze in Mackinack zu verkaufen.

Wir besaßen noch ein bedeutendes Sunjeggwun am Regen-See. In diesem hatte Net-no-kwa, welche von der Redlichkeit des Kaufmannes keine hohe Meinung besaß, einiges an sehr wertvollem Pelzwerk versteckt. Es lag in einiger Entfernung von dessen Kontor. Dieser reiche Vorrat war, zusammengenommen mit dem, was wir sonst noch hatten, mehr als hinreichend, um uns in Überfluss zu versetzen. Aber wir fanden das Sunjeggwun ausgeplündert vor. Nicht ein Ballen, nicht ein einziges Fell war liegen geblieben. Wir sahen bei dem Kaufmann einen Ballen, der wahrscheinlich uns gehörte. Wir konnten aber nicht wissen, ob Indianer oder Weiße jene Plünderung verübt hatten. Die Alte war sehr ärgerlich und nahm keinen Anstand, alle Schuld dem Handelsmann beizumessen.

Als wir an das kleine Haus kamen, das auf der anderen

Seite des großen Tragplatzes, am Oberen See lag, machten die Männer, welche im Dienst der Handelsleute standen, uns den Vorschlag, wir möchten doch unsere Ballen auf ihre Wagen laden. Die Alte wollte das aber nicht, denn sie wusste wohl, dass es schwer, wenn nicht sogar unmöglich sein würde, die Waren wieder ausgehändigt zu bekommen, wenn sie einmal in den Händen der Weißen waren. So mussten wir denn mehrere Tage dazu verwenden, unser Pelzwerk fortzubringen, denn die Alte wollte nicht einmal denselben Weg einschlagen, welchen die Kaufleute gezogen waren.

Trotz aller dieser Vorsicht ließ sie sich überreden, bei Herrn MacGilveray und Herrn Shabbyéa, welche sie sehr zuvorkommend behandelten und ihr ein wenig Wein gaben, für sich und alle ihre Warenballen ein Zimmer anzunehmen. Anfangs suchten sie es durch freundliche Bitten dahin zu bringen, dass sie ihnen ihr Pelzwerk ablassen möchte, fingen aber bald, als sie damit nichts ausrichteten, zu drohen an. Ein junger Mensch, Herrn Shabbyéas Sohn, wollte endlich alles mit Gewalt nehmen. Der Alte kam aber dazu, tadelte seinen Sohn, und befahl ihm, von seinem Vorhaben abzusehen.

Als Net-no-kwa sich auf diese Art wieder im Besitz ihres Pelzwerkes befand und sich anschickte, es nach Mackinack zu schaffen, kam beim Tragplatze an der Spitze einer kleinen Bande ein Indianer an, der sich Bit-te-gisch-scho (der Zickzack, welchen der Blitz bildet, wenn er durch die Wolken fährt) nannte und sich gewöhnlich am Middle Lake aufhielt. Wa-me-gon-a-biew stellte sich mit ihm und seinen Begleitern auf einen sehr vertrauten Fuß. Nachdem alle unsere Vorbereitungen zur Reise getroffen waren und die ein-

zelen Ballen schon im Kanu lagen, konnten wir meinen Bruder nirgends finden. Wir suchten überall, bis wir einige Tage danach von einem Franzosen hörten, er befände sich auf der anderen Seite des Tragplatzes bei Bit-te-gisch-scho und dessen Gefährten. Nun wurde ich zu ihm geschickt, konnte ihn aber von seinem Entschluss nicht abbringen, denn er hatte sich ohne unser Wissen an eine der Töchter des Blitzes herangemacht.

Die Alte, welche sein hartnäckiges Wesen kannte, fing an laut zu schreien und rief: »Wenn ich zwei Kinder hätte, könnte ich seinen Verlust schon ertragen, da ich aber weiter keins habe, so muss ich mit ihm ziehen. Sie gab der Witwe, welche ihrer Schwester Tochter und von ihr seit früher Jugend aufgezogen worden war, fünf Ballen Biberfelle, wovon sie eins ihr zum Geschenk machte. Die vier anderen und sechzig Otterfelle sollten nach Mackinack gebracht und dort ihrer Anweisung gemäß verteilt werden. Die Witwe reiste im Kanu der Handelsleute ab, überließ das Pelzwerk an Herrn Lapomboise von der North West Company und bekam dafür eine Quittung, die später, als unsere Hütte abbrannte, mit zu Asche wurde. So bekam weder Netno-kwa noch irgendjemand von unserer Familie für diese wertvollen Sachen jemals auch nur einen Penny.

Die Alte, tief betrübt über die schlechte Aufführung ihres Sohnes, über anderes Missgeschick und das Fehlschlagen so mancher Pläne, suchte Trost in starken Getränken. An einem einzigen Tag tauschte sie 120 Biberfelle, viele Bisonhäute und noch andere Sachen gegen Rum. Es war, wenn sie sich betrank, ihre Gewohnheit, alle andern Indianer, die sich in der Nähe befanden, gleichfalls betrunken zu machen. So blieb uns denn von unserem gesamten Reichtum,

den wir mit so viel Schweiß und Anstrengung auf unseren langen und beschwerlichen Jagdzügen zusammengebracht hatten, nichts als eine Decke, drei Fässchen Rum und die armselige Kleidung, welche wir auf dem Leibe trugen. Ich konnte weder bei dieser, noch bei irgendeiner anderen Gelegenheit die Verschleuderung unseres Pelzwerkes und der übrigen Habe mit solcher Gleichgültigkeit betrachten, welche die Indianer dabei zeigen.

Wir machten uns also mit Bit-te-gisch-scho und einigen anderen Indianern auf den Weg zum Wälder-See. Sie waren uns beim Bau eines Kanus sowie auf dem Tragplatze behilflich. Am Wälder-See überraschte uns die Kälte, und Net-no-kwa beschloss dort zu bleiben, obwohl viele unserer Gefährten anders wohin zogen. Es ergab sich, dass Wame-gon-a-biews Anhänglichkeit für die Tochter des Blitzes nicht so stark war, als dass jenes Verhältnis nicht hätte abgebrochen werden können. Man darf gewiss glauben, dass die Kunstgriffe und Ränke der Handelsleute, die gern unsere Waren haben wollten, wenigstens eben so sehr wie das Betragen jenes jungen Menschen Schuld daran waren, dass wir nicht die Reise zum Huron antreten konnten.

Wir sahen bald ein, dass wir, mit so geringen Mitteln versorgt und den Winter vor der Tür, hier nicht allein bleiben konnten. Wir begaben uns also zum Kontor am Regen-See, wo wir gegen das Versprechen, Biberhäute zu liefern, einen Vorschuss an Decken, Kleidungsstücken und anderen Dingen erhielten, deren wir notwendig bedurften. Dort trafen wir einen Indianer, Waw-be-be-nais-sa, der uns den Antrag machte, er wolle für uns jagen und den Winter hindurch bei uns bleiben. Darauf gingen wir mit Freuden ein, sahen aber bald, dass er ein armseliger Jäger war. Ich brachte im-

mer mehr Wild heim, als er.

Neuntes Kapitel

Als der Schnee stärker fiel und das Eis dicker wurde, stellten sich auch bei uns Elend und Hunger ein. Wir konnten keine Moosetiere mehr töten oder Biber in Fallen und auf die gewöhnliche Weise fangen, obwohl es an Wild nicht mangelte.

Als die Hungersnot anfang, unerträglich zu werden, nahm die Alte zu ihrem letzten Mittel Zuflucht, und tat eine ganze Nacht weiter nichts als beten und singen. Am anderen Morgen sprach sie zu ihrem Sohn und Waw-be-benais-sa: »Geht auf die Jagd. Der große Geist hat mir Wild gegeben.«

Wa-me-gon-a-biew antwortete: »Das Wetter ist zu kalt und zu ruhig, wir können unmöglich den Moosetieren nahe genug kommen.«

»Ich kann den Wind kommen lassen«, entgegnete Net-no-kwa, »jetzt ist freilich das Wetter kalt und ruhig, aber bevor die Nacht kommt, soll Wind gehen. Macht euch auf, Kinder! Ihr dürft sicher hoffen, Wild zu erlegen, denn ich sah in meinem Traum, wie Wa-me-gon-a-biew mit einem Biber und einer schweren Fracht Fleisch zurückkam.«

Sie gingen endlich, nachdem sie an ihren Köpfen und Pulverhörnern kleine Beutel, welche Zaubermittel enthielten, befestigt hatten. Diese waren ihnen von Net-no-kwa zugestellt worden, und sie äußerte dabei, nun sei am Erfolg gar nicht zu zweifeln. Bald, nachdem sie fortgegangen waren,

fang der Südwind an sich aufzumachen und stark zu wehen. Das Wetter wurde milder. Bei Einbruch der Nacht kamen die Jäger mit Moosetierfleisch beladen, und Wa-me-gon-a-biew brachte, wie seine Mutter im Traum gesehen hatte, einen Biber mit. Das Moosetier war sehr groß und fett, und darum verlegten wir unsere Hütte zu der Stelle, wo es erlegt worden war. Doch half dieses Fleisch nur augenblicklich aus der Not, indessen töteten wir doch noch einige Biber.

Zehn Tage nach dieser glücklichen Jagd fehlte es uns wieder an Lebensmitteln. Einst befand ich mich in einiger Entfernung von unserer Hütte auf der Biberjagd, da entdeckte ich die Spur von vier Moosetieren. Ich nahm einen Zweig mit, an dem sie herumgefressen hatten, und warf diesen beim Eintritt in die Hütte vor Wa-me-gon-a-biew, der wie gewöhnlich faulenzend am Feuer lag, mit den Worten hin: »Sieh hier, vortrefflicher Jäger, und sei uns behilflich, einige Moosetiere zu erlegen.«

Er nahm den Zweig, betrachtete ihn einige Zeit, und fragte dann: »Wie viele sind es?«

»Vier.«

»Ich werde sie erlegen.«

Am anderen Morgen folgte er sehr früh der Spur und tötete drei Moosetiere. Er war ein guter Jäger, wenn er einmal zum Zug kam. Für gewöhnlich aber war er so träge, dass er lieber alle Qualen des Hungers duldete, als Wild aufzusuchen oder auch nur der Spur des entdeckten Wildes zu folgen sich die Mühe genommen hätte. Nun war eine Zeit lang genug zu essen da. Der Hunger stellte sich jedoch bald wieder ein. Manchmal hatten wir zwei oder drei Tage auch nicht das Geringste zum Leben. Dann machten einige Ka-

ninchen oder irgendein Vogel es uns möglich, unsere Körper wieder ein paar Tage hinzuschleppen. Wir boten alles auf, um den Waw-be-be-nais-sa zu bewegen, dass er sich etwas mehr Mühe gäbe, weil wir wussten, dass er fast immer auf Wild stieß. Er antwortete aber weiter nichts, als die Worte: »Ich bin zu elend und zu krank.«

Wa-me-gon-a-biew und ich waren der Meinung, dass auf weiteren Ausflüchten, als jene waren, die wir gewöhnlich zu machen pflegten, wohl mehr zu hoffen sein könnte, und so zogen wir eines Morgens sehr früh aus und gingen den ganzen Tag hindurch sehr schnell weiter. Als es dunkel wurde, töteten wir einen jungen Biber.

Wa-me-gon-a-biew sprach zu mir. »Mein Bruder! Mache ein Lager zurecht und brate ein Stück von unserem Biber. Ich will weitergehen und zusehen, ob ich noch etwas Wild erlegen kann.«

Er kam bald darauf mit Fleisch beladen zurück, denn er hatte zwei Karibus geschossen. Am anderen Morgen standen wir früh auf, um diese den weiten Weg bis zur Hütte unserer Familie zu schleppen. Das ging über meine Kräfte, aber Wa-me-gon-a-biew ging voraus, schickte mir die junge Frau zu Hilfe, und so kam ich vor Mitternacht an.

Die Erfahrung hatte uns gelehrt, wie gefährlich es für uns war, so abgeschieden und allein zu leben. Da unsere Vorräte uns nun erlaubten, wo anders hin zu ziehen, beschlossen wir, uns irgendeinem bewohnten Ort zu nähern. Das nächste Kontor lag am Klarwasser-See, etwa vier bis fünf Tagesreisen weit entfernt. Wir ließen unsere Hütte stehen, nahmen nur Decken mit, einige Kessel und was sonst noch besonders für die Reise notwendig war. So machten wir uns auf den Weg. Das Land, durch welches wir reisen

mussten, war voller Seen, Inseln und Sümpfe. Wir konnten aber, da es gefroren hatte, den geraden Weg gehen.

Eines Morgens fing Waw-be-be-nais-sa sehr früh, wahrscheinlich aufgeregt vom heftigen Hunger, zu singen und zu beten an, und rief zuletzt: »Heute werden wir Karibus sehen.« Die Alte, welche infolge der langen Entbehrungen etwas herb geworden war und Waw-be-be-nais-sa für keinen sonderlichen Jäger hielt, antwortete: »Männer hätten nicht gesagt, wir werden heute Wild sehen, sondern, wir werden welches essen.«

Kaum waren wir einige Schritte weiter gegangen, da kamen sechs Karibus gerade auf uns und die Spitze einer kleinen Insel zu. Wir warfen uns sogleich ins Gebüsch nieder, und sie näherten sich uns bis auf Schussweite. Aber Wame-gon-a-biews Gewehr versagte und alle sechs liefen davon. Waw-be-be-nais-sa drückte auch los und traf eins in die Schulter. Als aber spät am Abend beide Jäger zurückkamen, und den ganzen Tag mit der Verfolgung des Wildes verbracht hatten, bekamen wir dennoch keinen Bissen zu essen, und unsere Lage wurde so erbärmlich, dass wir uns, um nur schneller fortzukommen zu können, darein ergaben, einen Teil unseres Gepäcks zurückzulassen. Zugleich schlachteten wir unseren letzten Hund, denn er war so schwach, dass er uns nicht mehr folgen konnte. Die Alte wollte nichts davon essen, aus welchem Grund weiß ich nicht.

Einige Tage später ergab es sich, dass wir uns verirrt hatten. Wir wussten nun nicht, wo der Weg war, und unsere Schwäche und Ermattung gestattete uns nicht, auf gut Glück weiter zu gehen. Net-no-kwa, die in der äußersten Not immer weniger niedergeschlagen und entmutigt

schien, als alle übrigen, bestimmte wie gewöhnlich unseren Lagerplatz, schleppte so viel Holz herbei, als nötig war, um ein großes Feuer zu unterhalten, wickelte sich in ihre Decke und ging, den Tomahawk in der Hand, fort. Wir sahen wohl ein, dass sie sich auf den Weg machte, um auf irgendeine Art unser Elend erträglicher zu machen.

Am anderen Morgen kam sie zurück und sprach: »Meine Kinder, nach langem Beten bin ich in voriger Nacht an einem einsamen abgelegenen Ort eingeschlafen. Ich sah im Traum den Weg, welchen ich genommen hatte, die Stelle, wo ich anhielt, und nicht weit davon entfernt den Anfang eines Pfades, der gerade zum Haus des Kaufmanns führt. Auch habe ich im Traum weiße Männer gesehen. Darum lasst uns keine Zeit verlieren, denn der große Geist will uns zu einem guten Feuer geleiten.«

Etwas ermutigt durch die Zuversicht und Hoffnung, welche die Alte in uns erregte, brachen wir sogleich auf. Als wir aber das Ende des Pfades, welchen sie gegangen war, erreicht hatten, gingen wir lange Zeit weiter fort, ohne irgendeine Spur von Menschen zu entdecken. Nun wurde sie von den einen getadelt, von den anderen lächerlich gemacht, bis wir endlich zu unserer größten Freude die frischen Fußstapfen eines Jägers erblickten, der ganz gewiss zum Kontor gegangen war. Wir strengten nun alle unsere Kräfte an und kamen dort wirklich an, nachdem wir zwei Tage und eine Nacht unterwegs gewesen waren.

Dort trafen wir den Handelsmann, welcher uns am Regen-See Kredit für 120 Biberfelle gegeben hatte. Wir entrichteten, da er eben abreisen wollte, unsere Schuld, und es blieben uns noch zwanzig Felle, für welche ich vier Fallen eintauschte. Die Alte bekam auch noch drei kleine Fässer

Rum.

Nachdem wir mehrere Tage Rast gehalten, traten wir den Weg zu unserer letzten Hütte wieder an und folgten anfangs dem großen Jagdweg, welchen die Bewohner des Kontors gewöhnlich zu nehmen pflegten. Als wir diesen verließen, gab die Alte ihren ganzen Rumvorrat an Waw-be-be-nais-sa mit dem Auftrag, auf dem betretenen Weg weiter fortzugehen, und zwar so lange, bis er die Jäger treffen würde. Bei ihnen sollte er den Rum gegen Fleisch eintauschen und mit diesem wieder zu uns kommen. Er aber öffnete sogleich ein Fässchen und trank es zur Hälfte aus. Am anderen Morgen war er wieder nüchtern und zog, von Wa-me-gon-a-biew begleitet, davon. Ich ging mit den Weibern zu der Stelle, wo wir uns verabredetermaßen treffen wollten. Nachdem wir einen ganzen Tag gewartet hatten, kam mein Bruder mit Fleisch beladen zurück. Waw-be-be-nais-sa aber ließ sich nicht blicken. Und doch hatten sein Weib und seine kleinen Kinder an demselben Tage ihre Mokassins verzehren müssen!

Wir teilten unsere Lebensmittel mit dieser Familie, die uns gleich darauf verließ, um sich zu jenem zu begeben. Die Jäger hatten uns durch Wa-me-gon-a-biew einladen lassen, zu ihnen zu kommen. Wir mussten jedoch vor allen Dingen erst das holen, was wir in unserer Hütte zurückgelassen hatten. Als wir von dort zurückkamen, machten wir am selben Platz wieder Rast, hatten aber seit einiger Zeit von nichts anderem als von Baumrinde gelebt, besonders von jener einer Weinrebe, die dort sehr häufig vorkommt. Wir waren also sehr matt und kraftlos. Wa-me-gon-a-biew konnte gar nicht mehr gehen, und von uns allen schien die Alte am wenigsten zu leiden. Sie vermochte fünf bis sechs

Tage zu fasten, ohne sehr mitgenommen zu sein. Nur aus Furcht, die anderen mochten während ihrer Abwesenheit zugrunde gehen, erlaubte sie, dass ich zum Kontor ging, dem wir näher zu sein glaubten, als dem Lagerplatz der Jäger. Bis dorthin waren es höchstens zwei ganz gewöhnliche Tagesreisen. Bei meiner Schwäche und Mattigkeit war es aber sehr zweifelhaft, ob ich überhaupt bis dahin würde gelangen können. Sehr früh am Morgen brach ich auf. Das Wetter war kalt und der Wind wehte scharf. Ich musste über einen großen See und hatte von der schneidenden Luft viel auszustehen. Vor Sonnenuntergang erreichte ich das jenseitige Ufer und setzte mich dort nieder, um zu übernachten. Als ich spürte, dass ich kalt wurde, wollte ich aufstehen. Es wurde mir dies aber so sauer, dass ich es für unklug hielt, mich wieder hinzusetzen, ehe ich das Kontor erreicht hätte. Die Nacht war nicht dunkel und der Wind schwächer geworden, und ich litt nicht so viel als am Tage. Daher ging ich immer weiter und erreichte frühmorgens mein Ziel. Als ich die Tür öffnete, sahen die Weißen auf den ersten Blick, dass ich halb tot vor Hunger war, und fragten gleich nach unserer Familie. Kaum hatte ich gesagt, wie es stand, so ging ein Franzose, der ein tüchtiger Läufer war, mit Lebensmitteln beladen, weg. Wenige Stunden nach meiner Ankunft hörte ich Net-no-kwas Stimme.

Sie fragte: »Ist mein Sohn hier?«

Ich öffnete die Tür, und sie war sehr erfreut, als sie mich erblickte. Sie war dem Franzosen nicht begegnet.

Bald nach meinem Aufbruch zum Kontor war der Wind sehr heftig geworden. Die Alte hatte gemeint, ich würde wohl nicht bis ans andere Ufer des Sees kommen können, und war mir nachgegangen. Der Wind aber hatte den

Schnee in meine Fußstapfen geweht, und sie darum meine Spur verloren. Sie befürchtete daher sehr, ich möchte wohl unterwegs umgekommen sein. Zwei Tage danach kam auch Wa-me-gon-a-biew mit den Übrigen in Begleitung des Franzosen an. Die Indianer ihrerseits, in der Meinung, wir würden ohne Lebensmittel, die uns, wie sie mit Recht vermuteten, wahrscheinlich fehlten, nicht bis zu ihnen kommen können, hatten Waw-be-be-nais-sa mit Vorräten zum alten Lagerplatz geschickt. Er war gleich nach meinem Weggang in der Nähe desselben angekommen, hatte ihn aber entweder aus Dummheit, Trägheit oder irgendeinem anderen Grund nicht ganz erreicht, sondern sich im Angesicht desselben hingesezt und eine gute Mahlzeit gehalten, von welcher die Familie auf ihrem Wege einige Spuren fand.

Zehntes Kapitel

Nachdem wir uns einige Tage bei den Weißen aufgehalten hatten, reisten wir alle ab, um uns mit den Indianern zu vereinigen. Der Häuptling der Gruppe, welche in drei Hütten wohnte, war Wah-ge-kaut (Krummbein). Die drei besten Jäger hießen Ka-kaik (der kleine Sperber), Meh-ke-nauk (die Schildkröte) und Pah-ke-kun-ne-ga-bo (der sich im Rauch hält). Besonders war zu jener Zeit dieser Letztere ein ganz ausgezeichneter Jäger. Vor Kurzem war ihm zufällig durch einen Flintenschuss der Oberarm zerschmettert worden, und da diese Wunde von Tag zu Tag schlimmer wurde, so bat er viele Indianer und alle Weißen, die er antraf,

sie möchten ihm den Arm abnehmen oder wenigstens ihm bei der Amputation hilfreich zur Hand sein. Es wollte sich aber niemand dazu verstehen.

Als er eines Tages ganz allein in seiner Hütte war, nahm er zwei Messer, von denen er das eine wie eine Schere geschärft hatte, schnitt sich mit der rechten Hand den linken Arm ab und schleuderte ihn weit von sich weg. Dann schief er ein, und in diesem Zustand fanden ihn seine Freunde. Er hatte viel Blut verloren, erholte sich indes bald wieder und blieb nach wie vor ein trefflicher Jäger. Seit der Zeit nannte man ihn gewöhnlich Kosch-kin-ne-kait oder den Einarmigen.

Wir lebten bei diesen Indianern einige Zeit in Fülle und Überfluss, obschon Waw-be-be-nais-sa nichts schoss. Als es ein wenig wärmer wurde, verließen wir sie. Wir hatten aber im vergangenen Winter so viel durch Hungersnot gelitten, dass wir nicht ohne Schrecken daran denken konnten, abermals einen solchen in irgendeiner entlegenen Gegend zu verleben, wo wir notwendig, um leben zu können, reichliches Wild finden mussten. Den ganzen Frühling hindurch wohnten wir etwa eine Tagereise vom Kontor entfernt und jagten Biber.

Dort hatten wir einen Mann bei uns, der Pah-bah-me-win (der Träger) hieß. Ich erlegte zwanzig Ottern, viele Biber und noch viel anderes Wild. Als ich eines Tages meine Fallen nachsehen wollte, sah ich einige Enten auf dem Teich liegen, lud mein Gewehr mit Blei und kroch auf der Erde hin, um ihnen nahe zu kommen. Während ich solchergestalt vorsichtig durch das Gesträuch kroch, sprang plötzlich dicht neben mir ein Bär auf und kletterte schnell auf eine Weißtanne. Ohne mich lange zu besinnen, lud ich eine Ku-

gel in mein Gewehr, aber der Lauf sprang in der Mitte durch, das untere Stück flog weit weg, und der Bär, den ich wahrscheinlich nicht getroffen hatte, kletterte höher. Nun aber lud ich mein halbes Gewehr noch einmal, zielte genau und der Bär stürzte herab vor meine Füße.

Während unseres Aufenthalts in jener Gegend brachten wir eine Menge Ballen von Pelzwerk zusammen. Wir schafften von Zeit zu Zeit einige davon zu den Kaufleuten, da unsere Hütte zu klein war, als dass wir sie alle hätten aufbewahren können. Zu der Zeit, als wir uns zum großen Tragplatz begeben wollten, nahmen sie die Ballen ohne unsere Zustimmung mit fort. Allein die Alte folgte ihrer Spur bis zum Regen-See, nahm alles wieder ab, was uns gehörte, ließ sich aber beschwatzen und erklärte, sie sei geneigt, ihnen diese zu verkaufen. Vom Regen-See zogen wir nach dem Wälder-See, wo Pah-bah-me-win uns verließ, Waw-be-be-nais-sa aber zu uns stieß, um in unserer Gesellschaft zum Regen-See zurückzukehren. Allein Net-no-kwa hatte von einer Mordtat reden hören, welche von Verwandten dieses Mannes dort verübt sein sollte, und dann hätte man sicherlich Rache an ihm genommen, und der wollte sie ihn nicht aussetzen. Net-no-kwa und ich gingen zurück, da wir von einem Ottawahäuptling mit dem Namen Sah-muk dazu eingeladen waren, während Wa-me-gon-a-biew mit den Frauen und Kindern zum Red River zog. Sah-muk behandelte uns sehr gütig, baute ein großes Kanu, das zum Gebrauch der Pelzhändler bestimmt war, und schenkte es uns. Wir verkauften es für hundert Dollar, denn soviel kosteten damals die Kanus in jener Gegend. Auch ein Kleines zu unserem eignen Gebrauch gab er uns.

Der Fluss, welcher sich in den Regen-See mündet, heißt

Koche-che-se-bee oder der Fluss der Quelle. Er hat unweit vom See einen hohen Fall, wo ich mit der Angel eine große Menge derjenigen Fische fing, welche die Franzosen Doris nennen. Eines Tages, während ich eben fischte, wurde ein großer Stör durch die Gewalt des Wassers herabgeschleudert und auf eine Untiefe geworfen, sodass er nicht fort konnte. Ich schlug ihn daher mit einem Stein tot. Es war der Erste, den ich an diesem Ort fing, und daher veranstaltete Sah-muk ein Fest.

Kurze Zeit danach fuhren wir mit zahlreichen Chippewa über den See. Als wir sie verlassen wollten, und sie sich anschickten, in verschiedenen Richtungen hin aus-einander zu gehen, hielten alle noch einmal an, um zu trinken. Während dieses Saufgelages nahmen sie uns alle unsere Vorräte, und ich habe mich damals zuerst mit den Indianern betrunken. Als ich wieder zu Verstand kam, tadelte die Alte, welche jedoch viel mehr als ich getrunken hatte, mein Betragen sehr stark.

Ich erkannte, dass wir uns in einem sehr elenden Zustand befanden, ließ daher die Alte ins Kanu steigen und ruderte zu einer Stelle, wo gewöhnlich Fische im Überfluss vorhanden waren. Die Chippewa hatten uns auch nicht einen einzigen Bissen gelassen, doch fing ich bald drei Doris, und so brauchten wir doch nicht zu hungern. Am anderen Morgen machte ich an einem Tragplatz Halt, wo diese Fische sich in großer Menge aufhalten. Ich fing erst einen, und während die Alte diesen kochte, zog ich wohl an die hundert Stück aus dem Wasser.

Als wir wieder im Kanu saßen, fuhren einige Fahrzeuge vorüber, in denen Handelsleute saßen. Der Alten war wohl ihr Rausch noch nicht ganz verflogen, und sie tauschte da-

her ihre Fische gegen Rum. Ich hatte aber so viele davon beiseitegeschafft, dass ich sie gegen einen großen Sack Korn und etwas Fett eintauschte. Und Net-no-kwa freute sich darüber sehr, als sie wieder nüchtern war.

Mitten im Wälder-See erhebt sich ein ziemlich hohes, aber kleines Felseneiland, das beinahe ganz ohne Bäume und Gesträuch ist. Damals war es von jungen Möwen und Kormoranen förmlich bedeckt, und ich schlug deren eine große Menge mit einem Knüttel tot. 120, die recht fett waren, wurden geräuchert und als Vorrat für die Reise mitgenommen. Wir zogen von dort zum Red River, und während wir ihn hinabfuhren, schoss ich einen am Ufer sitzenden mächtig großen Bären an. Er schrie sehr auffallend, fiel ins Wasser und verschwand.

Da, wo später Pembina erbaut wurde und der Nebeninnah-ne-sebee sich in den Red River ergießt, stand schon früher ein Kontor. Wir fanden dort aber weder Weiße noch Indianer und setzten, weil wir gerade keinen Überfluss an Lebensmitteln hatten, unsere Fahrt auch über Nacht fort, in der Hoffnung, bald etwas anzutreffen. Am anderen Morgen stiegen wir bei Sonnenaufgang ans Land, die Alte sammelte Holz und bemerkte, dass einige Bisons in der Nähe waren. Ich schoss und traf ein Männchen. Da es aber sehr mager war, so ging ich etwas weiter und erlegte ein fettes Weibchen, das in einiger Entfernung auf einer offenen Prärie niederstürzte. Ein hinter diesem herlaufendes Männchen bemerkte mich und rannte aus einer Weite von etwa fünfhundert Klaftern auf mich los, und zwar mit einer solchen Wut, dass ich es für geraten hielt, mich ins Gehölz zurückzuziehen. Wir blieben den ganzen Tag in der Nähe, und ich machte mehrmals den Versuch, mich meiner Beute

zu nähern. Allein der Bison hielt so treffliche Wacht, dass ich darauf verzichten musste. Zur Paarungszeit machen es diese Tiere oft so.

Am anderen Morgen trafen wir Handelsleute, mit denen wir unser Fleisch teilten, und zogen darauf ohne weiteren Verzug zum Tragplatze der Prärie, am Fluss Assiniboine, wo wir Wa-me-gon-a-biew, Waw-be-be-nais-sa und andere Mitglieder unserer Familie, von denen wir so lange getrennt waren, wiederfanden.

Während unserer Abwesenheit hatte Waw-be-be-nais-sa seine erste Frau verstoßen und statt ihrer die Nichte der Net-no-kwa genommen, welche von der Alten seit früher Jugend erzogen und wie eine leibliche Tochter behandelt worden war. Als sie erfuhr, was inzwischen vorgefallen war, nahm sie alles, was dem Neuvermählten angehörte, warf es zur Hütte hinaus und sprach: »Du hast schon einmal mich Hungers sterben lassen wollen. Ich mag mit dir nichts zu schaffen haben. Geh und Sorge für dich selbst, das wird einem so schlechten Jäger, wie du bist, schon sauer genug werden. Du sollst meine Tochter nicht haben.«

Nun ließ er einige Tage von sich weder etwas hören noch sehen. Als aber Net-no-kwa erfuhr, dass seine erste Frau schon einen anderen Mann genommen hatte, und dass es ihm an allem fehlte, wurde er wieder aufgenommen. Wahrscheinlich nahm er sich seitdem aus Furcht vor der Alten auf der Jagd besser zusammen.

Elftes Kapitel

Ich jagte während jenes Winters für einen Handelsmann, den die Indianer Aneeb, (Anib, die Ulme) nannten. Da die Jahreszeit weiter vorrückte und die Kälte sehr streng wurde, so war es sehr schwierig, auch jetzt noch so viel Wild als früher zu erlegen. Ich konnte nicht so viel schaffen, wie der Handelsmann begehrte. Eines Morgens früh schoss ich ein Elentier an, verfolgte es bis zum Dunkelwerden und war im Begriff, seiner habhaft zu werden, als mir die Kräfte ausgingen. Denn der furchtbaren Kälte ungeachtet, waren alle meine Kleider vom Schweiß durchnässt. Als ich zur Hütte zurückgehen wollte, froren sie mir am Leibe fest, und alle meine Glieder waren erstarrt, als ich an der Stelle ankam, wo noch am Morgen unsere Hütte stand. Sie war nicht mehr da. Ich wusste wohl, dass die Alte einen anderen, mir bekannten Platz gewählt hatte, aber wenn sie aufbrechen wollte, das hatte sie mir nicht gesagt.

Nun ging ich den Spuren nach. Bald fühlte ich keine Kälte mehr, wohl aber jenen Drang zum Schlafen, der unter solchen Umständen gewöhnlich dem Tod vorherzugehen pflegt. Das wusste ich und strengte daher alle meine Kräfte an, aber meine ganze Willenskraft musste ich aufbieten, um nur so weit meiner Herr zu bleiben, dass ich mich nicht auf die Erde legte. Doch verlor ich endlich, wie lange, kann ich nicht sagen, alles Bewusstsein. Als ich wieder zu mir selbst kam, fand ich, dass ich mich lange in einem Umkreis von zwanzig bis höchstens fünfundzwanzig Klaftern herumgedreht hatte.

Nun suchte ich wieder die Spuren auf und sah bald in der Ferne ein Licht. Auf das ging ich zu, verlor aber bald aber-

mals meine Besinnung. Wäre ich gefallen, würde ich nie wieder aufgestanden sein. Zum Glück drehte ich mich aber auch dieses Mal wieder rund um. Endlich, in der Hütte angelangt, sank ich zu Boden, blieb aber meiner Sinne mächtig. Noch heute sehe ich den Schein des Herdes, der von den eisbedeckten Wänden widerstrahlte, höre noch, wie meine Mutter mir sagte, sie hätte mich erwartet und deshalb ein großes Feuer unterhalten. Sie wäre in dem Glauben gewesen, dass ich nicht so lange auf der Jagd bleiben würde, und doch gewiss gewusst hätte, dass sie umziehen wolle. Einen Monat lang konnte ich nicht ins Freie gehen, denn Gesicht, Hände und Füße hatten sehr unter dem Frost gelitten.

Ich ging erst wieder hinaus, als das Wetter milder wurde und der Schnee zu schmelzen anfang. Als ich eines Tages am Ufer des Assiniboine mit Waw-be-be-nais-sa auf- und abging, bekamen wir wohl an die zweihundert Elentiere zu Gesicht, die sich auf einer kleinen, beinahe ganz vom Fluss umgebenen Prärie umhertrieben. Wir stellten uns beide auf die Landzunge, durch welche die Halbinsel mit dem übrigen Land zusammenhing, und die etwa zweihundert Klafter breit sein mochte. Die verängstigten Elentiere wollten sich nicht auf das glatte Eis wagen, und fingen an, im Kreis auf der Prärie zu laufen. Einige kamen uns in den Schuss, und wir erlegten zwei, auf die wir sogleich zuliefen. Nun aber teilte sich das Rudel in zwei Gruppen. Die eine wollte über das Eis entfliehen, und diese verfolgte ich, während Waw-be-be-nais-sa der anderen nachsetzte, welche auf das höher liegende Land zueilte.

Die erschreckten Tiere drängten sich auf dem glatten Eis so dicht aneinander, dass es einbrach. Da sie nichtsdesto-

weniger sich anstregten, das jenseitige Ufer zu erreichen, brachen sie sich einen Weg frei. Ich lief neben ihnen her, und hoffte aller derer habhaft zu werden, die ich töten würde. Denn das Wasser war nicht so tief, dass sie hätten ertrinken können. Alle meine Kugeln verschoss ich und stach außerdem zwei mit dem Messer nieder. Nach wenigen Minuten versanken die, welche ich erlegt hatte, unter das Eis. Nur eins, welches am Ufer hinaufklomm, bekam ich. So hatten wir von zweihundert nur vier. Waw-be-be-nais-sa verließ mich auf der Stelle, eilte zu den Handelsleuten und verkaufte ihnen alle vier Elentiere als sein Eigentum, obwohl er nur zwei geschossen hatte.

Wa-me-gon-a-biew konnte damals nicht auf die Jagd gehen, denn er hatte sich im Rausch dermaßen verbrannt, dass er nicht auf den Füßen zu stehen vermochte. Einige Tage darauf ging ich mit Waw-be-be-nais-sa wieder auf die Jagd. Wir sahen auch bald mehrere Elentiere und kamen durch das unebene Gelände begünstigt ihnen ziemlich nahe. Ich hatte ein großes, fettes Männchen aufs Korn genommen.

Aber Waw-be-be-nais-sa sagte mir: »Schieß nicht, Bruder, du könntest es verfehlen. Es ist das beste Tier im ganzen Rudel. Ich will es erlegen, ziele auf ein anderes.«

Ich legte also auf eins an, das sich niedergelegt hatte.

Wir drückten zusammen ab. Ich traf, während er fehlschoss. Das Rudel stob auseinander, und ohne ihn nur anzusehen, machte ich mich auf, um meine Beute zu verfolgen.

Am gleichen Tag schoss ich noch zwei Elentiere, denn sie waren so ermattet, dass man ihnen leicht näher kommen konnte.

Mit dem Dunkelwerden ging ich zur Hütte zurück, wohin Waw-be-be-nais-sa etwas Fleisch mitgebracht hatte. Als ich eintrat, erzählte er eben den Übrigen, wie er ein Elentier erlegt hätte.

»Es freut mich sehr, dass du eins geschossen hast. Ich habe drei erlegt, und morgen werden wir vollauf haben«, sprach ich zu ihm, ahnte aber, dass sich die Sache nicht so verhielt, wie er sagte, und zog ihn beiseite. Da gestand er mir dann, er hätte gar nichts geschossen, und das mitgebrachte Fleisch von einem meiner zurückgelassenen Elentiere genommen. Noch einmal ging er zu den Handelsleuten und verkaufte alle drei als sein Eigentum. Die Alte aber, als sie alles erfuhr, machte ihm so bittere Vorwürfe über sein schlechtes Betragen, dass er sich von uns entfernen musste. Wa-me-gon-a-biew, der zur Zeit des Blätterfalles (im Herbst) die Tochter eines Chippewa zum Weib genommen hatte, verließ uns auch, um bei seinem Schwiegervater zu leben. So bestand denn unsere Familie nur noch aus Net-no-kwa, mir, Bahwetig, ihrer Enkelin, einem Sohn Taw-ga-we-ninnes, Ke-zhik-o-we-ninne, der eben aus den Kinderjahren trat, und zwei kleinen Kindern. So war ich denn zum ersten Mal ganz allein mit diesen und hatte den ganzen Winter hindurch für ihren Unterhalt zu sorgen, ohne dass mich jemand dabei unterstützte. Waw-be-be-nais-sa hielt sich etwa eine Tagesreise von uns entfernt auf. Ich hatte in der guten Jahreszeit viele Biber und andere Tiere erlegt. Auch waren wir gut mit Decken und Kleidungsstücken versehen und hatten einen ziemlichen Vorrat an Lebensmitteln.

Eines Morgens, da es sehr kalt war und ich auf die Jagd gehen wollte, nahm ich meinen Silberschmuck ab und hing

ihn in der Hütte auf. Als mich die Alte fragte, warum das geschähe, entgegnete ich, er wäre mir bei so kaltem Wetter lästig, auch könnte ich ihn beim Verfolgen des Wildes leicht verlieren. Sie machte mir zwar einige Gegenvorstellungen, aber ich blieb bei meinem Vorsatz und ging endlich fort. Zur selben Zeit machte sich Net-no-kwa auf, um Waw-be-be-nais-sa zu besuchen. Sie wollte zwei Tage abwesend bleiben. Unsere Hütte wurde also nur von Skwahschisch (so nannten wir die Bahwetig) und Ke-zhik-o-we-ninne bewacht.

Als ich spät in der Nacht nach einer langen und unglücklichen Jagd heimkam, fand ich die Kinder vor Kälte halb erstarrt und laut schreiend neben der Asche unserer Hütte, die durch ihre Unvorsichtigkeit Feuer gefangen hatte. Alles war verbrannt, mein Silberschmuck, eines meiner Gewehre, mehrere Decken und viele Kleidungsstücke. Nichts blieb uns übrig, als ein Medizinbeutel und ein kleines Fass Rum, welches ich weit wegschleuderte, wütend darüber, dass der einzige Gegenstand, der verschont blieb, uns unnütz, ja schädlich war. Dem Mädchen nahm ich auf der Stelle seine Decke weg, und es musste die Nacht im Schnee liegen bleiben. Ich sagte, weil seine Unachtsamkeit schuld wäre, dass wir kein Obdach hätten, so wäre es billig und recht, dass gerade sie mehr von der Kälte zu leiden hätte, als die Übrigen. Der Knabe schlief bei mir auf der warmen Asche.

Am anderen Morgen ging ich in aller Frühe abermals auf die Jagd und nahm mir vor, erst spät am Abend wiederzukommen, denn ich wusste wohl, dass die Alte sehr zornig werden würde, wenn sie zurückkam. Als ich mich der Hütte näherte, hörte ich schon von Weitem, dass sie das Mädchen prügelte und ausschalt. Und da sie mich erblickte,

fragte sie, warum ich es nicht auf der Stelle getötet hätte.

»Weil du es nicht getan hast, so will ich es«, rief sie.

»O, Mutter, bring' mich nicht um! Ich will dir alles bezahlen, was du verloren hast.«

»Was hast du zu geben? Womit willst du mich bezahlen?«

»Ich will dir den Manitu geben. Der große Manitu wird herabsteigen, um dich dafür zu belohnen, dass du mir mein Leben nicht nimmst.«

Wir hatten gar nichts zu leben und waren fast nackt. Daher gingen wir zu Aneeb's Kontor zu Ke-new-kau-nescheway-boant und erhielten Kredit für soviel, wie ein Ballen Biberfelle wert war. Da wir nun wieder Decken und Kleider hatten, so gingen wir zu Wa-me-gon-a-biew, der nebst seiner Frau uns bis zu der Stelle begleitete, wo vor Kurzem noch unsere Hütte stand.

Wir bauten uns, um Schutz vor dem Wetter zu haben, eine kleine Hütte aus Rasen, und bereiteten den Puk-kwi zu einem neuen Wigwam. Die Frauen arbeiteten sehr fleißig, besonders Skwahschisch. Als es dunkel geworden war, und ich von der Jagd zurück kam, halfen Wa-me-gon-a-biew und ich, sodass nach einigen Klagen die Hütte fertig da stand, und mein Bruder, nachdem er drei Elentiere erlegt, wieder fort ging.

Bald hatten wir wieder Überfluss, und mit diesem kehrte auch die gute Laune zurück. Eines Abends rief die Alte das Mädchen zu sich und fragte, ob es sich noch seines Versprechens erinnere. Skwahschisch antwortete nicht, und Net-no-kwa benutzte diese Gelegenheit, um ihr begreiflich zu machen, wie unrecht es sei, sich des Namens der Gottheit auf eine leichtfertige unehrerbietige Weise zu bedienen.

Zwölftes Kapitel

Wir blieben an jener Stelle bis zum Frühjahr und gingen erst, als die Zeit der Zuckerernte nahte, zu Ke-new-kau-nesche-way-boant. Wir baten die Indianer, welche dort wohnten, uns einige Ahornbäume zu überlassen. Sie wiesen uns einen Platz an, auf dem nur einige wenige standen, die noch dazu sehr dünn und schwach waren. Darüber war Net-no-kwa unwillig und wollte nicht bleiben. Als wir demnach zwei Tage lang weiter gewandert waren, fanden wir, was wir suchten, und in der Umgebung viele Biber. Als wir mit der Zuckerernte fertig geworden waren, kam Wa-me-gon-a-biew mit seinem Schwiegervater und der ganzen zahlreichen Familie. Alle waren in einem sehr traurigen Zustand, wir dagegen in einer Lage, die uns möglich machte, ihnen einiges zu geben. Als ihnen aber die Alte zehn meiner besten Biberhäute schenkte, konnte sie es nicht unterlassen, hinzuzufügen: »Diese Biber und noch vieles andere hat mein junger Sohn getötet, der doch nicht so erfahren und schwächer ist als du und Wa-me-gon-a-biew. Sie gab das Geschenk sehr ungern, und dem Alten schien die ganze Sache sehr peinlich.

Einige Tage danach verließen sie uns, um sich zu den Handelsleuten zu begeben. Waw-be-be-nais-sa kam zu uns, als wir im Begriff waren, zum Kontor am Moose River aufzubrechen. Die Blätter wollten schon ausschlagen, und wir fingen bereits Störe im Fluss, als plötzlich Schnee fiel, und zwar so tief, dass er mir bis an die Knie reichte. Dabei fror es, dass die Bäume wie mitten im Winter Risse bekamen.

Viele starben ab, und das Wasser erhielt eine dicke Eisdicke.

Beim Kontor am Moose River versammelten sich die Assiniboine, die Cree und die Chippewa abermals, um den Mandan Hilfe gegen die U-gusch-a-ninne-wug, einen Stamm, von dem ich schon gesprochen habe, zu leisten.

Ich bekam Lust, sie zu begleiten, und sagte zur Alten: »Ich will mit meinen Oheimen gehen, die zu den Mandan stoßen.«

Sie wollte mir meinen Vorsatz ausreden und nahm mir Gewehr und Mokassins weg, als es ihr nicht gelang. Dadurch wurde ich aber nur um so hitziger, und ich folgte den Indianern barfuß und ohne Waffen, in der Hoffnung, der eine oder andere würde mir wohl aushelfen. Aber ich hatte mich verrechnet, denn niemand schenkte meinen Bitten Gehör.

Ich war ärgerlich und missvergnügt und sah wohl ein, dass mir nichts weiter übrig blieb, als zu den Frauen und Kindern zurückzukehren und bei ihnen zu bleiben. Mein Gewehr forderte ich von der Alten nicht zurück, sondern nahm meine Fallen, verließ die Hütte und kam nicht eher wieder, bis ich so viele Biberfelle hatte, dass ich mir dafür eine andere Flinte eintauschen konnte. Meine Kampflust war aber bedeutend abgekühlt. Den meisten Frauen, welche die Krieger zurückgelassen hatten, fehlte es bald an Lebensmitteln. Nur mit Mühe gelang es mir, von den zurückgebliebenen Knaben und Greisen die Hungersnot abzuhalten.

Endlich kehrten die Krieger zurück. Sie hatten aber wenig oder gar nichts ausgerichtet, und wir trennten uns. Unsere Familie zog an den Elk River, und ein Verwandter der Net-

no-kwa begleitete uns. Er hieß Wau-zhe-gaw-maisch-kum (der, welcher dem Ufer entlang geht) und hatte zwei Frauen. -Die eine hieß Me-sau-bis (Gänsedaune oder Flaum). Er hatte auch einen anderen ausgezeichneten Jäger bei sich, Kau-wa-be-nit-to (der alle in Schrecken jagt). Vom Moose Riverzogen wir grade nach Norden und kamen schnell vom Fleck, da wir sechs Pferde hatten. Doch brauchten wir manchen Tag, um zur Quelle des Elk River zu gelangen. Dort verließ uns Wau-zhe-gaw-maisch-kum, um am Missouri einen Kriegszug mitzumachen. Aber Kau-wa-be-nit-to blieb bei uns und gab uns immer den besten Teil von seiner Jagdbeute. Auch zeigte er mir in der Umgebung einen Teich, in welchem sich viele Biber aufhielten.

Eines Abends, als ich dorthin ging, bemerkte ich einen Pfad, den die Biber gemacht hatten, und zwar dadurch, dass sie Holz in den Teich schleppten. Ich stellte mich an und hoffte bald einige ankommen zu sehen. Kaum war jenes geschehen, so hörte ich unweit von mir ein Geräusch, ähnlich dem, das man vernimmt, wenn eine Frau Häute klopft und zubereitet. Ich wurde unruhig. Da wir keine Indianer in jener Gegend kannten, so war zu befürchten, dass irgendein feindlicher Stamm sich in der Nähe gelagert haben möchte. Indessen war ich entschlossen, nicht zurückzugehen, ohne Gewissheit darüber zu haben. Deshalb hielt ich mein Gewehr bereit und ging vorsichtig auf dem Pfad weiter. Ich konnte sehr weit und geradeaus sehen und ging ein wenig weiter vor. Da blickte ich zur Seite und sah dicht neben mir im Gebüsch, kaum einen Schritt vom Pfad entfernt, einen nackten Indianer, dessen Körper bemalt war. Er lag flach auf dem Bauch und hielt, eben so wie ich, sein Gewehr im Anschlag. In demselben Augenblick und ohne zu

wissen, was ich tat, sprang ich auf die andere Seite des Pfades, und wollte einen Schuss abfeuern. Da lachte jener laut auf, meine Furcht verließ mich, der Indianer stand auf und redete mich in der Chippewasprache an.

Er hatte, gerade wie auch ich, geglaubt, es hielten sich in der Umgegend außer ihm und seiner Familie keine anderen Indianer auf. Er war aus seiner Hütte gekommen, die nur wenig höher lag als der Biberteich und sehr erstaunt gewesen, als er einen Menschen durch das Gesträuch gehen hörte. Er hatte mich zuerst gesehen, und da er nicht wissen konnte, ob ich Freund oder Feind war, sich versteckt. Nachdem ich einiges mit ihm geredet hatte, ging er mit mir zu der Hütte und Net-no-kwa erkannte in ihm einen Verwandten. Er blieb mit seiner Familie etwa zehn Tage bei uns und lagerte sich darauf in einiger Entfernung.

Zum zweiten Mal hatte ich die trübe Aussicht, einen ganzen Winter lang ganz allein für den Unterhalt der Familie sorgen zu müssen. Als aber der erste Frost eintrat, kamen sieben Naudoway-Jäger (Nadowessier), unter ihnen ein Nesse Net-no-kwas, von Mo-ne-ong (Montreal) und beschlossen bei uns zu bleiben. Während die Blätter abfielen und im Anfang des Winters töteten wir viele Biber. Ich war ein besserer Jäger als fünf von den Naudoway und fing jeden Tag mehr Biber als jeder Einzelne von ihnen, obwohl sie Mann für Mann zehn Fallen hatten, und ich nur sechs. Die beiden anderen aber taten es mir in allem zuvor.

Während des Winters nahmen wir noch zwei Naudoway in unser Lager auf, welche für die Pelz-Compagnie jagten. Von den Chippewa wurden sie Way-met-e-goosch-schewug (die französischen Chippeway) genannt. Da bald nach ihrer Ankunft das Wild seltener wurde, und wir anfangen,

Mangel an Nahrungsmitteln zu leiden, so kamen wir überein, sämtlich auf die Bisonjagd zu ziehen. Am Abend kamen alle Jäger heim, zwei Naudoway, einen großen jungen Mann und einen Greis ausgenommen. Am nächsten Morgen erschien der Jüngere mit einer frisch aufbereiteten Bisonhaut sowie mit einem herrlichen Paar Mokassins und erzählte, er habe auf seinem Streifzug sieben Hütten der Cree gefunden und Mühe gehabt, sich diesen Leuten verständlich zu machen, sei aber endlich in eine der Hütten aufgenommen, gut bewirtet und die Nacht über beherbergt worden. Am Morgen hatte er die Bisonhaut, auf welcher er geschlafen hatte, zusammengelegt, um sie wieder zurückzugeben. Man hatte sie ihm aber geschenkt, und von einer Frau, die bemerkte, dass seine Mokassins nicht mehr im besten Zustand waren, erhielt er die neuen.

Solche Gastfreundschaft ist unter den Indianern, welche noch wenig Verkehr mit den Weißen haben, sehr gemein. Sie ist die Haupttugend, über welche die Alten in ihren Abendgesprächen den Kindern gute Lehren geben. Die Naudoway aber waren in der Gegend, aus welcher sie kamen, wenig an eine solche Behandlung gewöhnt.

Bald darauf kam auch der Greis zurück. Er erzählte, er habe fünfzig Hütten der Assiniboine angetroffen und sei von ihnen sehr gut aufgenommen worden. Diese Indianer hätten Überfluss an Lebensmitteln und sehr gastfreundliche Sitten. Er brachte zwar keine augenscheinlichen Beweise für seine Behauptungen bei, äußerte aber, wir könnten nichts Besseres tun, als uns an jene Assiniboine anzuschließen.

Am anderen Morgen, als wir im Begriff waren, seinem Rat zu folgen, sprach er: »Ich bin noch nicht fertig, ich muss

erst meine Mokassins zurechtmachen.«

Da gab ihm ein junger Jäger, um allen weiteren Aufschub zu vermeiden, ein Paar neue, worauf er weiter sprach, er müsse sich aus seiner Decke erst ein Paar Beinschienen schneiden. Einer unserer Gefährten hatte dergleichen übrig und gab sie ihm, worauf er noch allerlei anderes nötig zu haben vorgab, was er alles erhielt. Da aber sein Zögern und Ausflüchte suchen kein Ende nahm, so wurden wir misstrauisch, und endlich brachten einige von uns, die seinen Spuren gefolgt waren, heraus, dass er sich gar nicht weit von unseren Hütten entfernt, gar keine Indianer getroffen und überhaupt seit gestern Morgen nichts gegessen hatte.

Die fünfzig Hütten der Assiniboine bestanden lediglich in seiner Einbildung, und wir suchten daher die Cree auf, welche der junge Naudoway getroffen hatte. Unterwegs fanden wir durch Zufall eine andere Gruppe vom selben Stamm. Die Leute waren uns fremd, wir fragten aber nach ihrem Häuptling und setzten uns am Herd nieder. Die Frauen stellten die Kessel auf das Feuer und zogen aus einem Sack etwas hervor, das wir nicht kannten und unsere Neugierde erregte. Als das Essen bereit war, erfuhren wir, dass es kleine, kaum einen Zoll lange Fische waren, einer so lang wie der andere. Nachdem sie in den Kessel geworfen waren, wurden sie bald zu einer festen, gallertartigen Masse. Diese kleinen Fische, von denen wir seitdem häufig welche fingen und aßen, findet man in den tiefen Stellen von Teichen, welche nicht viel Wasser haben. Dort sammeln sie sich in solchen Massen, dass man Hunderte auf einmal mit bloßen Händen greifen kann.

Nachdem wir uns gesättigt hatten, untersuchte eine Indianerin, die des Häuptlings angesehenste Frau zu sein

schien, unsere Mokassins und gab jedem ein Paar neue. Diese Indianer waren auf der Reise und verließen uns bald. Daher beschlossen wir, ein Sunjegwun oder ein Versteck von all den Dingen zu machen, die uns unterwegs hätten belästigen können, und dann auf die Bisonjagd zu gehen. Wir folgten dem Pfad der Cree, die wir auf der Prarie trafen.

Es war in der Mitte des Winters. Bald danach wurde der junge Naudoway, welcher uns geführt hatte, krank. Seine Freunde baten einen alten Arzt, welcher zu der Cree-Gruppe gehörte und Muk-kwah (der Bär) hieß, ihn wieder gesund zu machen.

»Gebt mir«, sprach der Alte, »zehn Biberhäute, dann will ich meine Kunst an ihm zeigen.« Wir hatten unser Pelzwerk im Sunjegwun gelassen, und seitdem nur neun Biber getötet. Der Alte nahm die neun Felle, ein Stück Tuch statt des Zehnten, und bereitete seine Hütte zur Aufnahme des Kranken vor, der auf eine Matte neben das Feuer gesetzt wurde. Der alte Muk-kwah war ein ziemlich schlechter Bauchredner und ein Arzt, der in nicht besonders hohem Ruf stand. Er ahmte, so gut es eben angehen wollte, einige Töne nach, und wollte die Umstehenden glauben machen, sie kämen aus der Brust des Kranken. Endlich sagte er, er erkenne deutlich das Geräusch eines bösen Feuers in der Brust des Naudoway, legte diesem die eine Hand aufs Herz, die andere und den Mund auf den Rücken, rieb ihn und blies so lange, bis endlich eine kleine Kugel, wie durch Zufall, auf die Erde fiel. Er fuhr aber dennoch fort zu blasen und zu reiben, warf die kleine Kugel bald weit weg, drehte sie bald zwischen seinen Händen und warf sie endlich ins Feuer, wo sie mit einigem Knistern verbrannte, wie es

feuchtes Pulver tut. Dieses überraschte mich nicht im Geringsten, denn ich hatte gesehen, dass er an die Stelle, wohin die Kugel fiel, etwas Pulver gestreut hatte. Er mochte aber wohl merken, dass die Naudoway wenig von ihm erbaut waren, und äußerte nun, der Kranke habe eine Schlange im Leib, die er erst am anderen Tag herausschaffen könne. Bei dieser zweiten Sitzung machte er ähnliche Vorkehrungen und Albereien und wies zuletzt eine kleine Schlange vor, die er aus dem Kranken herausgelockt haben wollte. Eine Weile lang hielt er seine Hand auf die Stelle, wo sie, wie er sagte, herausgekommen wäre, damit alles wieder zusammenheile. Töten wollte er die Schlange nicht, verwahrte sie aber sorgsam, damit sie nicht in den Körper irgendeines anderen Indianers überginge. Diese schlecht durchgeführte Betrügerei zeigte natürlich auf den Zustand des Kranken nicht die geringste Wirkung und gab den Nadowessiern viel zu lachen. Sie konnten ihm bald seine verschiedenen Töne nachmachen und verhöhnten ihn überall auf das Bitterste. Einige achtbare Männer unter den Cree gaben uns den Rat, weiterhin keinerlei Hilfe bei Muk-kwah zu suchen. Denn sie hielten ihn für närrisch, was er auch war.

Dreizehntes Kapitel

Ich hatte damals einen Zwist mit einem Naudoway, welcher für die Way-me-ta-gu-sche-wugs-Chippeway jagte. Er war später als ich dorthin gekommen und hatte daher gewiss nicht mehr Recht zum Jagen als ich. Und doch beklag-

te er sich, dass ich ein paar Mal Bezirke durchstreift hatte, auf die er allein ein Anrecht zu haben vermeinte. Ich hatte vor Kurzem eine Menge Biber entdeckt, legte meine Fallen und ließ sie wie gewöhnlich bis zum anderen Tag liegen. Als ich am nächsten Morgen nachsah, fand ich heraus, dass jener Indianer meiner Spur gefolgt war, meine Fallen in den Schnee geworfen und dafür seine aufgestellt hatte. Es ging nur ein Biber in die aufgestellten Fallen, welchen ich nahm, und legte, ganz seinem Beispiel folgend, meine Fallen wieder hin. Die Sache sprach sich schnell herum, aber alle Indianer, die Naudoway nicht ausgenommen, erklärten sich gegen ihn und versprachen mir ihren Beistand. Bei Angelegenheiten dieser Art hat das, was bei einem Stamm herkömmlich ist, Gesetzes Kraft, und wer dagegen handelt, darf nirgend auf Unterstützung hoffen. Unterdrückung oder Ungerechtigkeit, die ein Mann an dem anderen in Privatangelegenheiten ausübt, kommen selten bei den Indianern vor.

Wir blieben etwa einen Monat in der Prärie, ehe wir zur Hütte zurückkehrten, in welcher wir die Alte gelassen hatten. Danach gingen wir zum Kontor am Elk River. Ich hatte mich von den Naudoway getrennt und war mit meiner Familie allein. In unserer Nachbarschaft stand eine Hütte der Tus-kwaw-go-mee aus Kanada. Als ich sie das erste Mal besuchte und unter ihr Dach trat, wusste ich nicht, wer sie waren. Der Mann kam auf mich zu, nahm meine Schneeschuhe, stellte sie ans Feuer, damit sie trocknen sollten, und gab sie, da er sah, dass sie einiger Ausbesserung bedürftig waren, einem Greis in die Hand. Bis dieser sie wieder zu rechtgemacht hatte, ging ich mit ihm auf die Jagd. Er tötete an jenem Tag mehrere Biber, die er alle mir gab. Dieses

freundliche Benehmen jener Familie blieb dasselbe, solange wir uns in ihrer Nachbarschaft befanden. Ihre Sprache hat Ähnlichkeit mit jener der Chippewa und weicht nicht mehr von ihr ab, als etwa die der Cree von jener der Muskegee.

Als die Zeit der Zuckerernte herannahte, verlegte ich mein Lager etwa zwei Meilen unterhalb des Forts am Elk River. Die Zuckerbäume, welche von den Indianern Sche-sche-ge-ma-winzhs genannt werden, sind von derselben Art, wie die, welche man in den Tälern am oberen Mississippi findet, wo die Weißen sie Flussahornbäume nennen. Sie sind groß, stehen aber sehr zerstreut, und deshalb machten wir zwei Lagerplätze, auf jeder Seite des Flusses nämlich eins. Ich blieb allein an dem einen Ufer, die Alte mit den Kindern auf dem anderen. Während ich den Zucker sammelte, tötete ich eine Menge Enten, Gänse und Biber. Neben meinem Lager war eine Quelle, aus welcher die Handelsleute oft Salz holten, das sie an Ort und Stelle aufbereiteten. Sie hat etwa dreißig Fuß im Durchmesser, ihr Wasser ist blau, und man hat mit den längsten Stangen nicht auf den Grund reichen können. Sie liegt ganz nah am Elk River, zwischen dem Assiniboine und dem Sas-kaw-jawun, etwa zwanzig Tagesreisen vom Kontor am Winnipegsee entfernt. In jener Gegend sind überhaupt viel salzige Quellen und Seen vorhanden; eine zweite von so beträchtlichem Umfang ist mir aber nicht vorgekommen.

Ich traf dort mit einem Weißen zusammen, der sich viel mit mir beschäftigte, und mich bewegen wollte, ihm nach England zu folgen. Aber ich hatte Angst, er würde mich im Stich lassen. Es wäre mir dann unmöglich gewesen, wieder zu meinen Verwandten, falls von ihnen in den Vereinigten Staaten noch einige am Leben waren, zu gelangen. Auch

war mir das Jägerleben zu lieb geworden, einmal, weil es für meinen Lebensunterhalt notwendig war, und sodann, weil es mir Vergnügen machte. Ich schlug darum alle seine Vorschläge ab. Unter den Indianern, die sich im Frühjahr beim Kontor versammelten, fand ich auch unseren alten Gefährten und Freund Pe-schau-ba. Der ganze Ertrag der Winter- und Frühlingsjagd, aller Zucker, kurz jegliches, was sie nur besaßen, wurde von den Indianern gegen Whiskey eingetauscht. Als alles versoffen war, holte Net-no-kwa noch ein zehn Gallonen haltendes Fass hervor, das sie im vergangenen Jahr hinter einer Platte am Herd des Kontors versteckt hatte.

Auf dieses Schwelgerleben, während dessen es an Zank, Streit und Ungebührlichkeiten aller Art nicht fehlte, folgte wie gewöhnlich Hunger und Elend. Einige Indianer schlugen, um dem Mangel abzuhelfen, ein Auskunftsmittel vor, welches darin bestand, dass jeder anwesende Jäger sich alle Mühe geben sollte, möglichst viele Kaninchen zu fangen. Es war ein förmlicher Wettkampf, in welchem ich den Pe-schau-ba, einen der besten Jäger, und der mich in der Jagdkunst unterwiesen hatte, übertraf. Wenn es aber darauf ankam, größere Tiere zu erlegen, dann tat er es mir immer zuvor.

Vom Kontor reisten wir über den Schwanenfluss und den Me-nau-ko-nos-keeg zum Red River, hielten jedoch unterwegs an, um, von Nau-ba-schisch, einem jungen Menschen, welcher sich uns seit einigen Tagen angeschlossen hatte, unterstützt, Biber zu fangen. Bald entdeckte ich Spuren von Indianern, die kaum zwei Tage vor uns desselben Weges gezogen sein mussten. Ich beschloss, sie einzuholen, ließ die Alte nebst den übrigen Familiengliedern bei Nau-

ba-schisch zurück, setzte mich auf mein bestes Pferd und ritt den Spuren folgend durch die Prärie.

Nachdem ich einige Stunden scharf hatte austraben lassen, kam ich an eine Stelle, wo noch am vorigen Abend eine Hütte gestanden hatte. Mein Pferd setzte über einen im Weg liegenden Baumstamm, als ein Präriehuhn aufflatterte. Das Ross wurde scheu und warf mich ab, sodass ich an den Baumstamm fiel und dann auf die Erde hinabsank. Den Zügel hatte ich nicht losgelassen, und das Pferd mich mit beiden Vorderhufen auf die Brust getreten. So lag ich mehrere Stunden da und fasste endlich, da ich wieder aufgestanden war, den Entschluss, mich zu den Indianern zu begeben, weil ich diesen näher zu sein glaubte, als meiner eigenen Hütte. Als ich sie eingeholt hatte, konnte ich kein Wort hervorbringen. Sie sahen aber gleich, dass ich Schaden genommen hatte, und waren mir gegenüber recht gut. Mein Sturz war sehr gefährlich gewesen und die Folgen desselben spüre ich bis auf den heutigen Tag.

Meine Hauptabsicht, welche mich bewog, diese Indianer zu besuchen, war keine andere, als mich nach Wa-me-gon-a-biew und dessen Lage zu erkundigen. Sie waren ihm aber noch nicht begegnet. Ich hielt es für das Beste, die Alte am Me-nau-ko-nos-keeg zurückzulassen und allein zum Red River zu gehen. Ich besaß vier Pferde, und eines derselben, ein schönes, munteres Tier, galt für das beste unter den 180 Stücken, welche ein aus Cree, Assiniboine und Chippewa bestehender Kriegerhaufen den Fall-Indianern abgenommen hatte. Während eines sieben Monate dauernden Feldzuges hatten die Krieger ein Dorf zerstört, 150 Schädelhäute erbeutet und viele Gefangene gemacht. Am zehnten Tag nach meiner Abreise vom Me-nau-ko-nos-keeg erreichte

ich das Kontor am Moose River und vernahm dort, dass Wa-me-gon-a-biew sich in Pembina am Red River aufhalte. Herr Mackee gab mir einen Führer mit, der mich bis zur Quelle des Flusses von Pembina geleitete, wo ich den Handelsmann Aneeb traf, von welchem ich schon einmal gesprochen habe. Eine Tagesreise von seiner Hütte entfernt, fand ich die Wohnung von Wa-me-gon-a-biew's Schwiegervater, der mich aber, weil sein Schwiegersohn gerade abwesend war, nicht sehr herzlich aufnahm. Er wohnte neben einer Gruppe von Cree, die etwa hundert Hütten haben mochten. Da ich wohl sah, dass die Sachen nicht so standen, wie ich wünschte, schlief ich Nachts bei einem alten Kri, den ich anderweitig kennengelernt hatte.

Dieser sprach am anderen Morgen zu mir: »Ich fürchte, sie machen dir dein Pferd tot. Sieh einmal nach, wie sie damit umgehen.«

Ich eilte demnach fort und sah denn auch, dass mehrere junge Menschen und Kinder mein Pferd zu Boden gerissen hatten und schlugen. Mehre hielten es fest, und ein Mann stand auf dem Leib und prügelte es, soviel nur seine Kräfte erlaubten.

»Mein Freund«, rief ich ihm zu, »steig mal da hinunter.«

»Das will ich wohl bleiben lassen«, erhielt ich zur Antwort.

»Nun, so sollst du denn sehen, wie dir es geht«, sprach ich, warf ihn um, riss einigen anderen die Zügel aus den Händen und führte das Pferd zur Behausung des alten Kri. Es hatte sich aber nie wieder recht erholt, so schändlich wurde es behandelt.

Ich wollte natürlich den Grund eines so auffallenden Benehmens wissen und erfuhr endlich, dass Wa-me-gon-a-

biew nach einem Zwist, den er mit seinem Schwiegervater gehabt, seine Frau verlassen hatte. Bei jener Gelegenheit waren das Pferd und der Hund des Alten getötet worden, und nun hatten seine jüngeren Freunde auf meine Kosten Rache genommen. Wa-me-gon-a-biew hatte, wie mir es schien, anfangs keine Schuld gehabt. Er behandelte seine Frau wie jeder andere Indianer und hatte sie nur verlassen, weil der Alte sich nicht von ihr trennen wollte, und von ihm verlangte, er solle ihn auf allen seinen Zügen begleiten. Wa-me-gon-a-biew wollte nicht so abhängig sein, hatte sich aber so lange ruhig und friedlich verhalten, bis die Verwandten seiner Frau ihn zuerst angriffen.

Da ich allein war, so befürchtete ich, sie möchten auch mich verfolgen und schlecht behandeln. Das ließen sie indessen bleiben, und ungehindert erreichte ich am anderen Tag die Hütte, in welcher damals Wa-me-gon-a-biew mit seiner zweiten Frau wohnte. Sein neuer Schwiegervater, den ich schon länger kannte, war sehr erstaunt, als er hörte, dass ich vom Me-nau-ko-nos-keeg kam, denn man pflegt in jener Gegend nicht gern allein zu reisen.

Nachdem ich vier Tage mit meinen Freunden gejagt hatte, machte ich mich, von Wa-me-gon-a-biew begleitet, auf den Rückweg zu Net-no-kwa. Wir mussten in dem Dorf, wo sie mir mein Pferd hatten totschiagen wollen, anhalten. Der Alte war gerade nicht da, kam aber, als er von unserer Ankunft hörte, mit seinen Brüdern eilig herbei. Wir schliefen in jener Nacht in einer Hütte, die unweit vom Zelt des Handelsmannes lag. Ich hatte mir vorgenommen, wach zu bleiben, denn ich fürchtete, bestohlen oder schlecht behandelt zu werden. Doch die Müdigkeit übermannte mich und ich schlief ein. Es war schon ziemlich spät in der Nacht, als

Wa-me-gon-a-biew mich weckte, um mir zu sagen, dass der Alte da gewesen sei und ihm sein Gewehr unter dem Kopf weggenommen habe. Er sei völlig wach gewesen, habe sich aber unter seiner Decke ganz ruhig verhalten und seinen ehemaligen Schwiegervater nicht aus den Augen gelassen. Dieser sei nach vollbrachtem Diebstahl aus der Hütte hinausgegangen. Ich antwortete, es geschehe ihm ganz recht, und er habe verdient, sein Gewehr einzubüßen, weil er gestattet, dass ein Greis ihm dasselbe unter dem Kopf habe wegnehmen dürfen. Meine Bemühungen, ihm dasselbe wieder zu verschaffen, blieben fruchtlos.

Vierzehntes Kapitel

Noch bevor ich den Moose River erreichte, war mein Pferd so matt und mager geworden, dass es nicht einmal mehr imstande war, Wa-me-gon-a-biews Frau zu tragen. Wir hielten darum zwei Tage Rast, hatten aber viel Hunger zu leiden, denn seit langer Zeit hatten wir weiter nichts geschossen, als einen sehr mageren Bison. Wir trafen damals mit einer Gruppe von Cree zusammen, deren Häuptling Oge-ma-wa-schisch hieß, was der Sohn des Häuptlings heißt. Diese aber kamen uns nicht nur nicht zu Hilfe, sondern empfangen uns sogar sehr übel, und ich hörte, dass sie davon sprachen, ob es nicht gut sei uns zu töten, wegen eines alten Streites, den sie einst mit den Chippewa gehabt hatten. Sie wollten uns weiter nichts als einen kleinen Dachs verkaufen, und wir verloren keine Zeit, um so schnell als möglich aus ihrer Nähe zu kommen. Nachdem

wir noch zwei Tage sehr elend verlegt hatten, begegneten wir einem Chippewa Namens Wah-uche-chawk (der weiße Kranich), der eben ein fettes Moosetier erlegt hatte.

Mit diesem Mann lebten wir etwa einen Monat lang zusammen, hatten immer vollauf zu essen und schliefen nachts in seiner Hütte. Wir brachen dann allesamt auf, und er trennte sich von uns am Rush Lake River. Die Alte hatte sich aus dem Kontor, wo ich sie zurückgelassen hatte, entfernt, um bei Indianern zu leben, die einige Tagereisen weit von demselben entfernt wohnten. Alle meine Pferde waren durchaus vernachlässigt worden und, obwohl ich es Net-no-kwa auf die Seele gebunden hatte, für sie zu sorgen, gefallen. Auch das, welches mich bis an den Red River getragen hatte, war nicht mehr am Leben, und so blieb mir nur noch eins übrig. Net-no-kwa hatte allem Anschein nach aufgehört, mich zu ihrer Familie zu rechnen, und auch Wame-gon-a-biew verließ mich.

So hielt ich mich einige Zeit allein beim Kontor auf, bis endlich Herr MacGlees, der Handelsmann, aufmerksam auf mich wurde, und mich einlud, bei ihm zu leben. Er redete mir soviel zu, ich möchte doch die Indianer verlassen, dass ich mehr als einmal in Versuchung geriet, seinem Rat zu folgen. Aber wenn ich daran dachte, stets auf dem Kontor bleiben zu müssen, bemächtigte sich meiner eine große Unbehaglichkeit. Das widerstrebte mir durchaus. Denn in meinen Augen war das Schicksal, zeitlebens alle meine Zeit auf der Jagd zuzubringen, viel beneidenswerter, als das einförmige Leben der Leute in den Kontoren. Ein solches schien mir unerträglich.

An der Quelle des Me-nau-ko-nos-keeg befand sich damals ein Kontor, wohin ich mit fünf von Herrn MacGlees

gesandten Franzosen (Kanadier) und einer Chippewa aufbrach. Wir nahmen nur für eine einzige Mahlzeit Essen mit, und dieses wurde am ersten Abend verzehrt. Als wir gegen Mittag des dritten Tages an einen kleinen salzigen Bach gelangten, gewahrten wir einen Menschen, der auf einem benachbarten Hügel saß. Wir gingen näher zu ihm hinauf. Er gab aber auf unsere Fragen keine Antwort. Wir wollten ihn rütteln und aufheben, aber er war vor Kälte erstarrt und fiel, als wir unsere Hände von ihm wegnahmen, zusammen wie eine gefrorene Masse. Sein Atem war zwar noch nicht ganz erloschen, aber seine Lippen konnte er nicht mehr bewegen, und war bereits, wie alle Zeichen andeuteten, halb tot. Neben ihm lagen ein kleiner Kessel, ein Beutel, in welchem wir Feuerstein und Stahl, einen Pfriem und ein paar Mokassins fanden. Alle unsere Bemühungen, ihn wieder ins Leben zurückzurufen, waren vergeblich. Da ich ihn doch einmal verloren gab, so erteilte ich den Franzosen den Rat, ihn zum Kontor zu schaffen, damit er ein ordentliches Begräbnis bekäme. Den befolgten sie, und ich habe nachher erfahren, dass er etwa zwei Stunden danach seinen Geist aufgegeben hatte.

Wie mir schien, hatte man ihn aus dem Kontor an der Flussquelle fortgeschickt, weil er zu faul und träge war, als dass man ihn hätte ernähren mögen. Damals war er fast ganz ohne Lebensmittel gewesen und nach Wa-me-gon-abiews Hütte gegangen. Dieser hatte ihm zu essen gereicht und versprochen, ihm auch noch etwas mit auf den Weg zu geben. Er hatte das aber nicht nehmen wollen und gesagt, er könne es nicht tragen. Damals war er schon sehr schwach und matt gewesen, und hatte, obwohl die Strecke nur kurz war, zwei volle Tage gebraucht, um bis zu dem

Ort zu kommen, wo wir ihn trafen. Ich ging von dort mit der Chippewa zu Wa-me-gon-a-biews Hütte.

Ich hatte dort schon einen Monat lang mit meinem Bruder gejagt, als Net-no-kwa, die mich überall gesucht hatte, zu uns kam. Wa-me-gon-a-biew machte am Clam River, in einer Gegend, die ich ihm genannt hatte, Jagd auf Biber, und ich ging mit Net-no-kwa an den Me-nau-ko-nos-keeg, weil wir dort Zucker ernten wollten. Wir alle, die wir dort versammelt waren, hatten zehn Feuer, und gingen nach vollbrachter Ernte sämtlich auf die Biberjagd. Bei Jagdzügen dieser Art wird zuweilen alles, was erlegt wird, gleichmäßig verteilt. Dieses Mal aber hatten wir ausgemacht, jeder sollte behalten, was er getötet hätte. Binnen drei Tagen hatte ich so viele Häute, wie ich nur tragen konnte. Auf so langen und eiligen Zügen aber kann man nicht viel Lebensmittel bei sich führen, und bald wurde die ganze Gruppe von Hungersnot heimgesucht. Die meisten wurden, mich selbst nicht ausgenommen, bald so schwach, dass niemand mehr in einer weiten Entfernung zu jagen in der Lage war.

Eines Tages, als das Eis auf den Teichen bereits mit Wasser bedeckt war, gewährte ich etwa eine Meile weit vom Lager in einem kleinen Sumpf Spuren von einem Moosetier. Ich folgte denselben und erlegte das Wild. Da es das Erste seiner Gattung war, so feierten wir ein Fest, und das ganze Fleisch wurde an einem einzigen Tage verzehrt.

Bald darauf begaben sich sämtliche Indianer in zwei Tagemärschen an die Mündung des Flusses, wo Wa-me-gon-a-biew mit uns zusammenstieß. Seine Jagd am Clam River war sehr glücklich gewesen. Wir blieben etwa eine Meile vom See entfernt beim Kontor, um zu trinken, bis all unser Pelzwerk verkauft war. Meine Familie, nur von Wa-me-

gon-a-biew begleitet, kehrte zu der Mündung des Flusses zurück. Diese Überfahrt war so kurz, dass wir nicht einmal die Hunde mit in die Kanus nahmen. Sie jagten am Ufer ein Elentier auf, das sich sogleich ins Wasser stürzte. Wir ruderten ihm nach und schossen es nieder, als es ans Ufer klettern wollte.

Um dieselbe Zeit trafen wir mit einem alten Ottawa-häuptling zusammen. Er hieß Wa-ge-to-tah-gun (der eine Glocke hat), wurde aber für gewöhnlich Wa-ge-to-te genannt, war mit Net-no-kwa verwandt und seine Familie hatte drei Hütten inne. Einer seiner Söhne hatte auch zwei Frauen. Wir blieben zwei Monate beisammen, und fast jeden Morgen forderte er mich auf, mit ihm zu jagen. Wenn wir zurückkamen, schenkte er mir jedes Mal das beste Stück, und zuweilen sogar alles, was er geschossen hatte. Er gab sich große Mühe, mich die Jagd auf die Moosetiere und anderes Wild zu lehren, dem man nur schwer beikommen konnte. Dann verließ uns Wa-me-gon-a-biew mit seiner Frau und ging zum Red River.

Die Indianer sind insgesamt fest überzeugt, dass das Moosetier geschickter sei, als irgendein anderes Wild, sich vor dem Jäger zu hüten, und besonders das Vermögen habe, sehr lange unter dem Wasser ausdauern zu können. Zwei Männer von Wa-ge-to-ta-gun, die ich recht gut kannte und für glaubwürdige Leute hielt, kamen eines Abends von der Jagd zurück, nachdem sie den ganzen Tag fort gewesen waren, und erzählten, sie hätten ein Moosetier bis zu einem kleinen Teich verfolgt, in dessen Mitte es verschwunden sei. Sie hätten darauf Stellungen gewählt, von denen aus sie das ganze Wasser überblicken konnten, hätten geraucht und bis zum Abend gewartet. Während der

ganzen Zeit sei aber nicht die geringste Spur von Bewegung auf dem Wasser zu sehen gewesen, und sie hätten die Hoffnung aufgegeben, von dem Tier etwas zu sehen, und wären zurückgekommen.

Bald, nachdem diese beiden Männer ihre Erzählung beendet hatten, kam ein einzelner, mit Fleisch beladener Jäger an und berichtete, er habe eine Weile lang die Spur eines Moosetiers verfolgt, sei an einen Teich gekommen, wo er die Spuren von zwei Männern bemerkt habe. Aus allen Umständen sei ihm klar geworden, dass sie fast zu gleicher Zeit mit dem Moosetier an jener Stelle angelangt wären, und er sei der Meinung gewesen, sie hätten es erlegt. Indessen habe er sich doch vorsichtig dem Ufer genähert, hingeworfen und bald danach gesehen, wie das Wild ganz sacht aus dem Wasser, das nicht tief war, aufgetaucht und gerade auf ihn zugekommen sei. Und so habe er es denn ganz in der Nähe erlegt.

Die Indianer halten das Moose für dasjenige Tier, das klüger und darum auch schwerer zu erlegen ist, als alles übrige Wild. Es ist auch jedenfalls weit mehr auf der Hut, und hat viel schärfere Sinne als der Bison und das Caribou, ist flinker und beweglicher als das Elentier und viel pfiffiger als die Antilopen. Wenn während des heftigsten Sturmes, wo der Wind heult, und Donnerschlag auf Donnerschlag folgt, dazu noch der Regen in Strömen vom Himmel gießt, ein Mann mit der Hand oder dem Fuß auch nur den kleinsten dürren Zweig abbricht, so darf er sicher sein, dass das Moosetier es hört, dann flieht es nicht allemal davon, sondern hört häufig nur auf zu fressen und horcht auf jedes Geräusch. Wenn etwa eine Stunde lang der Mensch unbeweglich steht und gar nichts von sich hören lässt, dann erst

fängt es wieder an zu fressen, vergisst aber nicht, dass es etwas Verdächtiges gehört hat, und bleibt noch einige Stunden wachsam.

Wa-ge-to-tah-gun, der Häuptling, mit dem wir zusammenlebten, nahm jede Gelegenheit wahr, um mich mit den Gewohnheiten der Moose- und anderer Tiere bekannter zu machen, und freute sich jedes Mal sehr, wenn meine Bemühungen auf der Jagd erfolgreich waren. Da wir uns bald trennen mussten, so rief er alle jungen Jäger zusammen, damit wir einen ganzen Tag jagen konnten. Dabei waren auch mehrere Frauen. Er schoss ein sehr fettes Moosetier, das er mir schenkte.

Zwischen dem Winnipegsee und der Hudson Bay ist das Land niedrig und sumpfig. Dort leben vorzugsweise die Caribous.

Weiter nach Westen, zwischen dem Assiniboine und dem Sas-kaw-ja-wun findet man lauter Prärien, auf denen sich Elentiere und Bisons umhertreiben. Weder die Elentiere noch die Caribous kommen einander jemals ins Gehege.

Fünfzehntes Kapitel

Als der Frühling kam, kehrten wir, den Weg über den Lagerplatz nehmend, welchen wir zur Zeit der Zuckerernte innegehabt hatten, nach Me-nau-ko-nos-keeg zurück. Da ich stets nur ungern bei den Indianern war, wenn sie ihrer Trunksucht frönten, so riet ich der Alten, sie möchte doch ja mit den anderen nicht zu dem Kontor gehen, stellte ihr vor, wie unvernünftig es sei, unser gesamtes Pelzwerk ge-

gen schädliche und giftige Getränke zu vertauschen. Zum Glück gelang es mir, sie ohne weiteren Verzug zum Jagdlager zu bringen, welches ich mir ausgewählt hatte.

Sie hatte von Wa-ge-to-te Abschied genommen, und ich sah es ihr bei der Rückkehr gleich am Gesicht an, dass etwas Außergewöhnliches vorgegangen war.

Sie ließ mich ganz nahe herantreten und sprach: »Mein Sohn, du siehst nun wohl, ich bin alt geworden, und kaum noch imstande, dir Mokassins zu machen, das Pelzwerk zuzubereiten und aufzubewahren. Die Arbeiten, die in der Hütte zu verrichten sind, werden mir auch sauer genug. Du wirst nun ein Mann und ein Jäger und musst darum auch eine junge, starke Frau haben, die alles bewacht, was dir gehört, und für deine Hütte Sorge trägt. Wa-ge-to-te ist ein wackerer Mann, den alle Indianer achten. Er will dir seine Tochter geben. Auf solche Art bekommst du einen Freund und mächtigen Beschützer, der dir in schwierigen Lagen sehr nützlich sein kann. Und ich wäre dann auch vieler Sorgen, unserer Familie wegen, enthoben.«

Sie sprach noch lange in dieser Weise fort. Ich aber antwortete, ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, dass ich mich darauf nicht einlassen könnte. Denn ich hatte noch gar nicht daran gedacht, unter den Indianern ein Weib zu nehmen. Wohl aber war es mir manchmal in den Sinn gekommen, ehe ich alt würde, eine Weiße zu heiraten. Ich erklärte daher der Alten rund heraus, dass ich das Mädchen, welches sie mir antrug, unter keiner Bedingung zum Weib nehmen würde. Dennoch drang sie weiter in mich, sagte, die ganze Angelegenheit sei bereits zwischen ihr und Wa-ge-to-te abgemacht und das Mädchen damit einverstanden. Sie könne unmöglich etwas anderes tun, als mir meine Frau

in die Hütte zu führen. Da sagte ich, das stehe ihr frei, ich aber würde Wa-ge-to-tes Tochter sicherlich nicht als mein Weib betrachten.

So standen die Sachen am Morgen des Tages, der jenem, an welchem wir uns von der Gruppe trennen wollten, vorherging. Da ich mich mit Net-no-kwa nicht verständigen konnte, so ging ich früh auf die Elentierjagd, und schoss ein fettes Männchen. Abends, als ich heimkam, legte ich meine Ladung Wildbret vor der Hütte nieder und sah erst zu, wie es im Innern derselben stand. Denn ich war fest entschlossen, unter einem anderen Dach zu schlafen, wenn ich das Mädchen darin gefunden hätte.

Am anderen Morgen besuchte mich Wa-ge-to-te in meiner Hütte, zeigte sich sehr teilnahmsvoll und herzlich mir gegenüber und sagte, dass er für mich die besten Wünsche hege. Dann kam Net-no-kwa hinzu und drang wieder in mich. Ich blieb aber fest. Und so wurden die Vorschläge von Zeit zu Zeit erneuert, bis sich für das Mädchen endlich ein anderer Mann gefunden hatte.

Nachdem wir uns von Wa-ge-to-te und seiner Gruppe getrennt hatten, zogen wir zu dem Jagdbezirk, den ich ausgesucht hatte, blieben dort beinahe den ganzen Sommer über und hatten stets ein Überfluss an Nahrung, denn ich erlegte viele Elentiere, Biber und anderes Wild. Als die Blätter fielen, begaben wir uns zum Kontor Me-nau-ko-nos-keeg, wo wir Wam-zhe-kmam-maisch-koon trafen, der uns voriges Jahr verlassen hatte. Wir blieben bei ihm.

Da der Handelsmann zu seinem Winteraufenthalt eilte, so folgten ihm die Indianer, deren sehr viele versammelt waren, und lagerten sich am See, unweit der Faktorei. Er hatte einen bedeutenden Vorrat Rum mitgebracht und hielt sich,

wie gewöhnlich, mehrere Tage an einer Stelle auf, damit die Indianer Zeit hatten, zu handeln und sich zu betrinken. Der Unfug, der dabei stattfand, war auf einem gewöhnlichen Lagerplatz nicht so lästig, als er ihm in seinem Haus unangenehm gewesen wäre. Ich war verständig genug, mich gleich anfangs mit einigen für den Winter unumgänglich notwendigen Sachen zu versehen, zum Beispiel mit Decken, Pulver und Blei.

Nachdem wir mit unserem Handel zustande gekommen waren, gab die Alte dem Handelsmann zehn herrliche Biberfelle und bekam für dieses Geschenk, das sie gewöhnlich im Herbst zu machen pflegte, einen Anzug, Häuptlingsschmuck und ein zehn Gallonen haltendes Fässchen Branntwein. Als der Handelsmann zu ihr schickte und sie rufen ließ, damit sie diese Geschenke in Empfang nähme, war sie so betrunken, dass sie nicht auf den Beinen stehen konnte. Also ging ich hin. Ich hatte auch etwas getrunken, war nicht vollkommen Herr meiner Sinne, legte die Kleider und Schmucksachen an, lud das Fass auf meine Schultern, brachte es in die Hütte, warf es auf die Erde und schlug ihm mit der Axt den Boden aus.

»Ich gehöre nicht zu den Häuptlingen«, sprach ich, »welche den Branntwein aus kleinen Löchern laufen lassen. Wer Durst hat, komme hierher und trinke.«

Dabei war ich aber doch noch so bedächtigt, dass ich etwa drei Gallonen in ein kleines Gefäß laufen ließ und dieses in einen Kessel und beiseitstellte. Nun kam die Alte mit drei Kesseln herbei und in fünf Minuten war alles weggetrunken. Das war das zweite Mal, dass ich mich mit den Indianern berauschte. Ich war aber unmäßiger gewesen als das erste Mal, denn ich ging heimlich zu dem, was ich versteckt

hatte, und blieb auf diese Weise zwei volle Tage im Rausch. Endlich nahm ich den letzten Rest meines Vorrates, trank dem Waw-zhe-kwaw-maisch-koon zu, und nannte ihn, als den Sohn einer Schwester Net-no-kwa, meinen Bruder. Er war noch ziemlich nüchtern. Seine Frau aber, deren Kleidung mit Silberschmuck geziert war, lag völlig sinn- und bewusstlos vor dem Feuer.

Eben hatten mir uns niedergesetzt, um zu trinken, da taumelte ein mit uns bekannter Chippewa in die Hütte und sank neben dem Feuer zu Boden. Es war schon tief in der Nacht, aber das ganze Lager war noch unruhig. Es wurde gerufen und geschrien, und ich ging mit meinem Gefährten hinaus, um überall zu trinken, wo man uns etwas mitteilen wollte. Da wir doch noch einige Besinnung hatten, so stellten wir den Kessel, in welchem noch etwas Branntwein war, in eine Ecke und bedeckten ihn, sodass er nicht jedem in die Augen fallen konnte. Nachdem wir ein Paar Stunden umhergeschwärmt waren, kamen wir zurück. Die Frau lag noch am Feuer, aber alle ihre Schmucksachen waren fort. Wir sahen nach unserem kleinen Kessel. Aber auch der war nicht mehr da, und der Chippewa nirgend zu sehen. Aus mehreren Gründen hielten wir ihn für den Dieb. Bald erfuhr ich, dass er gesagt hatte, ich hätte ihm zu trinken gegeben, und so ging ich am anderen Morgen zu ihm in seine Hütte, und forderte geradezu meinen Kessel. Er befahl seiner Frau, ihn zu bringen. Nun hatten wir den Dieb heraus, und mein Bruder ging ebenfalls zu ihm und holte sich die Schmucksachen wieder. Jener Chippewa war ein Mensch, der große Ansprüche machte und für einen Häuptling gelten wollte. Allein das tat ihm in der Meinung des Volkes großen Schaden, und man sprach nur mit Verachtung von

ihm.

Die alte Net-no-kwa wurde endlich, nachdem die Trunkenheit so lange angehalten hatte, wieder nüchtern. Sie ließ mich rufen, und fragte, ob ich die Geschenke, welche der Handelsmann gewöhnlich zu machen pflegte, erhalten hätte. Anfangs wollte sie nicht glauben, dass ich den ganzen Inhalt des Fasses Preis gegeben hätte, ohne für sie etwas zurückzulassen. Als sie aber sich endlich überzeugt hatte, dass ich die Wahrheit sagte, ja, dass ich selbst zwei Tage hintereinander betrunken gewesen war, warf sie mir in den heftigsten Ausdrücken meine Undankbarkeit vor und fragte, wie ich so viehisch hätte sein und mich berauschen können. Die Indianer, welche bei diesen Zornesausbrüchen gegenwärtig waren, stellten ihr aber vor, dass ihr gar kein Recht zustände, mir Vorwürfe zu machen, am wenigsten aber einer Ausschweifung wegen, wozu gerade sie mir das Beispiel gegeben habe. Und so wurde ihre üble Laune bald beschwichtigt, besonders nachdem alle gemeinschaftlich ihr etwas Rum schenkten, von dem sie nun so lange trank, bis sie abermals völlig berauscht war.

Als endlich alles Pelzwerk losgeschlagen und kein Tropfen Rum mehr da war, hörten diese viehischen Ausschweifungen auf, und die Indianer verteilten sich über die Gegend, um zu jagen. Wir aber begleiteten den Handelsmann zu seiner Wohnung und ließen dort unsere Kanus. Danach ging Waw-zhe-kwaw-maisch-koon mit uns in die Wälder, gleichfalls um zu jagen. Wir bildeten damals nur eine Familie, und ihm zumeist lag es ob, für sie zu sorgen, denn er hatte viele kleine Kinder. Als kaum die Kälte eingetreten war und der Schnee erst einen Fuß tief lag, hatten wir Hungersnot, trafen aber zum Glück gerade damals auf ein Ru-

del Elentiere, von denen wir vier Stück an einem Tag erlegten.

Wenn die Indianer eine Treibjagd auf diese Tiere anstellten, dann stürten sie diese auf und verfolgten sie mehrere Stunden lang raschen Schrittes. Die erschreckten Tiere kamen anfangs einige Meilen weit voraus, aber die Indianer folgten ihren Spuren und bekamen sie dann wieder zu Gesicht, worauf das Rudel von Neuem fortlief und abermals einige Stunden lang den Jägern aus dem Blickfeld blieb. Die Zwischenräume, in denen man sie sehen konnte, wurden immer länger und länger, bis man sie endlich nicht mehr aus den Augen verlor. Denn zuletzt waren die Elentiere dermaßen ermattet, dass sie nur noch in kurzem Trab liefen und kaum noch fort konnten. Freilich waren auch die Jäger aufs Äußerste erschöpft, hatten aber doch gewöhnlich noch so viel Kraft, dass sie bis nahe an das Rudel kamen und schießen konnten. Alsdann rafften die Tiere, welche der Knall erst wieder aufschreckte, noch einmal alle ihre Kraft zusammen, und man musste sehr gut auf der Hut sein, wenn man mehr als ein oder zwei schießen wollte, falls nicht der Schnee sehr tief lag. Das Elentier kann nämlich im Lauf seine Füße nicht gut wieder loskriegen, und wird deshalb bei tiefem Schnee am leichtesten eine Beute des Jägers. Es gab auch einige Indianer, die es auf der Prärie verfolgten und einholen konnten, wenn auch kein Schnee oder Eis den Boden bedeckte. Es waren deren aber nur äußerst wenige. Das Moosetier und der Bison sind weit flinker und beweglicher als das Elentier und nur höchst selten ist ein Mann imstande, zu Fuß sie einzuholen.

Das Fleisch jener vier Elentiere wurde geräuchert, aber sehr ungleich verteilt, und auf Lage und Bedürfnisse unse-

rer Familien keine gehörige Rücksicht genommen. Ich beklagte mich nicht, denn ich war, wie ich selbst wohl wusste, ein trauriger Jäger, und hatte bei dieser letzten Jagd nicht eben Besonderes geleistet. Ich legte mich immer am meisten auf den Biberfang und kannte mehr als zwanzig Baue in der Umgegend. Allein ich war nicht wenig erstaunt, als ich die Behausungen gänzlich leer fand, bis ich mich endlich überzeugte, dass unter diesen Tieren eine Seuche herrschte, welche eine große Menge derselben hinraffte. Ich traf auf eine Menge Biber, die teils schon tot, teils noch im Sterben waren und im Wasser, auf dem Eis oder auf der Erde lagen. Der eine hatte einen Baum zur Hälfte gefällt und lag nun neben den Wurzeln. Der andere war eben im Begriff gewesen, eine Ladung Holz zu seinem Bau zu schleppen, aber unterwegs neben seiner Last niedergesunken und gestorben. Die meisten, welche ich öffnete, waren ums Herz herum rot und blutig. Diejenigen, welche an großen Flüssen und überhaupt an fließendem Wasser wohnten, litten viel weniger, während die in Teichen und Morästen lebenden fast alle starben. Seit jener Zeit sind am Red River und an der Hudsons Bay die Biber bei Weitem nicht mehr so häufig als vorher. Wir wagten es nicht, von diesen toten Tieren etwas zu genießen, die Felle aber waren ganz gut.

Während unseres Zusammenlebens mit Waw-zhe-kwaw-maisch-koon machte sich der Hunger sehr häufig recht fühlbar. Einst, nachdem ich länger als vierundzwanzig Stunden nicht das Mindeste genossen hatte, ging ich mit ihm auf die Jagd, und wir trafen auch ein Rudel Elentiere, wovon wir zwei Stück erlegten. Ein Drittes, das bloß angeschossen wurde, mussten wir bis tief in die Nacht hinein

verfolgen. Das Fleisch wurde zerschnitten und unter dem Schnee verborgen. Aber mein Gefährte nahm auch nicht den kleinsten Bissen für uns, und doch waren wir weit entfernt von unserem Lagerplatz und konnten nicht daran denken, ihn eher zu erreichen, als am anderen Morgen. Ich wusste, dass jener ebenso lange gefastet hatte wie ich. Aber ungeachtet mich der Hunger furchtbar quälte, schämte ich mich doch, ihm Speise abzufordern, damit er nicht glauben möchte, ich könne die Not nicht so gut ertragen wie er. Am Morgen gab er mir ein wenig Fleisch, wir nahmen uns aber nicht die Mühe, es erst zu kochen, und machten uns auf den Rückweg. Nachmittags kamen wir an.

Net-no-kwa, die wohl sah, dass ich nicht mit leeren Händen zurückkam, sprach zu mir: »Das ist gut, mein Sohn. Ich konnte es mir wohl denken, dass du nach so langer Entbehrung gestern Nacht mit großem Appetite gegessen haben wirst. Ich entgegnete ihr aber, dass ich nichts genossen hätte, und darauf ließ sie sogleich einen Teil des von mir mitgebrachten Fleisches kochen. Allein mein ganzer Anteil hielt nur zwei Tage vor. Ich kannte noch zwei Biberbaue, die von der Seuche verschont geblieben waren. Dort legte ich nun Fallen und hatte, noch ehe zwei Tage um waren, schon acht Stück gefangen, von denen ich zwei dem Wawzhe-kwaw-maisch-koon gab.

Sechszehntes Kapitel

Im Laufe dieses Winters kam zu unserem Lagerplatz der Sohn des berühmten Chippewahäuptlings, Wesch-ko-bug, der am Leech Lake wohnte. Dieser Mensch gehörte zu denen, welche sich ganz so betragen, wie Weiber, und von den Indianern auch Weiber genannt werden. Es gibt dergleichen unter den meisten, und vielleicht unter allen indianischen Völkern, und insgemein nennt man sie A-go-kwas. Dieses Geschöpf, genannt Ozaw-wen-dib (der Gelbkopf), war damals wohl bald fünfzig Jahre alt und hatte mehrere Männer gehabt. Ich weiß nicht, ob sie mich gesehen oder nur von mir gehört hatte. Sie sagte mir alsbald, dass sie weither gekommen sei, um mich zu sehen, und darauf rechnete, mit mir leben zu können. Diese Anträge wurden oft von ihr wiederholt, sie ließ sich durch keine abschlägigen Antworten irremachen oder zurückweisen und wiederholte ihre ekelhaften Zumutungen so häufig, dass sie mich gewissermaßen aus der Hütte vertrieb.

Die alte Net-no-kwa, mit welcher sie recht gut bekannt war, lachte über meine Verlegenheit und schamhafte Zurückhaltung, wenn die Gelbköpfin mich mit ihren Zumutungen belästigte. Es hatte sogar den Anschein, als würde diese von ihr aufgemuntert, noch länger in unserer Hütte zu verweilen. Der A-go-kwa zeigte große Geschicklichkeit in allen Weiberarbeiten, womit er sich auch sein ganzes Leben lang beschäftigt hatte. Endlich aber, als er wohl sah, dass alle seine Bemühungen, mich anzulocken, vergebens waren, und vielleicht auch, um nicht länger Hunger zu leiden, denn wir hatten nur wenig zu essen, verließ uns Ozaw-wen-dib, und ich hoffte schon, von nun an seinen

Nachstellungen entgangen zu sein. Nach drei oder vier Tagen aber kam er wieder, brachte uns geräuchertes Fleisch, und erzählte, er habe die Horde von Wa-ge-to-tah-gun getroffen und sei von diesem Häuptling beauftragt, anzufragen, ob wir uns nicht mit demselben vereinigen wollten. Der nämlich hatte vernommen, wie karg sich Waw-zhekwaw-maisch-koon gegen uns zeigte.

Der A-go-kwa sagte mir in seinem eigenen Namen: »Mein Neffe, ich begreife nicht, dass du hier bleibst, um mit anzusehen, dass ein anderer Jäger Wild tötet und dabei doch so geizig ist, dass er nicht mit dir teilt. Komm zu mir. Es soll weder dir noch meiner Schwester an etwas fehlen, wenn ich irgend imstande bin, es euch zu beschaffen.« Diese Einladung kam zur rechten Zeit, und wir brachen unverzüglich auf.

Als ich auf unserem Lagerplatze eben beim Feuer beschäftigt war, hörte ich den A-go-kwa pfeifen, wodurch er mir andeuten wollte, ihm in den Wald zu folgen. Als ich hinkam, sah ich, dass er seinen Blick starr auf ein Stück Wild geheftet hatte. Es war ein Moosetier. Ich schoss zweimal. Beide Male stürzte es nieder, stand aber wieder auf. Wahrscheinlich hatte ich zu hoch angelegt, denn endlich entrann es mir. Die Alte machte mir die heftigsten Vorwürfe und sagte, ich würde wohl niemals ein tüchtiger Jäger werden. Doch am anderen Tag kamen wir noch vor Einbruch der Nacht am Lagerplatz Wa-ge-to-tes an und konnten unseren Hunger stillen. Dort wurde ich auch endlich von den lästigen Zumutungen des A-go-kwa erlöst. Sie waren mir aber auch unerträglich geworden. Wa-ge-to-te nämlich, der schon zwei Weiber hatte, nahm ihn zur dritten Frau. Dass eine neue Person zur Familie hinzukam, gab

Veranlassung zu manchen Scherzen, Späßen und ergötzlichen Vorfällen. Es entstand aus dieser Heirat aber weit weniger Unruhe und Zank, als wenn er eine dritte Frau weiblichen Geschlechtes genommen hätte.

Die Gruppe, welche uns aufnahm, bestand aus einer zahlreichen Menge von Indianern, und die Jagd war bereits nicht mehr ergiebig. Die besten Schützen kamen oft ohne Beute heim, wobei es sich denn einmal traf, dass ich nebst einem anderen Mann, der gleichfalls für keinen sonderlich guten Jäger galt, mehr erlegte als alle übrigen. Danach traten die Indianer zusammen, um den Meta oder Mediationstanz aufzuführen, der für eine große Feierlichkeit gilt und wobei Net-no-kwa stets eine wichtige Rolle spielte.

Ich wurde es endlich überdrüssig, länger in Gesellschaft dieser großer Menschenmenge zu leben; denn wenn eine solche sich lange an ein und demselben Ort aufgehalten hatte, machte sich stets der Hunger sehr fühlbar. Ich suchte mir daher einen besonderen Pfad und ging fort, um meine Biberfallen zu legen. Als ich Wa-ge-to-te meine Absicht, ihn zu verlassen, mitteilte, zeigte er sich sehr teilnahmevoll mir gegenüber und sagte, ich würde Hungers sterben, wenn ich mich so weit entfernen würde.

Ich aber hörte weder auf seine Vorstellungen noch auf seine Bitten. Dann erbot er sich, mich bis zu der Stelle zu begleiten, wo meine Fallen lagen, um sich zu überzeugen, ob ich auch eine passende Gegend gewählt hätte, die imstande wäre, mich mit meiner Familie zu ernähren. In einer der Fallen hatte sich ein prächtiger Biber gefangen. Wa-ge-to-te gab mir noch gute Ratschläge, ermahnte mich, frohen Mutes zu sein, und sagte mir, wo er sein Lager aufschlagen würde. Dorthin sollte ich kommen, falls es mir

hier traurig gehen würde. Meine Familie war durch Hinzukommen einer alten Chippewafräule und zweier Kinder verstärkt worden. Net-no-kwa hatte sie aufgenommen, weil kein Mann da war, welcher für sie gesorgt hätte. Das war nun freilich ein Zuwachs an Last und Bürde. Dennoch aber hielt ich es immer noch für vorteilhafter, getrennt von der Gruppe zu leben. Auch war meine Jagd ausnehmend glücklich, und wir blieben bis zur Zeit der Zuckerernte in jener Gegend. Net-no-kwa wollte nun zum Me-nau-ko-nos-keeg , während ich im Kontor am Red River mehrere notwendige Bedürfnisse einkaufen sollte. Ich packte einen Ballen Biberfelle zusammen und schiffte mich allein in einem Kanu aus Bisonfellen ein, welches so klein war, dass es kaum mein Gepäck zu tragen vermochte. So fuhr ich den kleinen Sas-kaw-jawun hinab.

Am Ufer dieses Flusses liegt eine Stelle, wie die Indianer sie sich nur immer zu einem Lagerplatz wünschen können. An dem einen Ufer ist eine bequeme Anfahrt. Weiter hinauf liegt eine kleine Ebene, ein dichtes Gehölz und ein kleiner Hügel, der plötzlich aus der Ebene aufsteigt. Aber hier wurde ein Brudermord begangen, ein Verbrechen, so unerhört unter den Indianern, dass der Ort, wo derselbe vorfiel, für verflucht und Unheil bringend gehalten wird. Jedermann betrachtet ihn mit dem größten Abscheu. Kein Indianer wird sein Kanu auf den Strand der beiden toten Männer ziehen und nur höchst ungern dort die Nacht über verweilen.

Die Sage erzählt: Vor vielen Jahren, als Indianer hier lagerten, sei ein Zank zwischen zwei Brüdern entstanden, welche beide den Falken zum Totem hatten. Der eine stach den anderen mit seinem Messer tot. Die, welche bei dem so

traurigen Vorfall gegenwärtig waren, entsetzten sich dermaßen über das abscheuliche Verbrechen, dass sie ohne Weiteres den Brudermörder totschlugen und darauf beide Leichen zusammen begruben.

Als ich mich dieser Stelle näherte, dachte ich an nichts weiter als an die Geschichte von den beiden Brüdern, die denselben Totem gehabt hatten, welchen auch ich führte. *Vielleicht*, dachte ich, *sind sie wohl gar Verwandte deiner indianischen Mutter*. Man hatte mir erzählt, dass die beiden Brüder, wenn jemand auf ihrem Begräbnisplatz schlief, aus der Erde herauskämen, sich zankten, den Mord erneuerten, oder doch wenigstens den Lebenden dermaßen peinigten, dass er gar nicht einschlafen könnte. Das hatte schon mehr als einer erfahren. Nun stachelte mich die Neugier, und ich wollte gern zu den Indianern sagen können: »Seht, ich habe an dem Platz, den ihr so sehr fürchtet, angehalten, ja auf demselben sogar geschlafen.«

Als ich dort ankam, ging eben die Sonne unter. Ich zog mein Kanu aufs Trockene, machte ein Feuer an, aß mich satt und schlief ein.

Bald danach sah ich, wie zwei Tote emporstiegen und sich mir gerade gegenüber ans Feuer setzten. Sie blickten mich starr und fest mit ihren großen Augen an, lächelten nicht und sagten kein Wort. Da stand ich auf und setzte mich neben sie. In dieser Lage oder Stellung erwachte ich, die Nacht war stürmisch und düster. Ich sah keinen Menschen und hörte auf weiter nichts als das Geräusch des Windes, welcher die Bäume bewegte. Wahrscheinlich schlief ich gleich danach wieder ein, denn bald erblickte ich die beiden Toten abermals. Sie standen ohne Zweifel unten am inneren, niedrigen Rand des Ufers, denn ihre Köpfe be-

fanden sich in derselben Fläche mit dem Boden, auf dem ich mein Feuer angemacht hatte. Ihre Augen waren auch jetzt starr auf mich geheftet. Da erhob sich erst der eine, darauf der andere, und beide setzten sich mir gegenüber. Diesmal aber lachten sie, schlugen mit Gerten nach mir und quälten mich auf alle nur mögliche Art. Ich wollte mit ihnen reden, aber die Stimme versagte mir. Ich wollte fliehen, konnte aber meine Beine nicht von der Stelle bewegen. Die ganze Nacht hindurch befand ich mich in einem Zustand der stärksten Aufregung und Besorgnis. Sie sprachen manches zu mir. Unter anderem sagte mir der eine, ich möchte doch einmal zu dem nahen Hügel hingucken. Ich sah dort ein Pferd, dem die Beine gebunden waren, und das mich anblickte.

»Dort, Bruder«, sprach der Jebi, »ist ein Pferd, das ich dir für deine Reise auf morgen gebe. Wenn du auf dem Rückweg zu deiner Hütte hier wieder vorbeigehst, kannst du es abermals nehmen, und es uns in einer anderen Nacht wiederbringen.«

Endlich brach der Tag an, und ich war nicht wenig froh, als ich bemerkte, dass diese furchtbaren Gestalten verschwanden, so wie es hell wurde. Mein langer Aufenthalt unter den Indianern jedoch, und der Umstand, dass häufig eingetroffen war, was man im Traum gesehen hatte, bewogen mich unwillkürlich an das Pferd zu denken, welches mir der Jebi gegeben hatte. Ich stieg also den Hügel hinauf, sah hier und da Spuren von Hufen und fand wirklich ein Pferd, das ich noch dazu kannte, denn es gehörte demselben Handelsmann, welchen ich besuchen wollte. Da ich mir mehrere Meilen an Weg sparte, wenn ich von hier aus zu Lande zu dem Assiniboine ging, so ließ ich mein Kanu

zurück, nahm das Pferd, lud ihm meinen Ballen auf, und eilte geraden Weges dem Kontor zu, das ich Tag darauf erreichte. Auf allen meinen späteren Reisen vermied ich sorgfältig die Nähe des Totenufers, und die Erzählungen, welche ich über das, was ich gesehen und ausgestanden hatte, zum Besten gab, erhöhte noch den abergläubischen Schrecken der Indianer.

Als ich vom Kontor am Red River zurück war, schlug ich meine Hütte am Naowawgunwudju, d. h. dem Hügel der Bisonjagd, unweit vom Sas-kaw-jawun auf. Das ist ein hoher Felsenhügel, der wahrscheinlich sehr metallreich sein muss, denn man findet im Gesteine Massen, die höchst sonderbar und auffallend aussehen. Dort fanden wir Zuckerbäume im Überfluss, und der Platz war überhaupt zu einer Lagerstätte für die Frühlingszeit geeignet. Wild so häufig und alles so gut, dass ich dort zu bleiben beschloss, und die Indianer nicht begleiten mochte, die sich am Clear Lake versammelten und wie gewöhnlich berauschten. Ich hatte Wa-me-gon-a-biew Nachricht von mir gegeben, und er kam mit einem Pferd zu uns. Damals schoss ich das herrlichste Moosetier, das ich je gesehen habe. Es war so fett, dass wir, um das Fleisch fortzuschaffen, drei Pferde, unsere ganze Familie und alle Hunde damit beladen mussten.

Vier Tage nach seiner Ankunft machte sich Wa-me-gon-a-biew auf den Weg, um Wa-ge-to-te zu besuchen, sagte mir aber nicht in welcher Absicht. Er kam bald wieder zurück, und teilte mir mit, er habe das Mädchen sehen wollen, welches mir so oft zur Frau angetragen worden sei. Er müsse mich jetzt fragen, ob ich etwa im Sinn hätte, es zu heiraten. Ich sagte Nein, und fügte hinzu, dass ich sehr geneigt sei, alles mögliche beizutragen, damit ihm sein Wille geschähe.

Da bat er mich, mit ihm zu gehen, auf dass die Eltern endlich einsahen, wie ich fest entschlossen sei, ihre Tochter niemals zu heiraten, und darauf seine junge Frau heimzuleiten.

Ich sagte ihm das ohne weiteres Bedenken zu, sah aber, als wir Anstalten zum Weggehen trafen, aus dem ganzen Wesen und Benehmen der Net-no-kwa, dass diese Handlungsweise ihr missfiel, obwohl sie kein Wort sagte. Da fiel es mir ein, dass es gegen alle hergebrachte Sitte ist, dass die junge Frau von ihrem Mann in die Familie eingeführt wird, und ich stellte dem Wa-me-gon-a-biew vor, wie jedermann uns verspotten würde, wenn wir bei unserer Absicht verharrten.

»Da ist«, sprach ich, »unsere Mutter. Ihr obliegt es, Frauen für uns auszuwählen, wenn wir deren nötig haben. Sie muss dieselben uns zuführen und ihnen ihren Platz in der Hütte anweisen. Es ist am besten, dass alles so abgemacht wird.«

Die Alte war offenbar sehr erfreut über diese Worte und erklärte sich bereit, auf der Stelle hinzugehen und Wa-ge-to-tes Tochter zu holen.

Als sie diese brachte, waren Wa-me-gon-a-biew und ich in der Hütte. Mein Bruder hatte ihr noch nichts von seinen Absichten gesagt. Auch die Alte hatte unterwegs geschwiegen. Als nun das Mädchen eintrat, schien es zu zaudern, denn es wusste nicht, welcher von den beiden jungen Menschen, die vor ihm saßen, es ausgewählt hatte.

Net-no-kwa sah, wie verlegen es wurde, und sagte, es möchte nur neben Wa-me-gon-a-biew Platz nehmen und diesen als seinen Mann betrachten. Wenige Tage darauf führte er diese neue Frau zu seiner ersten, und beide lebten

im besten Einverständnis miteinander.

Als die Blätter abfielen, ging ich mit meinem Bruder und mehreren Indianerfamilien an die Arbeit und ernteten den wilden Reis. Damals war ich etwas über 21 Jahre alt. Während wir den Reis sammelten und zubereiteten, wurden mehrere von uns sehr krank. Diese Krankheit fing mit Husten und Heiserkeit an, manchmal auch mit Mund- und Nasenbluten. Binnen wenigen Tagen starben mehrere, und nicht einer war noch imstande auf die Jagd zu gehen. Ich blieb zwar auch nicht frei von Beschwerden, aber das Übel war doch anfangs bei mir durchaus nicht so schlimm, wie bei den anderen.

Schon seit einigen Tagen hatten wir im Lager nichts mehr zu leben. Einige Kinder waren von der Seuche verschont geblieben, und mehrere Kranke, die sich wieder erholten und auf dem Weg der Besserung waren, wollten zu essen haben. Außer mir befand sich noch ein Mann so ziemlich im Zustand der Wiedergenesung. Wir vermochten uns aber trotz dem nicht zu bewegen, und konnten kaum auf die Pferde steigen, welche die Kinder uns vorführten. Wenn wir aber auch hätten gehen können, so würde doch das Wild vor uns geflohen sein, weil wir jeden Augenblick husten mussten. In dieser Not streiften wir auf gut Glück in den Ebenen umher und erlegten einen Bären. Wir selbst konnten aber von dem Fleisch keinen Bissen genießen und brachten es zum Lager, wo es gleichmäßig verteilt wurde.

Es ging mit mir immer besser, und ich glaubte unter allen als Erster wieder gesund zu werden, konnte auch schon wieder auf die Elentierjagd gehen, schoss zwei Stück binnen drei Stunden und brachte wie gewöhnlich eine volle Ladung Fleisch heim. Dabei hatte ich mich ein wenig er-

hitzt, und war auch stark abgemattet. Indessen aß ich mit großem Vergnügen ein Stück Fleisch, das für mich zubereitet worden war, und schlief dann ein. Mitten in der Nacht aber wachte ich infolge eines heftigen Schmerzes auf. Es war mir, als wühlte etwas in meinen Ohren herum. Ich rief Wa-me-gon-a-biew, der aber nichts finden konnte. Der Schmerz wurde in den beiden nächsten Tagen immer unerträglicher, und ich verlor endlich das Bewusstsein.

Als ich wieder zu mir selbst kam - es war, wie ich später erfuhr, nach zwei Tagen - saß ich vor der Hütte und sah, wie die Indianer dem Trunk frönten, denn es war ein Handelsmann an unserem Lagerplatz vorbeigekommen. Mehrere Männer zankten sich miteinander, und ich sah, wie Wa-me-gon-a-biew, der sich mitten in einer sehr aufgeregten Gruppe befand, ein Pferd mit seinem Messer totstach. Gleich danach aber verlor ich abermals die Besinnung gänzlich und verblieb in diesem Zustand mehrere Tage lang. Ich erinnere mich nichts an alles, was vorging, bis zu dem Augenblick, wo unsere Gruppe Anstalten traf, weiterzuziehen.

Meine Kräfte waren indessen doch noch nicht völlig geschwunden, und ich war, als ich wieder zu Sinnen kam, zu gehen imstande. Damals dachte ich viel an all das, was sich seit meinem Aufenthalt unter den Indianern ereignet hatte. Ich durfte im Allgemeinen, seitdem mich Net-no-kwa in ihre Familie aufgenommen hatte, mit meinem Schicksal zufrieden sein. Aber diese Krankheit betrachtete ich als den Anbeginn eines Unglücks, das mich mein ganzes Leben hindurch verfolgen würde. Ich hatte nämlich mein Gehör durchaus verloren, meine Ohren waren voller Geschwüre und eiterten. Wenn ich in der Hütte saß, sah ich, wie alle

den Mund bewegten. Ich konnte aber kein Wort hören. Ich nahm meine Flinte und ging auf die Jagd. Allein die Tiere witterten mich schon, ehe ich sie nur gesehen hatte, und wenn ich ja einmal eines Moose- oder Elentieres ansichtig wurde, und ihm nahe kommen wollte, dann erfuhr ich zu meinem großen Leidwesen, dass Glück und Geschicklichkeit von mir gewichen waren. Ich war überzeugt, dass die Tiere selbst wüssten, ich wäre nun wie ein unnützer Greis.

Diese traurige Gemütsstimmung hatte sich meiner in einem so hohen Grade bemächtigt, dass ich den Entschluss fasste, mich zu töten, denn ich sah kein anderes Mittel, dem drohenden Elend zu entrinnen. Als die Zeit zum Aufbruch gekommen war, führte mir Net-no-kwa mein Pferd vor unsere Hütte und fragte, ob ich imstande sei, es zu besteigen und das Reiten bis zum neuen Lagerplatz auszuhalten. Ich antwortete ja, das wäre ich, bat sie, mir mein Gewehr zu lassen und sagte, ich würde den Übrigen in geringer Entfernung folgen. Dann nahm ich das Pferd beim Zaum und ließ alle Familien unseres Stammes fort und an mir vorüberziehen. Als das letzte alte Weib mit seiner schweren Tracht hinten auf der Prärie verschwand, war es mir, als würde ich eine drückende Last los. Ich ließ den Zaum los und das Tier frei umhergehen, zog den Hahn auf, stemmte das Gewehr an die Erde und hielt den Lauf an meinen Mund. Vermöge des Ladestockes wollte ich losdrücken. Ich wusste, dass das Schloss in gutem Zustand und das Gewehr seit vorgestern geladen waren. Aber der Schuss wollte nicht losgehen. Das Gewehr war nicht geladen, mein Pulverhorn und mein Kugelbeutel waren beide ausgeleert worden. Das Messer, welches gewöhnlich am Riemen meines Pulverhorns hing, war auch nicht da. Da ich mich sol-

chergestalt verhindert sah, mir das Leben zu nehmen, packte ich die Flinte mit beiden Fäusten und schleuderte sie weit weg von mir, stieg auf mein Pferd, das ganz gegen seine sonstige Gewohnheit in meiner Nähe geblieben war, und folgte meiner Familie. Net-no-kwa und Wa-me-gon-abiew, die wahrscheinlich von meinen Absichten unterrichtet waren, hatten sich nur so weit entfernt, dass ich sie nicht sehen konnte, und hatten sich hingesetzt, um auf mich zu warten. Vermutlich mochte ich wohl, während ich irre redete, von Selbstmord gesprochen haben. Sie waren vorsichtig genug gewesen, mir alles zu nehmen, womit ich leicht meinen Vorsatz hätte ausführen können. Der Selbstmord gehört unter den Indianern keineswegs zu den Seltenheiten, und sie bringen sich auf mehrerlei Weise ums Leben. Sie erschießen, erhängen, ersaufen und vergiften sich. Die Ursachen, weshalb sie sich umbringen, sind gleichfalls sehr verschieden. Einige Jahre vor dem Zeitpunkt, von welchem ich jetzt rede, kannte ich in Mackinack, wo ich mich mit Net-no-kwa aufhielt, einen jungen Ottawa, der ein hoffnungsvoller Mensch war und schon sehr in Ansehen stand. Dieser erschoss sich auf dem Indianerkirchhof. Er hatte sich betrunken, in der durch die starken Getränke bewirkten Geistesabwesenheit seine Kleider zerrissen und sich überhaupt so heftig und wild gezeigt, dass seine Schwestern, damit er nicht sich selbst oder anderen Leides antun möchte, in seiner Hütte ihn an Händen und Füßen gebunden hatten. Am anderen Morgen wachte er auf und war wieder bei Sinnen. Als man ihn losgebunden hatte, ging er in die Hütte seiner Schwestern, die nahe beim Begräbnisplatz lag, nahm ein Gewehr, unter dem Vorwand, er wolle Tauben schießen, und schoss sich mitten unter den Gräbern tot.

Wahrscheinlich glaubte er in der Trunkenheit irgendeine entehrende Handlung begangen zu haben, die seiner Ansicht zufolge nur durch einen Selbstmord gesühnt werden konnte. Unglücksfälle und Verluste mannigfacher Art, zuweilen auch der Tod geliebter Personen, manchmal auch Unglück in der Liebe, kann man als Ursachen des Selbstmordes unter den Indianern betrachten.

Ich tadelte es, dass Wa-me-gon-a-biew in dieser Angelegenheit sich so gegen mich benommen, mein Gewehr abgeschossen und mir Pulver und Blei genommen hatte. Wahrscheinlich hatte aber nicht er es getan, sondern die Alte. Als ich nach und nach wieder gesünder wurde und mich erholte, schämte ich mich meines Beginnens. Doch waren meine Freunde feinfühlernd genug, nie ein Wort darüber gegen mich fallen zu lassen. Aber mein Gehör hatte ich immer noch nicht wieder, und es vergingen mehrere Monate, ehe ich eben so gut jagen konnte, wie vor meiner Krankheit. Und doch hatte ich bei Weitem nicht soviel davon gelitten wie manche andere. Denn unter denen, welche mit dem Leben davonkamen, blieben viele ihr ganzes Leben lang taub. Andere verloren zum Teil den Verstand und wurden blödsinnig. Noch andere hatten im wütenden Schmerz sich gegen Felsen oder Bäume geschmettert, dabei Arme und Beine gebrochen oder noch auf andere Art verkrüppelt. Fast allen aber floss noch lange danach eine Menge Eiter aus den Ohren, oder sie hatten, besonders im Anfang, häufiges Nasenbluten. Diese Krankheit war ganz neu unter den Indianern. Sie wandten auch nur wenig oder gar keine Mittel dagegen an.

Siebenzehntes Kapitel

Als ich zum Kontor am Moose River unterwegs war, erfuhr ich, dass einige Weiße aus den Vereinigten Staaten dorthin gekommen wären, um mehrerlei für Leute einzukaufen, welche sich damals gerade im Dorf der Mandan aufhielten. Ich bedauerte sehr, dass sich mir keine Gelegenheit bot, meine Landsleute zu sehen. Da man mir indessen zu verstehen gab, dass sie in jenem Dorf eine feste Ansiedlung gründen würden, so tröstete ich mich mit der Hoffnung, dass schon einmal eine Zeit kommen würde, wo ich sie besuchen könnte. Danach habe ich erfahren, dass jene Männer zum Gefolge des Gouverneurs Clarke und des Capitains Lewis gehörten, die eben damals zu den Felsengebirgen und dem Pazifik unterwegs waren.

Als wir uns an den Ke-new-kau-nesche-way-boant, wo reichlich Wild vorhanden war, auf den Weg machten, waren schon beinahe alle Blätter abgefallen. Wir beschlossen, dort den Winter zu verbringen. Ich überließ mich hier zum ersten Mal mit Wa-me-gon-a-biew und anderen Indianern dem Spiel, einem Laster, das unter diesen Völkern ebenso verderblich wirkt wie die Trunksucht. Besonders häufig spielten wir das Mokassinspiel. Die Zahl der Spieler ist dabei unbegrenzt. Es sind ihrer aber insgesamt nicht viele. Man nimmt vier Mokassins. In einen derselben wird irgendein Gegenstand, zum Beispiel ein Stückchen Holz oder ein Tuch verborgen, und zwar vonseiten der einen Partei. Dann werden die Mokassins in eine Reihe gestellt, und einer von der Gegenpartei muss zwei derselben mit dem Finger oder einem kleinen Stab bezeichnen. Befindet sich das Stückchen Holz oder das Tuch in dem ersten von ihm be-

rührten Mokassin, so verliert er acht Points. Ist es im Zweiten nicht, dann verliert er zwei. Er gewinnt aber acht, wenn es nicht im Ersten, wohl aber im Zweiten befindlich ist. Die Cree spielen dieses Spiel auf eine abweichende Art. Sie stecken die Hand in jeden einzelnen Mokassin und gewinnen nur, wenn das Pfand sich im Letzten befindet. Ist es gleich im Ersten, so verliert der, welcher hineingegriffen hat, acht Points. Diese Letzteren haben einen willkürlichen Wert. Zuweilen gilt eine Biberhaut oder eine Decke acht Points, ein Pferd oder ein Ochse hundert. Mit Fremden spielen die Indianer gern recht hoch, sodass manchmal ein Pferd nur zu zehn Points gerechnet wird.

Am leidenschaftlichsten aber spielen sie das Bug-ga-sauk- oder Beg-ga-sah-Spiel, und daraus entstehen denn oftmals die traurigsten Folgen. Die Beg-ga-sah-nuks sind kleine Stücken Holz, Knochen oder Metall von einem alten Kessel. Die eine Seite ist schwarz bemalt, während man die andere recht gern sehr glänzend hat. Die Anzahl der Stückchen ist verschieden. Weniger als neun nimmt man aber niemals. Diese werden zusammen in ein großes hölzernes Gefäß getan oder einen eigens zu diesem Zweck gefertigten Napf oder Eimer. Die Spieler, in zwei Gruppen getrennt, von denen jede einzelne manchmal dreißig Mann stark ist, setzen sich einander gegenüber oder bilden einen Kreis. Das Spiel besteht nun darin, dass man an den Rand des Gefäßes so schlägt, dass alle Beg-ga-sah-nuks emporspringen. Von der Art, wie sie wieder in das Gefäß zurückfallen, hängt Gewinn oder Verlust ab. Wenn das Ergebnis bis zu einem gewissen Punkt günstig gewesen ist, dann spielt der Spieler weiter fort, ohne dass die Reihe an einen anderen käme, ganz wie beim Billard. Erst wenn er fehlt, kommt ein ande-

rer. Gewöhnlich werden beide Parteien bald sehr hitzig, und da der eine gern dem anderen das Gefäß wegreißen will, ehe der Letztere sich genau überzeugt hat, ob er wirklich verloren hat, so entsteht sehr häufig Zank und Streit.

Die alten und vernünftigen Leute sind erklärte Feinde dieses Spieles, und Net-no-kwa hatte bisher nie gelitten, dass ich an diesem teilnahm. Anfänglich hatte unsere Partie ziemliches Glück. Aber bald wendete sich das Blatt, und wir verloren endlich alles, was wir besaßen. Da die, welche gewonnen hatten, wohl sahen, dass uns nicht das Geringste mehr übrig blieb, so schlugen sie ihr Lager in einiger Entfernung von uns auf und machten, wie das gewöhnlich geschieht, viel Geschrei über ihren Sieg. Als ich das hörte, rief ich alle Männer von unserer Partei zusammen und sagte ihnen, wir müssten eine Wette mit ihnen eingehen, um ihrer unverschämten Ruhmredigkeit ein Ende zu machen. Wir borgten daher einige Dinge von unseren Freunden und gingen damit zu unseren Gegnern, die bereitwillig waren, abermals mit uns zu spielen, als sie sahen, dass wir nicht mit leeren Händen kamen. Dieses Mal schlug uns das Begga-sah ein, und wir gewannen am Abend so viel, dass wir für den anderen Morgen tüchtig etwas einzusetzen hatten. Es wurde Scheibenschießen gespielt, und wir setzten alles, was wir besaßen. Jene hatten gewiss keine große Lust, konnten aber unser Anerbieten nicht wohl ablehnen. Das Ziel wurde etwa hundert Ellen weit gesteckt. Ich schoss zuerst, und meine Kugel saß ziemlich im Mittelpunkt. Keiner unserer Gegner traf so gut. Ich war Sieger, und so gewannen wir auf einmal so ziemlich alles wieder, was wir im Laufe des Winters verspielt hatten.

Der Frühling war schon ziemlich vorgerückt, und wir tra-

fen bereits Vorkehrungen zum Abzug, als ein alter Mann, namens O-zhusk-ku-kon (die Moschusrattengalle), der einer der Metai-Oberhäupter war, mit seiner Enkelin und den Verwandten dieses Mädchens in meine Hütte kam. Sie war sehr schön und erst fünfzehn Jahre alt. Net-no-kwa hatte aber keine sehr gute Meinung von ihr. Sie sprach zu mir. »Mein Sohn, diese Leute werden nicht aufhören, dich zu quälen, solange du hier bleibst. Da das Mädchen sich durchaus nicht zu deiner Frau passt, so rate ich dir, nimm dein Gewehr und geh fort. Mache dir ein Jagdlager und komm nicht eher wieder, bis sie sich überzeugt haben, dass du auf ihre Anträge nicht eingehen willst.«

Diesen Rat befolgte ich, und O-zhusk-ku-kon schien die Hoffnung aufgegeben zu haben, mich mit seiner Enkelin zu verheiraten.

Als ich bald nach meiner Rückkehr eines Abends vor meiner Hütte saß, sah ich ein junges hübsches Mädchen, das rauchte, spazieren gehen. Es blickte mich von Zeit zu Zeit an, kam endlich zu mir und schlug mir vor, mit ihm zu rauchen.

Ich antwortete aber, dass ich nicht rauchte.

»Du schlägst es mir nur ab«, sprach sie, »weil du meine Pfeife nicht berühren willst.«

Da nahm ich die Pfeife und rauchte ein wenig, was ich in der Tat früher noch niemals getan hatte.

Die Unbekannte blieb noch einige Zeit bei mir und fing an mir zu gefallen. Seit jenem Abend kamen wir öfter zusammen, und nach und nach gewann ich sie sehr lieb.

Ich erzähle dieses, weil eine solche Art Bekanntschaft zu machen, sonst unter den Indianern gar nicht gebräuchlich ist. Denn wenn ein junger Mann ein Mädchen aus seinem

Stamm heiratet, dann hat er vorher mit ihr noch in keinerlei vertrautem Umgang gestanden. Beide haben sich im Dorf wohl schon gesehen, aber vielleicht noch nie miteinander gesprochen. Die Heirat wird von den Eltern bestimmt und abgemacht, und das junge Paar ist gewöhnlich beiderseits damit zufrieden, da sie wissen, dass die Verbindung sehr leicht aufgelöst werden kann, wenn eines dem anderen missfällt.

Über meine Unterhaltungen mit Mis-kwa-bun-o-kwa (die Morgenröte), denn so hieß das Mädchen, welches mir seine Pfeife angeboten hatte, wurde bald im ganzen Dorf hin- und hergesprochen. Eines Tages trat der alte O-zhusk-kukon in meine Hütte und führte abermals eine seiner zahlreichen Enkelinnen an der Hand, denn er hoffte, dass ich nun, wie alle jungen Männer in meinen Jahren, mir endlich eine Frau nehmen würde.

»Hier ist«, sprach er zu Net-no-kwa, »das hübscheste und beste Mädchen aus meiner gesamten Nachkommenschaft. Ich trage sie deinem Sohn an.«

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, ging er aus der Hütte und ließ seine Enkelin stehen. Dieses junge Mädchen war von der Net-no-kwa stets mit einer ungewöhnlichen Aufmerksamkeit behandelt worden und galt in unserer Gruppe als eine vortreffliche Partie. Net-no-kwa schien ein wenig verlegen und nahm endlich einen günstigen Augenblick wahr, mir zu sagen: »Das Mädchen, welches dir angetragen wird, mein Sohn, ist hübsch und gut. Aber du darfst es nicht nehmen, weil es in seiner Brust ein Übel trägt, woran es, ehe ein Jahr vergeht, sterben muss. Du musst eine gesunde, starke Frau haben. Diesem Mädchen hier wollen wir ein hübsches Geschenk machen und es

nach Gebühr behandeln. Es kann alsdann zu seinem Vater zurückkehren.«

Das Mädchen zog mit reichen Geschenken beladen ab. Aber ehe ein Jahr verging, war die Prophezeiung der Alten eingetroffen. Mis-kwa-bun-o-kwa und ich gewannen einander von Tag zu Tag mehr lieb, und wahrscheinlich missbilligte Net-no-kwa nicht, was ich tat. Ich sagte ihr zwar nichts, aber sie musste doch etwas davon erfahren haben, und bald überzeugte ich mich davon. Ich hatte zum ersten Mal einen großen Teil der Nacht bei meiner Geliebten zugebracht, war erst spät in meine Hütte geschlichen und dann eingeschlafen. Am anderen frühen Morgen erhielt ich einen leisen Schlag auf meine Füße und wachte auf.

»Steh auf«, rief die Alte, die einen dünnen Stecken in der Hand hielt und dicht neben mir stand, »steh auf, junger Mensch. Du willst ein Weib nehmen. Du musst aber auch auf den Beinen sein und dem Wild nachjagen. Dann wird die Frau, welche du dir selbst gewählt hast, dich höher achten, wenn sie weiß, dass du schon früh mit ergiebiger Beute zurückkommst. Das ist besser, als wenn du noch im Dorf umhergehst und den Schönen spielst, wenn alle anderen schon auf der Jagd sind.«

Ich entgegnete kein Wort, nahm aber mein Gewehr, ging fort und kam schon um Mittag mit einer schweren Ladung Fleisch von einem Moosetier zurück. Das warf ich der Alten vor die Füße und sprach in barschem Ton: »Hier hast du, Alte, was du heute früh von mir gefordert hast.«

Sie freute sich sehr und lobte mich, woraus ich schloss, dass sie mein Verhältnis zur Morgenröte nicht ungern sah. Es machte mir viel Vergnügen, dass mein Betragen von ihr gebilligt wurde. Es gibt unter den Indianern viele, die ihre

alten Eltern vernachlässigen und abstoßend behandeln. Ich aber habe der Net-no-kwa, obwohl sie jetzt schon alt und schwächlich geworden war, stets die höchste Achtung erwiesen.

Ich verdoppelte meine Tätigkeit auf der Jagd, kam daher gewöhnlich schon früh oder doch gewiss vor Abend heim und nie ohne Beute. Auf meine Kleidung legte ich möglichst viel Sorgfalt und ging zuweilen, die indianische Flöte, Pe-be-gwun, spielend, im Dorf umher. Eine Zeit lang tat Mis-kwa-bun-o-kwa, als wollte sie mich nicht zum Mann nehmen. Als aber meine Neigung etwas nachlassen zu wollen schien, entsagte sie dieser Ziererei. Ich meinerseits aber fühlte bald nachher in allem Ernst, wie mein bisheriger Wunsch, bald ein Weib in meine Hütte einzuführen, immer schwächer wurde. Ich legte es darauf an, allen Verkehr mit ihr abzubrechen und sie nicht mehr zu besuchen. Als sie deutlich sah, dass meine Gleichgültigkeit immer augenscheinlicher wurde, suchte sie bald durch Vorwürfe und Tadel, bald durch Bitten und Tränen mein Herz zu rühren. Ich sagte aber der Alten nicht, dass sie mir die Morgenröte in unsere Hütte bringen sollte, und hatte von Tag zu Tag weniger Lust, sie öffentlich als meine Frau anzuerkennen.

Um diese Zeit musste ich zum Kontor am Red River reisen und ging dahin in Begleitung eines halbblütigen Indianers, welcher zu jener Niederlassung gehörte. Er hatte ein sehr leichtes Pferd, und der Weg, welchen wir zurückzulegen hatten, beträgt, wie späterhin durch englische Pflanzer ermittelt worden ist, siebenzig englische Meilen. Wir stiegen abwechselnd zu Pferde, und wer gerade gehen musste, hielt sich am Schweif des Tieres fest. Den weiten Weg (vierzehn deutsche Meilen) legten wir an einem Tag zurück. Die

Rückreise machte ich zwar allein und ohne Pferd, wollte aber den Weg in eben so kurzer Zeit zurücklegen. Doch musste ich, weil es dunkel wurde, und mein Körper zu geschwächt war, nur noch sechs Meilen von meiner Hütte entfernt liegen bleiben.

Als ich am anderen Morgen in dieselbe eintrat, sah ich Mis-kwa-bun-o-kwa an meiner Stelle sitzen. Ich blieb an der Tür stehen und zauderte, weiter hineinzugehen. Sie senkte den Kopf.

Da sprach Net-no-kwa in barschem Ton, in welchem sie sonst nie mit mir zu reden pflegte: »Willst du unserer Hütte den Rücken kehren und dieses junge Weib entehren, das in allem betrachtet mehr wert ist als du? An allem, was geschehen ist, bist du schuld. Sie oder ich haben keine Veranlassung dazu gegeben. Bis diesen Tag bist du ihr im Dorf nachgelaufen. Willst du sie nun verstoßen, als ob sie sich dir in den Weg geworfen hätte?« Die Vorwürfe, welche Net-no-kwa mir machte, waren nicht ganz ohne Grund, und meine Neigung tat ein Übriges. So trat ich denn näher, setzte mich neben Mis-kwa-bun-o-kwa, und wir wurden auf diese Weise Mann und Frau.

Während meiner Reise zum Red River hatte die alte Net-no-kwa , ohne sich darum zu scheren, ob ich einwilligen würde oder nicht, die Sache mit den Eltern meiner Geliebten richtig gemacht, und diese in unsere Hütte eingeführt. Sie mochte wohl denken, dass es nicht schwer sein würde, von mir Billigung und Gutheißens ihres Betragens zu erhalten. Bei den meisten Verbindungen, welche die jungen Leute unter den Indianern miteinander eingehen, haben sie weit weniger dabei zu tun, als dieses Mal ich und meine Frau. Der Wert der Geschenke, welche die Eltern eines jun-

gen Mädchens für die Abtretung ihrer Person in Anspruch nehmen können, wird um so geringer, je mehr Männer die Braut schon gehabt hat.

Achtzehntes Kapitel

Vier Tage nach meiner Heimkehr vom Red River machten wir uns auf, um in die Wälder zu ziehen. Unsere Gesellschaft bestand aus Wa-me-gon-a-biew mit seinen beiden Frauen, Waw-be-be-nais-sa, einer Frau mit mehreren Kindern, mir nebst meiner Frau, endlich Net-no-kwa und ihrer Familie. Wir nahmen unseren Weg zum Pembina River, an dessen Ufern wir eine Stelle auswählen wollten, wo wir Frauen und Kinder zurücklassen konnten, während wir an einem Kriegszug gegen die Sioux, der eben vorbereitet wurde, teilzunehmen gedachten. Als wir einen passenden Platz gefunden hatten, beschäftigten wir uns ausschließlich mit der Jagd, damit unsere Familien während unserer Abwesenheit hinlängliche Lebensmittel haben möchten. Eines Morgens war ich mit nur drei Kugeln ausgegangen und schoss zweimal fehl auf ein großes und fettes Moosetier, weil ich zu früh abdrückte. Beim dritten Mal traf ich seine Schulter und kam ihm bald ziemlich nahe. Da ich aber keine Kugeln mehr hatte, so lud ich dreimal hintereinander Schrauben ein. Dann erst stürzte das Tier.

Wir hatten viel Wild geschossen. Während die Frauen damit beschäftigt waren, es zu dörren und zu räuchern, stiegen mein Bruder und ich zu Pferde, denn wir wollten wissen, wie es mit den zu Pembina versammelten Kriegern

stände und ob sie sich bald in Bewegung setzen würden. Waw-be-be-nais-sa blieb bei unseren Familien zurück. Wir trafen auf vierzig Muskegoes, die bereit waren, am anderen Morgen sich in Bewegung zu setzen. Auch viele Cree und Chippeway hatten sich versammelt, schienen aber nur wenig Lust zu haben, die Muskegoes zu begleiten, welche bei ihnen in keinem guten Ruf stehen.

Wir beide, mein Bruder und ich, hatten keine Mokassins oder etwas, das man statt derselben unter den obwaltenden Umständen zu tragen pflegt. Wa-me-gon-a-biew drang darauf, wir sollten zu den unseren zurückkehren, und meinte, wir könnten zur Zeit des Blätterabfalles mit den Chippe-way einen anderen Kriegszug mitmachen. Ich sagte ihm aber, dass nichts in der Welt mich abhalten sollte, die schöne Gelegenheit, die sich mir darböte, zu nutzen, und da wir ja an beiden Zügen teilnehmen könnten. Am anderen Morgen gingen wir mit den Muskegoes ab.

Schon am Abend des zweiten Tages nach unserem Aufbruch waren uns die Lebensmittel ausgegangen, und der Hunger machte sich bemerkbar. Als wir uns nachts auf unserer Lagerstätte zum Schlafen niederlegten und die Ohren dicht an die Erde hielten, hörten wir ein dumpfes Geräusch, das unserer Meinung nach von einer Bisonherde herrührte. Wenn man aufstand, hörte man aber nichts mehr. Am anderen Morgen war kein Bison zu sehen, obwohl wir von unserem Lagerplatz aus weit und breit die Prärie überblicken konnten. Wenn wir aber die Ohren wieder dicht auf die Erde legten, hörten wir immer noch dasselbe Getöse, und in gleicher Entfernung wie am Abend. Nun wurden acht Mann, unter denen ich mich befand, zu der Gegend, in welcher wir Bisons vermuteten, abgeschickt

und ein Treffpunkt benannt, wo wir am Abend wieder zusammentreffen und wohin wir das Fleisch der erlegten Tiere schaffen sollten. Also machten wir uns früh Morgens auf den Weg und gingen mehrere Stunden vorwärts, ohne etwas Auffallendes zu bemerken. Endlich aber sahen wir einen langen schwarzen Streif, der am Horizont sich lang hinstreckte, etwa wie ein niedriges Ufer eines Sees, das man aus weiter Ferne erblickt. Es war eine Herde Bisons, die noch etwa eine Strecke von zehn Meilen weit weg sein mochte.

Eben damals hatte die Zeit der Begattung angefangen. Die ganze Herde trieb sich wirt durcheinander herum, und die Männchen kämpften miteinander auf Leben und Tod. Sie stampften mit aller Gewalt auf die Erde, brüllten in ihrer Wut ununterbrochen und so laut, dass wir es meilenweit hören konnten, und rannten mit unbeschreiblicher Heftigkeit gegeneinander ein. Wir wussten recht gut, dass unter diesen Umständen unser Näherkommen die Tiere weit weniger bekümmern würde, als zu jeder anderen Zeit. Wir gingen daher geraden Wegs auf die Herde zu und schossen zuerst einen verwundeten Bullen, der gar keine Anstalten machte, uns zu entrinnen. Er hatte aber auch in den Seiten so tiefe Wunden, dass ich bequem die ganze Faust hineinlegen konnte.

Da wir wussten, dass in dieser Jahreszeit das Fleisch der Männchen sehr schlecht schmeckt, so wollten wir dergleichen nicht schießen, obwohl wir mit leichter Mühe eine große Menge hätten erlegen können. Nun stiegen wir von unseren Pferden, bei denen ein Paar Mann zur Bewachung blieben, während die Übrigen sich mitten in die Herde schlichen, um den Weibchen nahe zu kommen. Ich hatte

mich von meinen Gefährten getrennt, dabei aber etwas zu weit vorgewagt und sah mich jetzt auf einmal rings von Bisons umgeben. Noch immer war mir kein Weibchen in den Schuss gekommen, als auf einmal mehrere Männchen wütend miteinander kämpften und bis dicht in meine Nähe kamen. In ihrer Hitze achteten sie entweder gar nicht auf meine Gegenwart oder bemerkten sie nicht. Kurz, sie wirtschafteten in meiner Nähe dermaßen herum, dass ich meine Sicherheit gefährdet sah, und in einem der tief ausgehöhlten Löcher Schutz suchte, die man überall in Gegenden findet, wo die Bisons sich häufig aufhalten, und die sie selbst auswählen, um sich in denselben herumzuwälzen. Aber auch da war ich noch nicht sicher und musste Feuer geben, um sie von mir fernzuhalten. Selbst das gelang mir indessen erst, als ich vier Stück niedergeschossen hatte. Der wiederholte Knall versetzte die Weibchen in großen Schrecken, und ich kam zu der Überzeugung, dass ich von meinem Standpunkt aus auch nicht eins würde erlegen können. Deshalb eilte ich zu der Stelle, wo mein Pferd stand, um zu den Indianern zu kommen, die ziemlich weit entfernt waren und glücklicher Weise ein Weibchen erlegt hatten, das recht hübsch fett war. Aber auch dieses Mal war, wie es gewöhnlich bei Jagden dieser Art der Fall zu sein scheint, die ganze übrige Herde davongerannt. Nur ein Männchen hatte den Indianern gegenüber Stand gehalten, und tat es noch, als ich ankam.

»Ihr seid Krieger«, sagte ich zu ihnen, »ihr geht in weite Ferne, um einen Feind aufzusuchen, und könnt diesem alten Bison da, der nichts in den Händen hat, nicht einmal sein Weibchen abnehmen.« Darauf ging ich geradezu auf den Bullen los, der sein totes Weibchen bewachte und von

uns etwa zweihundert Yards entfernt sein mochte. Kaum hatte er bemerkt, dass ich mich ihm näherte, da rannte er auch schon auf mich zu, und zwar so furchtbar stürmisch, dass ich für meine und meines Pferdes Sicherheit fürchtete und in schleuniger Hast umdrehte. Nun lachten die Indianer herzlich über mein Missgeschick, gaben aber ihre Hoffnung noch nicht auf, das Weibchen in ihre Hände zu bekommen. Endlich lenkten sie die Aufmerksamkeit des Bullen bald hierhin und bald dorthin, kamen ihm nahe und erschossen ihn.

Während wir das Weibchen in Stücken schnitten, bemerkten wir, dass die Herde nicht weit entfernt war, und ein anderes älteres Weibchen, welches die Indianer für des erlegten Tieres Mutter hielten, den Blutspuren folgte und wütend gegen uns einrannte. Die Indianer flohen vor Schreck weit weg, weil die wenigsten ihre Waffen zur Hand hatten, während ich mich schnell zusammennahm, mein Gewehr in aller Eile lud und bereit war zu seinem Empfang. Vorsichtig legte ich mich hinter die Reste des zerschnittenen Weibchens, ließ die Alte nahe kommen und drückte ab. Sie stutzte, schlug ein paar Mal über und sank tot zu Boden. Nun hatten wir also das Fleisch von zwei fetten Weibchen. Mehr brauchten wir nicht und eilten daher möglichst schnell zu dem verabredeten Sammelplatz, wo wir unsere Gefährten trafen. Sie hatten unterwegs einen Damhirsch erlegt und sich also satt essen können.

Damals nahm ich zuerst an den Feierlichkeiten teil, welche man die Einweihung eines Kriegers nennen könnte. Die drei ersten Male, wenn ein junger Mann in den Krieg zieht, muss er dem indianischen Brauch zufolge mancherlei Vorschriften und Gebote befolgen, von denen die älteren Krie-

ger befreit sind. Der junge Krieger nämlich muss sich stets sein Gesicht schwarz anmalen, einen Hut oder sonst einen Kopfputz tragen und den alten Kriegern auf dem Fuße folgen. Nie darf er vor ihnen hergehen. Auch ist ihm verboten, sich mit den Fingern den Kopf oder irgendeinen anderen Teil des Körpers zu kratzen. Hält er das für nötig, so muss er es mit einem Stückchen Holz tun. Das Gefäß, woraus er isst oder trinkt, das Messer, dessen er sich bedient, darf außer ihm selbst niemand anrühren. Bei einigen Stämmen sind auch die Frauen in der ersten Zeit ihrer monatlichen Reinigung den beiden letzteren Geboten ebenfalls unterworfen wie die jungen Krieger. Diese Letzteren dürfen ferner, wie lang und ermüdend auch der Zug ist, am Tag weder essen noch trinken, noch sich setzen. Macht einer von ihnen einen Augenblick Halt, so wendet er sein Antlitz seinem Geburtsland zu, damit der Große Geist sehen kann, dass es sein Wunsch ist, wieder in seine Hütte zurückzukehren. Auch beim Nachtlagern wird eine bestimmte Ordnung beobachtet. Sind an der Stelle, welche ausgewählt wird, Baumzweige genug vorhanden, so steckt man sie in die Erde und umgibt mit denselben den Lagerplatz, der in der Regel viereckig oder länglich viereckig ist, und auf der Seite, welche dem feindlichen Land zu liegt, eine Öffnung oder eine Art von Tor hat. Sind aber keine Baumzweige vorhanden, so nimmt man kleine Stäbe oder Stängel von Kräutern, die auf der Prärie wachsen, und stellt diese ganz so wie die Zweige um den Lagerplatz herum. Unweit vom Eingang hat der oberste Häuptling seinen Platz, und die alten Krieger halten sich dicht in seiner Nähe. Auf diese folgen die übrigen Krieger nach ihrem Rang und Ansehen. Endlich liegen im Hintergrund des Lagers die Männer mit

geschwärzten Gesichtern, welche ihren ersten Kriegszug machen.

Alle Krieger ohne Ausnahme, sowohl junge als auch alte, schlafen in einer solchen Lage, dass ihr Gesicht der Heimat zugewandt ist. Wie unbequem das auch sein mag und wie viel Anstrengungen sie auch schon ertragen haben mögen, so dürfen sie doch unter keinerlei Umständen oder Verhältnissen eine andere Lage wählen, auch niemals zu zweien beisammen auf oder unter derselben Decke liegen. Unterwegs setzen die Krieger sich niemals auf die bloße nackte Erde. Sie müssen wenigstens ein Stück Rasen oder einige Zweige unterlegen, auch soviel wie möglich darauf achten, dass ihnen die Füße nie nass werden. Können sie nicht umhin, durch einen Morast zu waten oder über ein fließendes Wasser zu setzen, so ist es notwendig, dass die Kleider wenigstens so trocken wie möglich bleiben, und sie umwickeln die Beine mit Blättern oder Gras, sobald sie aus dem Wasser kommen. Nie gehen sie auf einem schon betretenen Pfad, wenn sie es auf irgendeine Art vermeiden können. Geht dieses nicht an, so reiben sie Füße und Beine mit einer Masse ein, welche sie zu diesem Zweck bei sich tragen. Niemand darf über irgendeinen Gegenstand hinweg schreiten, der einem Krieger zugehört, zum Beispiel über ein Gewehr, seine Decke, eine Streitaxt, ein Messer oder eine Kriegsbeute. Auch nicht über die Beine, Hände oder den Körper eines Mannes, der sitzt oder liegt. Wird dieses Gebot unvorsichtigerweise übertreten, so muss der, dessen Glieder, Waffen oder Gerätschaften entweiht worden sind, den Mann, welcher sich ein solches Vergehen hat zuschulden kommen lassen, anpacken und zu Boden werfen. Dieser lässt sich das immer gefallen, wenn er auch der Stärkere

sein sollte. Die Gefäße, aus denen sie essen und trinken, sind gewöhnlich eine kleine Art Tassen, aus Holz oder Birkenrinde gefertigt, und in der Mitte des Randes mit einem Zeichen versehen. Die Indianer achten genau auf beide Seiten. Auf dem Hinzug trinken sie stets so, dass sie immer nur die eine Seite an den Mund setzen, und auf dem Heimzug geschieht dasselbe mit der anderen. Wenn sie nur noch eine Tagesreise von ihrem Dorf entfernt sind, dann hängen sie alle diese Gefäße entweder an Bäumen auf oder werfen sie in die Prärie weg.

Ich hätte anführen sollen, dass von ihren Biwaks aus der Anführer zuweilen einige junge Krieger voraussendet, damit sie das Puschkwawgumme-genahgun bereiten, d. h. einen Fleck Land von Gestrüpp oder Gras freimachen, auf welchem das Ko-zau-bun-zichegun vollzogen wird, da man dort die Zauberzeremonien vornimmt, vermittelt deren man die Stellung und den Ort, wo der Feind sich befindet, ermitteln zu können glaubt. Auf jener Stelle wird nämlich auf einer beträchtlichen Strecke der Rasen abgestochen und die Erde mit den Händen durchgewühlt, damit sie feiner wird. Darauf umgibt man sie mit Ruten oder kleinen Stangen und niemand darf hineingehen.

Wenn der Häuptling oder Anführer benachrichtigt wird, dass alles in Bereitschaft ist, dann setzt er sich an das Ende, welches dem Land des Feindes gegenüberliegt. Nachdem er gesungen und gebetet hat, legt er vor sich an den Rand des Fleckes Erde, welchen man mit einem Gartenbeet vergleichen kann, zwei kleine, runde Steine. Wenn er eine Weile allein geblieben ist, um den Großen Geist anzuflehen, dass er ihm den Pfad zeigen möge, auf welchem er seine jungen Leute führen solle, kommt ein Ausrufer aus dem

Lager auf ihn zu, kehrt auf halbem Wege wieder um, ruft die bedeutendsten Krieger beim Namen und sagt: »Kommt und raucht.« Nun können außer diesem auch noch andere dem Häuptlinge nahe kommen, und das Ergebnis des Kozau-bun-zichgun sich in der Nähe betrachten. Die beiden Steine, welche der Häuptling oben auf das Beet gelegt hat, sind nun von demselben herabgefallen, und von der Beschaffenheit des Eindrucks, welchen sie in der weichen Erde zurückgelassen haben, hängt es ab, welche Richtung ungeschlagen werden soll.

Auf dieser geweihten Stätte werden die Opfer an Kleidern, Getreide oder worin sie sonst bestehen mögen, allnächtlich an einem Pfahl aufgehängt, zusammen mit den Jebi-ugs oder den Andenken, welche man von verstorbenen Freunden hat. Diese Letzteren müssen auf das Schlachtfeld geworfen oder wenn irgendwie möglich in den zerrissenen Eingeweiden der im Kampf erschlagenen Feinde verborgen werden. Wenn einem Krieger ein Kind gestorben ist, das er sehr lieb hatte, dann trägt er, wenn es irgend angeht, ein Kleidungsstück oder ein Spielzeug, dessen es sich bediente, am häufigsten aber eine Haarlocke bei sich, und wirft sie hin aufs Schlachtfeld.

Die Späher, welche in Feindesland stets dem Zug vorausgeschickt werden, ermangeln nie, die verlassenen Hütten zu durchsuchen und sorgfältig alles Kinderspielzeug, dessen sie habhaft werden, mitzunehmen; zum Beispiel kleine Bogen oder ein Stück von einem zerbrochenen Pfeil. Kennen sie einen Mann, dessen Kind gestorben ist, so zeigen sie ihm dasselbe und sagen dabei: »Dein kleiner Knabe ist da und da. Wir sahen ihn mit den Kindern unserer Feinde spielen.« Der betrübt Vater nimmt fast immer jenes Spiel-

zeug, sieht es einige Zeit lang an, fängt an zu schreie, und will ins Gefecht stürzen. Ein Indianerhäuptling hat auf einem solchen Kriegszug keine andere Gewalt, als solche, die sein persönlicher Einfluss ihm verschafft. Er muss daher zu Mitteln aller Art seine Zuflucht nehmen, um die Hitze und den Eifer seiner Krieger rege zu erhalten.

Neunzehntes Kapitel

A-gus-ko-gaut, der Muskogee-Häuptling, den wir damals begleiteten, gab sich selbst für einen Propheten des großen Geistes aus, ganz so, wie es einige Jahre später der tat, welcher unter den Shawnee erschien. Er hatte kurz vorher seinen Sohn verloren und trug nun ein Jebi bei sich, das er auf dem Schlachtfeld lassen wollte. Dieser Entschluss gab seinem Wunsch, mit den Feinden handgemein zu werden, neue Kraft.

Bald nachher erhielten wir eine Verstärkung von zwanzig Mann, unter der Leitung des Ta-busch-schah (d. h. des Zank-und Streitanstifters, Chicaneurs). Dieser war ein Chippewa, von unruhigem, hochfahrenden Geist, und konnte es nicht leiden, dass ein anderer als er selbst, einen Kriegszug gegen die Sioux anführen sollte. Mehr als alles fürchtete er aber, seine Großtaten durch die Standhaftigkeit eines so verachteten Volkes, wie die Muskogee sind, verdunkelt zu sehen. Indessen schien es nicht, als wollte er unserer Unternehmung Hindernisse in den Weg legen. Er sagte, er sei gekommen, um seinen Brüdern, den Muskogee, Hilfe zu leisten. A-gus-ko-gaut kannte sicherlich die Denk-

und Handlungsweise Ta-busch-schahs, empfing ihn aber scheinbar mit großer Herzlichkeit und Freude.

Nachdem wir mehrere Tage lang vorwärtsgegangen waren und weite Prärien überschritten, wurde unser Durst so stark, dass wir notwendigerweise einige Kriegsgebote verletzen mussten. Mehrere Indianer kannten das Land recht gut und wussten, dass in einer Entfernung von mehreren Meilen, Wasser vorhanden war. Die Mehrzahl der alten Krieger aber marschierte zu Fuß und war vor Hitze und Anstrengung äußerst ermüdet. In dieser Not mussten die berittenen Krieger es auf dem Zufall ankommen lassen und sehen, wo Wasser zu finden war. Wa-me-gon-a-biew und ich hatten Pferde. Wir verabredeten die Zeichen, welche gegeben werden sollten, um unserem kleinen Armeekorps die Richtung anzudeuten, welche es einschlagen müsste, um zum Wasserplatz zu gelangen, welchen wir aufsuchen wollten. Ich war so ziemlich der Erste, welcher einen Ort fand, wo man den Durst löschen konnte. Aber noch bevor alle diese Stelle erreichen konnten, war bei manchen die Qual aufs Allerhöchste gestiegen. Die, welche sich bei der Quelle schon befanden, schossen die ganze Nacht hindurch Gewehre ab, und so kamen endlich die Nachzügler von verschiedenen Seiten herbei. Einige spien Blut, andere waren förmlich wahnsinnig.

Bei dieser Quelle machte ein Greis namens Ah-tek-oon (das kleine Karibu) ein Ko-zau-bun-zichegun, eine Weissagung, und verkündete, dass in einer gewissen Richtung eine zahlreiche Schar von Sioux-Kriegern sich befinde, die gerade auf uns zu käme. Wir würden aber ohne beunruhigt zu werden, in ihr Land kommen, wenn wir unseren Weg nach der rechten oder linken Seite nähmen. Alsdann könn-

ten wir die Frauen in den Dörfern überfallen. Wenn wir sie aber herankommen ließen, sodass es ihnen möglich würde, uns anzugreifen, dann würden sie uns ohne Ausnahme bis auf den letzten Mann ums Leben bringen. Ta-busch-scha schien dieser Prophezeiung unbedingten Glauben beizumessen. Der Muskogee-Häuptling aber und die Mehrzahl seiner Krieger legten gar keinen Wert darauf.

Indessen entstand ein Gemurmel. Mehrere Indianer sprachen es laut aus, man müsse den A-gus-ko-gaut verlassen, und in die Heimat zurückkehren. Doch vergingen mehrere Tage, ohne dass sich weiter etwas Besonderes ereignete. Nur trafen unsere Späher auf einen einzelnen Indianer, der sich aus dem Staub machte, sobald er sich entdeckt sah. Man vermutete, es sei ein Sioux-Krieger gewesen. Eines Morgens kamen wir in die Nähe einer Bisonherde, und mehrere junge Jäger machten Jagd auf dieselbe, weil uns die Lebensmittel völlig ausgegangen waren. Seitdem jener Indianer gesehen worden war, marschierten wir nur während der Nacht und blieben den ganzen Tag über an verborgenen Stellen liegen. Diesmal aber gestatteten es die Muskogee, dass ihre jungen Krieger die Bisons am hellen Tag und ohne alle weitere Vorsicht verfolgen durften. Sie feuerten ihre Gewehre sehr oft ab.

Nun hatten wir vollauf zu essen in unserem Lager, und es war wie bei einem Fest. Die Krieger hatten sich vereinigt, um gemeinschaftlich zu essen. Nach beendeter Mahlzeit stand Ta-busch-scha auf und sprach mit lauter Stimme: »Muskogee! Ihr seid keine Krieger. Ihr seid weither aus eurem Land gekommen, um die Sioux anzugreifen, Hunderte von euren Feinden sind ganz in der Nähe, und ihr versteht es doch nicht einmal, einen Einzigen zu treffen, wenn sie

nicht über euch herfallen und euch totschiagen.«

Nachdem er so gesprochen hatte, äußerte er, es sei seine Absicht, eine Kriegerabteilung zu verlassen, die so schlecht angeführt werde, und mit seinen zwanzig Mann in seine Heimat zurückzukehren. Ich bin überzeugt, dass er bei seiner ganzen Reise keinen anderen Zweck hatte, als eine Gelegenheit zu finden, um A-gus-ko-gaut s Gefolge in Unordnung zu bringen.

Als er gesprochen hatte, entgegnete ihm Pe-zhew-o-stegwon (der Kopf der wilden Katze), der Sprecher des Muskogee-Häuptlings, Folgendes: »Wir sehen jetzt recht gut ein, weshalb unsere Brüder, die Chippewa und Cree, nicht mit uns vom Red River fortziehen wollten. Ihr seid nahe bei eurem Land, und es kommt euch wenig darauf an, ob ihr jetzt schon mit den Sioux zusammentrefft oder erst wenn die Blätter abfallen. Wir aber kommen aus weiter Ferne, wir tragen nun schon lange die, welche unsere Freunde und Kinder waren, mit uns herum, damit wir sie im Lager unserer Feinde niederlegen können. Ihr wisst recht wohl, dass in einer noch dazu zahlreichen Schar, wie die unsere ist, einem zurückkehrenden Krieger allmählich auch die anderen folgen, sodass zuletzt keiner mehr da ist, und nur um es dahin zu bringen, habt ihr euch mit uns vereinigt. Ihr lockt unsere jungen Krieger zu euch, um uns zum Umkehren zu zwingen, noch ehe wir gefochten haben.«

Gleich, nachdem diese Worte gesprochen worden waren, stand Ta-busch-scha, ohne das Geringste zu entgegnen, auf, wandte das Gesicht seiner Heimat zu, und setzte sich mit seinen zwanzig Mann dorthin in Bewegung.

Dieser Abfall schien die jungen Muskogee zu empören, und mehre schossen hinter den abziehenden Chippewa

her. Diese wollten solches vergelten, ihr Häuptling aber, der immer klug war, wusste dieser ersten Bewegung Einhalt zu gebieten. Diese scheinbare Großmut machte einen tiefen Eindruck auf die Männer, welche nun gefährliche Feinde geworden waren. A-gus-ko-gaut und die angesehensten Muskogee blieben ruhig und schweigend sitzen, und die jungen Krieger folgten einer nach dem anderen den Spuren der Chippewa und taten dasselbe wie jene. Auch Wa-me-gon-a-biew folgte dem Strom. Als er fortging, setzte ich mich ganz in die Nähe des Häuptlings, von dem ich nur ein Paar Schritte entfernt war. Beinahe den ganzen Tag blieben A-gus-ko-gaut und seine treuesten Krieger ohne sich zu bewegen auf der Stelle sitzen, wo sie Tabusch-scha's Rede angehört hatten. Als aber der alte Häuptling endlich sah, dass sein ganzes aus sechzig Mann bestehendes Gefolge bis auf fünf zusammengeschmolzen war, konnte er die Tränen nicht mehr halten.

Da trat ich ganz dicht an ihn heran und sagte, dass ich ihn auch ferner begleiten wollte, falls er im Sinn habe, weiter zu gehen. Ich würde mit ihm ziehen. Die drei anderen Krieger, als seine besonderen Freunde, waren auch bereit ihm zu folgen. Allein er sagte, mit so geringen Kräften könne er nicht viel ausrichten, und wir würden unfehlbar erschlagen werden, wenn wir mit den Sioux zusammenträfen. So nahm der Kriegszug ein Ende, und jeder kehrte auf dem ersten besten Weg heim, ohne ferner an etwas anderes zu denken, als an seine Sicherheit. Jeder Einzelne tat, was ihm genehm war. Ich vereinigte mich möglichst schnell wieder mit Wa-me-gon-a-biew, der noch drei Männer bei sich hatte, sodass wir unserer fünf waren, die zusammen zogen. Wir schlugen aber eine ganz andere Richtung ein, als die

meisten unserer Gefährten. Wild gab es auf unserem Weg häufig, und Hunger machte sich also nicht fühlbar.

Eines Morgens früh lag ich, in meine Decke gewickelt, in einem tiefen Pfad, den die Bisons ausgetreten hatten. Er führte durch eine Prärie zu einem kleinen Bach, in dessen Nähe wir gelagert hatten. Die Blätter waren damals schon in großer Menge abgefallen (d. h. der Herbst bereits weit vorgerückt), und das Gras auf den Prärien durch den Frost längst ganz trocken geworden. Damit dasselbe kein Feuer fangen mochte, ließen wir unser kleines Feuer mitten in jenem Pfad brennen. Die anderen Indianer waren schon aufgestanden, gingen zur rechten oder linken Seite des Pfades umher und bereiteten das Frühstück. Da wurde unsere Aufmerksamkeit durch einen auffallenden Ton rege, und wir sahen, dass ein Stachelschwein langsam und tollpatschig auf uns zu kam.

Ich hatte oft von der Dummheit dieses Tieres erzählen hören, selbst aber noch keine davon gesehen. Es kam näher, ohne sich um irgendetwas zu bekümmern, bis es endlich mit seiner Nase an die glühenden Kohlen stieß. Dann sprang es schnell zurück und stellte sich auf die Hinterpfoten, blieb aber doch der Flamme so nah, dass diese, vom Wind getrieben, ihm die Stacheln auf dem Kopf versenkte. In dieser Stellung blieb es einige Minuten, schloss und öffnete die Augen abwechselnd, und sah dabei sehr dumm aus. Endlich schlug ein Indianer, der sich langweilte, es so da zu sehen, ihm mit einem Stück Moosefleisch, das er auf einen Baumzweig, der als Bratspieß diente, gesteckt hatte, nach dem Kopf. Ein anderer schlug es mit dem Tomahawk tot. Wir aßen etwas von seinem Fleisch, es schmeckte sehr gut. Die Indianer erzählten mir damals, was ich auch später

selbst gesehen habe, dass ein Stachelschwein, wenn es bei Nacht am Ufer eines Flusses herumgeht, um zu fressen, einen Menschen gar nicht bemerkt, selbst wenn derselbe Futter ans Ende eines Ruders legt und ihm solches dicht unter die Nase hält. Es frisst ganz ruhig auf, was man ihm so darbietet. Es beißt und kratzt nicht, wenn man es fängt, und verteidigt sich nur mit seinen sehr gefährlichen Stacheln. Die Hunde lassen sich nur selten auf ein Stachelschwein hetzen. Und gehen sie ja darauf, so ist entweder der Tod die Folge oder sie werden so verwundet, dass sie lange Zeit schreckliche Schmerzen ausstehen müssen.

Nachdem wir vier Tage lang gegangen waren, kamen wir an den Fluss des großen Waldes, der in einem Gebirge seine Quelle hat, längere Zeit durch eine Prärie fließt, endlich auf einer Strecke von zehn Meilen verschwindet, und sich nachher in den Red River ergießt. Unterhalb der Stelle, wo er auf der Prärie unsichtbar wird, bekommt er einen andern Namen. Es ist aber ohne Zweifel noch derselbe Fluss. Wir erlegten an seinen Ufern einen roten Damhirsch, ganz von derselben Art, wie die, welche man in Kentucky findet. Dieses Tier wird übrigens im Norden nur selten angetroffen.

Als ich wieder zu meiner Familie kam, hatte ich nur noch sieben Kugeln. In der Nähe war kein Handelsmann, und ich konnte mir darum keine neuen Vorräte verschaffen. Indessen schoss ich doch etwa zwanzig Moose- und Elentiere, denn sehr oft geht die Kugel, wenn man ein solches Tier erlegt hat, nicht durch und durch, und man kann sie noch einmal benutzen.

Die Jahreszeit war schon vorgerückt, und ich machte mich auf zum Kontor am Moose River, um von dort einige

Munition zu holen. Wa-me-gon-a-biew wollte für sich allein leben, Net-no-kwa aber bei mir bleiben. Als wir uns gerade trennen wollten, trafen wir beim Kontor einige Mitglieder einer Cree-Familie, die vor langer Zeit einmal mit Wa-me-gon-a-biew s Vorfahren Streit gehabt hatte. Diese Leute gehörten zu einer ansehnlichen Gruppe, die uns völlig fremd und zu zahlreich war, als dass wir uns mit ihnen hätten einlassen können. Es wurde uns gesagt, dass sie sich vorgenommen hätten, Wa-me-gon-a-biew zu töten. Wir hielten es für zweckmäßig, ihr Wohlwollen durch ein Geschenk zu erkaufen, da wir doch einmal mehr oder weniger in ihrer Gewalt waren.

Wir hatten zwei Fässchen Whiskey. Diese gaben wir der Gruppe, und eines davon erhielt vor allem der Häuptling der Familie, welche Wa-me-gon-a-biew bedrohte. Als sie sich ans Trinken machten, kam ein Indianer, der sich sehr herzlich stellte, lud meinen Bruder zum Trinken ein und wollte mit ihm zechen. Bald darauf schien er betrunken zu sein. Ich aber hatte ihn beobachtet und wusste daher, dass er noch vollkommen Herr seiner selbst war, weil er fast noch gar nichts getrunken hatte. Ich sah nun wohl, was er eigentlich bezweckte, und beschloss, soviel nur in meiner Macht stände, Wa-me-gon-a-biew gegen die Nachstellungen seines Feindes zu schützen. In der Erwartung, dass es uns wohl gelingen würde, die Freundschaft jener Cree-Familie zu erwerben, hatten wir unser Feuer unweit von dem ihren angezündet. Meinen Bruder, der nun zu betrunken war, als dass ich mich auf ihn hätte verlassen können, trug ich in unser Lager.

Kaum hatte ich ihn unter seine Decke gelegt, so sah ich mich auch schon von der feindlich gesinnten Familie um-

ringt. Alle waren mit Gewehren und Messern bewaffnet. Sie sprachen davon, dass Wa-me-gon-a-biew getötet werden müsse. Zum Glück hatte der von uns ausgeteilte Branntwein ihnen allen die Köpfe verdreht. Nur der eine Mann, von dem ich eben gesprochen habe, war nüchtern. Von ihm allein glaubte ich etwas Schlimmes befürchten zu müssen. Zwei Indianer traten näher, um Wa-me-gon-a-biew zu erstechen. Ich aber warf mich dazwischen und verhinderte es. Da packten sie mich bei den Armen, und ich ließ das ruhig geschehen. Ich wusste, dass in dem Augenblick, wo sie einen Streich gegen mich würden führen wollen, jeder mich mit einer Hand würde loslassen müssen, und bei der Gelegenheit wollte ich mich losreißen. Mit meiner rechten Hand hielt ich den Griff eines großen Messers fest, das ich unter meiner Decke versteckt hatte und auf welches ich mich nun völlig verließ. Der Indianer, welcher mich an meiner linken Seite gepackt hatte, ergriff nun sein Messer, um es mir in den Leib zu rennen. Allein sein Kumpan, der betrunken war, bemerkte, dass er sein Messer hatte fallen lassen, und bat ihn daher so lange zu warten, bis er es wieder gefunden hätte. Alsdann wollte er ihm behilflich sein, mich zu töten. Er ließ meine rechte Hand frei, und eilte hinweg, um sein Messer zu holen.

Auf eine solche Gelegenheit hatte ich eben gewartet und gehofft. Alle Kraft aufbietend, rang ich mich in einem Augenblick los, und sofort glänzte auch vor den Augen des Indianers die Schneide meines Messers. Nun war ich frei und hätte mein Leben durch die Flucht außer aller Gefahr setzen können. Aber ich wusste, dass Wa-me-gon-a-biew, wenn ich ihn verließ, unrettbar eine Beute des Todes werden musste. Und ich entschloss mich daher, ihn in dieser

gefährlichen Lage nicht im Stich zu lassen.

Die Indianer schienen einen Augenblick verblüfft über meinen Widerstand. Sie staunten aber noch mehr, als sie sahen, dass ich meinen betrunkenen Gefährten aufnahm, zwei oder drei Sprünge machte, und ihn in ein Kanu legte, das eben im Begriff war, abzufahren. Ich verlor keine Zeit und ruderte schnell über das Wasser, welches zwischen ihrem Lagerplatz und der Faktorei floss. Weshalb schossen sie nicht nach mir, da sie doch bei dem hellen Schein, welchen ihr Feuer verbreitete, mich gar wohl erkennen konnten? Ich weiß es nicht. Vielleicht waren sie wohl ein wenig eingeschüchtert, als sie mich so gut bewehrt sahen und erfuhren, dass ich so flink und ganz Herr meiner Sinne war. Besonders gab mir dieser letztere Umstand ein großes Übergewicht über die meisten unter ihnen.

Bald nach dieser Szene verließ mich Wa-me-gon-a-biew, wie das von vornherein seine Absicht war, und ich begab mich an den Assiniboine. Dort befand ich mich erst einige Tage, da besuchte uns A-ke-wah-zains, der Net-no-kwa Bruder. Kurze Zeit darauf sahen wir eines Tages einen sehr bejahrten Indianer in einem Holzkanu den Fluss hinaufrudern. A-ke-wah-zains erkannte ihn auf den ersten Blick als den Vater der Männer, welche kürzlich das Leben Wa-me-gon-a-biews bedroht hatten. Als der Greis hörte, dass man ihm etwas zurief, ruderte er schnell dem Ufer zu. Wir überzeugten uns bald, dass er von all dem, was zwischen uns und seinen Söhnen vorgefallen war, auch nicht das Geringste wusste. A-ke-wah-zains erzählte ihm alles, wurde dabei aber so wütend, dass ich meine große Not hatte, ihn zurückzuhalten. Er hätte ohne mein Eingreifen sicherlich den wehrlosen Greis auf der Stelle erwürgt. Ich konnte aber

nicht verhindern, dass er sich eines Vorrates Rum bemächtigte, den sein Feind bei sich führte. Dem Alten war ich inzwischen zur schleunigen Flucht behilflich, denn ich wusste wohl, dass es keine Sicherheit für ihn unter uns mehr gab, sobald das starke Getränk anfang, seine Wirkung zu äußern.

Am selben Abend machte mir A-ke-wah-zains den Vorschlag, ich möchte sein kurzes leichtes Gewehr gegen mein gutes, das laug und vortrefflich war, eintauschen. Ich hatte dazu nur geringe Lust, obwohl ich sein Gewehr damals noch gar nicht kannte, auch Net-no-kwa billigte den Tausch nicht. Ich durfte indessen den Antrag nicht ablehnen, da solches ganz gegen den Brauch gewesen wäre, welchen die Indianer in jenen Gegenden beobachten.

Um diese Zeit erlegte ich eine alte Bärin, die über und über weiß war. Von den vier Jungen war das eine weiß wie die Alte und hatte rote Augen, ein anderes war rotbraun, und die beiden übrigen waren schwarz. Die Alte glich an Wuchs, Gestalt und sonst in aller Hinsicht dem gemeinen schwarzen Bären. Sie hatte aber weiter nichts Schwarzes an sich, als die Haut an den Lippen. Der Pelz dieser Tiere ist sehr schön, doch schlugen ihn die Pelzhändler nicht so hoch an, als den roten. Die alte Bärin war nicht sehr wild, und ich tötete sie mit leichter Mühe. Zwei Junge erlegte ich in ihrer Höhle, die beiden anderen kletterten auf einen Baum. Ich hatte sie eben herabgeschossen, als drei Männer, herbeigezogen durch den Knall, auf mich zukamen. Sie waren sehr abgemagert. Deshalb nahm ich sie mit in meine Hütte, gab ihnen zu essen und reichte jedem noch ein Stück auf den Weg. Am anderen Morgen schoss ich wieder einen Bären, der auf einer Pappel saß, hatte dabei aber Gelegen-

heit, mich zu überzeugen, wie schlecht das Gewehr war, welches A-ke-wah-zains mir gegeben hatte, denn fünfzehn Mal versagte es. Ich musste auf den Baum klettern, und die Mündung des Laufes dem Bären dicht an den Kopf halten. Erst da stürzte er hinab.

Einige Tage später jagte ich zu gleicher Zeit ein Elentier und drei junge Bären auf. Letztere kletterten schnell einen Baum hinauf. Ich schoss nach ihnen, und zwei stürzten herunter. Nun eilte ich auf den Baum zu, aber kaum war ich da, so kam eine alte Bärin, die Mutter der Jungen, in aller Eile von der andern Seite hergelaufen. Sie nahm eines der Jungen, auf das sie zuerst stieß, auf, stellte sich auf die Hintertatzen und hielt es mit den beiden vorderen, wie eine Mutter ihr Kind hält. Sie betrachtete es einen Augenblick, blickte das Loch, welches die Kugel, die mitten in den Leib gegangen war, gemacht hatte, warf es, als sie sich überzeugt hatte, dass es tot war, weit weg, lief, die Zähne fletschend, auf mich zu, und hielt sich so gerade aufwärts, dass ihr Kopf mit dem meinen gleich hoch war. Dies alles aber geschah in einer solchen Schnelligkeit, dass ich kaum noch Zeit gehabt hatte, mein Gewehr zu laden, und nur mit knapper Not konnte ich es noch anlegen. Nie empfand ich es so, wie damals, wie verständig ein Brauch ist, den die Indianer nie außer Acht lassen: Wenn sie geschossen haben, dann ist immer das Erste, was sie tun, dass sie gleich wieder laden.

Während eines einmonatigen Zeitraumes schoss ich, ungeachtet mein Gewehr so schlecht war, vierundzwanzig Bären und zehn Moosetiere. Ich hatte nun so viel Fett, dass wir es gar nicht verzehren konnten, und ging daher zu einem Sunjeggwun, das ich damals machte, als ich zwanzig

Moosetiere mit sieben Kugeln geschossen hatte. Dort barg ich auch meine neuen Vorräte. Als aber das Wild seltener wurde, und ich mit meiner Familie zu jenem Versteck kam, um bei demselben bis zum Frühling mich aufzuhalten und von jenen Vorräten zu zehren, sah ich, dass das Sunjegwun von Wa-me-gon-a-biew und anderen Indianern verletzt worden war, und fand es völlig leer. So hatte ich denn die Not im Hintergrund und musste, um ihr zu entgehen, mich aufmachen, und den Bisons nachstellen. Glücklicherweise war der Winter streng, und diese Tiere mussten sich deshalb von den Prärien in die Wälder zurückziehen. In kurzer Zeit tötete ich eine beträchtliche Anzahl, und damals vereinigten sich Wa-me-gon-a-biew und viele andere Indianer mit mir.

Wir lagerten in einem kleinen Gebüsch mitten auf der Prärie. Da träumten eines Nachts die Alten und mehrere andere Mitglieder unserer Familie, dass ein Bär bei unserer Hütte wäre. Am anderen Morgen suchte ich ihn auf und fand ihn wirklich in seiner Höhle. Ich gab Feuer auf ihn und wartete dann, bis der Rauch von meinem Schuss verschwand. Da sah ich, dass er ausgestreckt am Boden lag, und bückte mich, um ihn hervorzuziehen. Mein Körper bedeckte zum Teil das Loch und verdunkelte es. Ich glaubte nicht, dass noch Leben in ihm wäre, und packte ihn daher an. Er aber stand auf und wollte auf mich einspringen. Da lief ich fort, so schnell ich nur konnte, er hielt sich jedoch mir so dicht auf den Fersen, dass ich während meines Laufes seinen heißen Atem spüren konnte. Er hätte mich recht gut fassen können, machte aber keinen Versuch dazu. Da ich aus der Höhle sprang, hatte ich eben noch Zeit gehabt, mein Gewehr zu packen. Als ich daher endlich ein Paar

Schritte voraus war, schlug ich hinten aus und dem Bären die Kinnlade entzwei. Darauf tötete ich ihn völlig.

Seitdem wurde ich vorsichtiger und ging nie eher in eine Bärenhöhle, bis ich überzeugt war, dass das Tier nicht mehr lebte. Gegen Ende des Winters wurden die Bisons in unseren Umgebungen so häufig, dass wir sie mit Pfeilen erlegen konnten, und einige Junge fingen wir mit ledernen Schlingen.

Zur Zeit der Zuckerernte machten wir am Pe-kau-kau-ne-fah-kie-gun (Bisonhöcker-See), etwa zwei Tagereisen weit von der Quelle des Pembina River entfernt, Jagd auf Biber. Unsere Frauen begleiteten uns, während Net-no-kwa mit den Kindern Zucker bereitete. Wir wollten so viele Biber fangen, dass wir uns jeder ein gutes Pferd kaufen konnten, um im nächsten Sommer auf dem Zug gegen die Sioux beritten zu sein. Binnen zehn Tagen fing ich zweiundvierzig schöne und große Biber. Wa-me-gon-a-biew beinahe eben so viele. Darauf gingen wir zu der Faktorei am Moose River. Herr Mackie hatte mir versprochen, ein schönes, großes Pferd abzulassen, das ich schon gesehen hatte. Ich war daher sehr missvergnügt, als ich hörte, er habe es an die North West Company verkauft, und sagte ihm, weil das Pferd nach Nordwesten gegangen wäre, so sollten die Biber auch dorthin ihren Weg nehmen. Ich ging daher auf das andere Ufer und kaufte für dreißig Biberfelle eine große graue Stute, die in mancher Hinsicht eben so gut war, wie jenes Pferd. Sie gefiel mir aber nicht ganz so. Auch Wa-me-gon-a-biew kaufte sich ein Pferd von den Indianern, und wir wollten nun wieder mit Net-no-kwa am Fluss des großen Waldes zusammentreffen. Sie war aber schon unterwegs zum Red River, und dorthin folgten wir ihr nach.

Zwanzigstes Kapitel

Wir hielten uns einige Zeit an der Mündung des Assiniboine auf. Es hatten sich viele Indianer um uns versammelt, unter anderen mehrere Verwandte meiner Frau. Ich hatte diese noch niemals gesehen. Unter ihnen war einer ihrer Oheime, ein an allen Gliedern gelähmter Indianer, der schon seit einigen Jahren gar nicht mehr hatte gehen können. Man hatte ihm nur gesagt, dass der Mann meiner Frau ein Weißer sei. Daraus schloss er, dass ich nicht jagen könnte. Da er nun meine Frau sah, hatte er zu ihr gesagt: »Nun, meine Tochter, schießt dein Mann wohl zuweilen ein Stück Wild?«

»O ja«, antwortete sie ihm, »wenn ein Moose- oder Elentier ihm in den Weg kommt, so verfehlt er es nicht jedes Mal.«

»Ist er heute etwa auf die Jagd gegangen? Wenn er etwas schießt, so will ich es holen und herschleppen. Und du kannst mir die Haut schenken, damit Mokassins für mich daraus gemacht werden können.«

Er wollte scherzen und mich etwas verspotten. Ich gab ihm in der Tat die Haut von einem Elentier, das ich am selben Tage erlegt hatte. Überhaupt hatte ich fortwährend Glück auf der Jagd, gab allen Verwandten meiner Frau Fleisch. Und so hörten denn bald die Spötteleien auf.

Einige Zeit danach wurde das Wild seltener. Wir hielten es für zweckmäßig, uns zu verteilen. Ich fuhr eine Strecke von etwa zehn Meilen den Assiniboine hinauf. Wir fanden dort zwei Hütten, die von Indianern bewohnt wurden, wel-

che gleichfalls Verwandte meiner Frau waren. Ihr Oberhaupt war Po-ko-taw-ga-maw (der kleine Teich). Als wir dort ankamen, kochte die Frau des Häuptlings gerade eine Zunge von einem Moosetier für ihren Mann, der noch nicht von der Jagd zurückgekehrt war. Sie gab uns dieselbe ohne Zögern und würde uns wohl noch mehr zugestellt haben, wenn nicht eben ihr Mann heimgekommen wäre. Seit diesem Augenblick reichte sie uns gar nichts mehr, obwohl unsere kleinen Kinder vor Hunger schrien und sie in ihrer Hütte Lebensmittel im Überfluss hatten. Es war schon spät und ich zu ermüdet, als dass ich an jenem Abend noch hätte auf die Jagd gehen können. Dennoch erlaubte ich nicht, dass meine Frauen ihnen Fleisch abkauften. Den Gefallen wollte ich ihnen nicht tun, weil sie darauf warteten.

Als kaum der Morgen heraufdämmerte, nahm ich mein Gewehr, stellte mich vor die Tür meiner Hütte und sprach mit lauter Stimme: »Ist etwa Po-ko-taw-ga-maw der Einzige, welcher Elentiere schießen kann.«

Meine Frau kam auch heraus und reichte mir ein Stück geräucherten Fleisches, das etwa so groß sein mochte wie meine Hand. Sie sagte dabei, ihre Schwester hätte es heimlich weggenommen, um es ihr zu geben. Es waren bereits schon mehrere Indianer aus den Hütten herausgetreten. Ich schleuderte das Stück Fleisch weit weg unter die Hunde und rief dabei: »Kann man solche Nahrung meinen Kindern bieten, wenn in den Wäldern Elentiere so häufig sind?«

Noch ehe es Mittag war, hatte ich bereits zwei fette Elentiere geschossen und war mit einer schweren Last frischen Fleisches zu meiner Hütte zurückgekehrt. Bald danach erlegte ich eine große Anzahl von Bisons. Wir teilten uns auf,

um das Fleisch zu räuchern und zu dörren, ehe wir unsere Familien verließen und uns dem Kriegszug gegen die Sioux anschlossen. Darauf gingen wir in die Wälder, um uns gute Moose- und Elentierhäute zu verschaffen, aus denen wir Mokassins machen wollten. Die Häute jener Tiere, die in den offenen Prärien leben, sind zu weich, und geben kein gutes Leder.

Als wir eines Tages über die Prärie gingen und uns zufällig umdrehten, gewahrten wir in einiger Entfernung einen Mann, der mit Gepäck beladen war und zwei große Ta-wa-e-gun-nums oder Trommeln trug, die bei den Feierlichkeiten des Waw-be-no gebraucht werden. Wir suchten eine Erklärung in den Augen unserer jungen Frauen und erkannten bald in dem Reisenden, welcher uns nahe kam, den Pich-e-to, einen der ungastlichen verwandten, welche wir verlassen hatten. Das Gesicht der Schaw-schisch, des jungen Mädchens Bah-we-tig, deutete uns an, dass sie ungefähr wusste, was für Absichten Pich-e-to hatte.

Zu jener Zeit war die Waw-be-no-Religion unter den Chippewa Mode. Die alten Leute aber und die verständigsten Männer haben dieselbe stets für sehr gefährlich und falsch erklärt. Die Zeremonien des Waw-be-no unterscheiden sich wesentlich von denen des Metai und sind gewöhnlich von sehr viel Zügellosigkeiten und Unordnung begleitet. Das Ta-wa-e-gun, das bei diesem Tanz die Stelle der Trommel vertritt, gleicht weder dem Woin-ah-keek noch dem Me-ti-kwaw-keek, die beim Metai gebräuchlich sind. Der Erstere wird aus einem Holzreif gemacht, der wie eine Soldatentrommel auseinandergespannt wird. Der Zweite ist nur ein Stück von einem durch Feuer ausgehöhlten Baumstamm, mit einer Haut überspannt, auf welcher

sich die Klapper, Sche-zhe-gwun, befindet. Er unterscheidet sich gleichfalls durch seine Bauart von dem Instrument, welches beim Metai gebraucht wird.

Beim Waw-be-no tanzen und singen Männer und Frauen gemeinschaftlich. Auch wird stark gespielt und allerlei Gaukelei mit dem Feuer getrieben. Die Eingeweihten nehmen Kohlen und im Feuer gerötete Steine in die Hände und zuweilen in den Mund, halten auch wohl in ihrer hohlen Hand, die vorher angefeuchtet worden ist, Pulver, das durch die glühenden Kohlen oder die Steine getrocknet wird und endlich anbrennt und losgeht. Oft hat auch einer der Hauptteilnehmer am Waw-be-no einen Kessel vor sich, der mit Wasser angefüllt ist, und glühheiß aus den Kohlen hervorgezogen wird. Ehe dieser sich abkühlt, taucht der Mann seine Hände tief in das siedende Wasser und zieht den Kopf eines Hundes oder irgendeines anderen Tieres heraus, zerreißt das heiße Fleisch mit seinen Zähnen, singt und tanzt wie ein Narr um den Kessel herum. Ist das Fleisch verzehrt, dann zerbricht er die Knochen und wirft sie weg, fortwährend dabei singend und herumtanzend.

Die Indianer verstehen es, die Wirkungen des Feuers und anderer brennende Dinge unschädlich zu machen und zu verhindern. Den Nichteingeweihten möchten sie gern glauben machen, dass sie übernatürliche Kräfte besitzen. Ihre ganze Zauberkunst beschränkt sich indessen lediglich darauf, dass sie gewisse Kräuter kennen, welche sie zuzubereiten wissen, sodass die Körperteile, welche man damit bestreicht, vom Feuer nicht in Mitleidenschaft gezogen werden. Die Pflanzen, deren sie sich bedienen, sind Waw-be-no-wusk und Pe-zhe-ke-wusk. Die Erstere wächst in großer Menge auf der Insel Mackinack. Die Bewohner der Verei-

nigten Staaten nennen es Yarrow (Schafgarbe). Das andere findet man auf den Prärien. Sie mischen beide untereinander und zerstoßen oder kauen sie, um dann Hände und Arme damit einzureiben. Wenn man sich verbrannt hat, so leistet ein Umschlag von Waw-be-no-wusk oder Yarrow treffliche Dienste, und die Indianer bedienen sich desselben sehr häufig. Ein Gemisch aus beiden Pflanzen gibt der Haut und selbst den Lippen und der Zunge eine erstaunliche Fähigkeit, den Wirkungen des Feuers Widerstand zu leisten.

Pich-e-to holte uns endlich ein und machte bei uns Halt. Die alte Net-no-kwa verlor keine Zeit, ihn nach seinen Absichten zu fragen. Er wollte weiter nichts, als das junge Mädchen Bah-we-tig. Jene gab ihre Zustimmung und verheiratete beide ohne weitere Umstände. Am anderen Morgen erlegte Waw-be-be-nais-sa, der nebst Wa-me-gon-abiew mit mir an der Mündung des Assiniboine war, ein männliches Elentier, und ich schoss ein Moosetier. Damals fing ich an, meine bisherige Art zu jagen gänzlich aufzugeben, und nahm eine andere an. Ich fasste nämlich den Entschluss, stets, und mochte die Anstrengung auch noch so groß sein, wo möglich jedes Mal das erlegte Wild auf einmal heimzuschaffen. Seitdem wurde ich viel bedächtiger und gab niemals früher Feuer, ehe nicht das Tier wirklich in einer bequemen Schussweite war. Das fing ich im Frühjahr an, ging häufig auf die Jagd und erlegte im Sommer eine große Menge Wild. Während der ganzen Zeit schoss ich nur zweimal fehl. Wer Moosetiere schießen will, muss zu jeder Jahreszeit sehr vorsichtig und geschickt zu Werke gehen, vor allen Dingen aber im Sommer.

Da ich nun anfang, für einen sehr guten Jäger zu gelten, so

wurde Waw-be-be-nais-sa neidisch auf meinen guten Erfolg. Nicht selten kam er, wenn ich abwesend war, in meine Hütte, bog mir das Gewehr krumm oder lieh es mir ab, unter dem Vorwand, an dem seinen müsse dieses oder jenes gebessert werden. Und wenn er es mir wiedergab, dann war stets etwas daran beschädigt.

In den ersten Tagen des Frühlings brachen heftige Stürme los. Eines Nachts war der Sturm so furchtbar, dass Pich-e-to erschrocken aufstand, dem Donner Tabak opferte und ihn anflehte, er möge doch aufhören zu rollen. Die Chippewa und die Ottawa glauben, der Donner sei die Stimme gewisser beseelter Wesen, welche sie An-nim-me-keeg nennen. Einige betrachten dieselben als Menschen, andere dagegen behaupten, sie hätten weit mehr Ähnlichkeit mit Vögeln. Ich kann nicht bestimmt sagen, ob sie einen notwendigen Zusammenhang zwischen dem Donnerschlag und dem vorhergehenden Blitz annehmen. Sie halten den Blitz für ein Feuer, und viele unter ihnen behaupten, dass man, wenn in dem Augenblick an dem Baum, in welchen der Blitz eingeschlagen hat, nachgesucht werde, in der Erde eine Feuerkugel finden würde. Ich habe oftmals nachgesucht, aber niemals dergleichen gefunden. Ich verfolgte die Spuren des Blitzes dem Stamm entlang, bis an die äußerste Spitze einer großen Wurzel, habe aber da, wo die Spur aufhörte, nie etwas anderes als Erde gefunden.

Am Morgen nach dem letzten Sturm, von welchem ich eben gesprochen habe, sahen wir, dass eine vom Blitz angezündete Ulme noch brannte. Die Indianer haben eine abergläubige Furcht vor einem solchen Feuer, und es wollte keiner von ihnen hingehen, um von dort Feuer zu holen, damit wir das unsere, welches der Regen ausgelöscht hatte,

wieder anzünden konnten. Endlich entschloss ich mich dazu und brachte etwas, aber ganz unbefangen war ich doch nicht. Wiewohl ich mich weit weniger fürchtete, als die Indianer. Nachdem wir viel Fleisch geräuchert hatten, machten wir ein Sunjegwun, und legten die zum Unterhalt unserer Familie notwendigen Lebensmittel hinein. So hatten sie während unserer Abwesenheit doch zu leben. Ich war mit meinen Vorbereitungen zur Reise noch nicht fertig, als schon ein aus zweihundert Sioux bestehender Kriegerhaufen über die unseren herfiel, und einige Mann tötete. Eine kleine Gruppe von Assiniboine und Cree hatte sich bereits zum Land der Sioux in Bewegung gesetzt, unterwegs die Spuren jener zweihundert Mann gefunden und waren ihnen so nahe gefolgt, dass sie mehr als einmal den Kranichkopf bemerkten, dessen der Häuptling sich statt der runden Steine beim Ko-sau-bun-zitsch-e-gun oder der nächtlichen Weissagung bediente, durch welche er sich von der Stellung und dem Aufenthalt des Feindes unterrichten wollte. Diese kleine Bande von Cree und Assiniboine hatte nicht Mut genug gehabt, über die Sioux herzufallen, sondern auf einem Seitenweg Boten zu den Chippewa abgeschickt. Diese Männer waren in die Hütte eines Chippewa-Häuptlings gekommen, der allein und seine Leute weit hinter sich lassend, ein Jagdlager hatte, und dabei alle Klugheitsmaßregeln und alles, was die Sicherheit gebot, außer Acht ließ. Wenn er sich ohne weiteres Zögern zum Fort des Handelsmannes zurückgezogen hätte, dann wäre er sicherlich der drohenden Gefahr entgangen. Er traf freilich einige Vorkehrungen zur Abreise. Aber seine ältere Frau, eifersüchtig auf eine jüngere, die bei ihm in mehr Gunst stand, tadelte ihn sehr darüber, dass er dieser Letzteren mehr als

ihr gegeben härte.

Er antwortete ihr: »Du verfolgst mich seit langer Zeit mit deinen eifersüchtigen Klagen. Ich will jetzt aber so etwas nicht mehr anhören. Die Sioux sind hier in der Nähe. Ich werde sie erwarten.«

Er blieb also und fuhr fort zu jagen. Eines Morgens früh war er auf eine unweit von seiner Hütte sich erhebende Eiche geklettert, um zu sehen, ob Bisons auf der Prärie wären. Als er aber eben wieder hinabsteigen wollte, wurde er von zwei jungen Sioux getötet, welche sich einen großen Teil der Nacht hindurch hinter den Nussbäumen versteckt gehalten hatten. Wahrscheinlich wäre es ihnen recht gut schon weit früher möglich gewesen, ihn zu erschießen, aber die Furcht hinderte sie daran. Nun indessen hörten sie schon aus weiter Ferne das Stampfen der Pferdehufe. Als kaum die Indianer, welche in des Häuptlings Hütte wohnten, aus derselben hervorgestürzt waren, kamen schon zweihundert berittene Sioux vor der Tür an. Einer jener Späher war Wah-ne-tah, der ein wohlbekannter Häuptling der Yankton ist. Sein Vater führte den Zug an. Wah-ne-tah war gleichfalls bei jener Expedition. Er hatte aber bei Weitem noch nicht die Berühmtheit, welche er später erwarb. Das Gefecht dauerte fast den ganzen Tag hindurch. Alle Chippewa - es waren ihrer zwanzig - wurden getötet, ausgenommen des Häuptlings Bruder, Aisanse, zwei Frauen und ein Kind, die mit dem Leben davorkamen.

Herr H., Handelsmann zu Pembina, gab den Chippewa ein zehn Gallonen umfassendes Fass Pulver und dazu noch hundert Pfund Kugeln, damit sie gegen jene Sioux, welche den Häuptling, seinen Schwiegervater, getötet hatten, in den Kampf ziehen möchten. Nun rückten vierhundert

Mann ins Feld, nämlich hundert Assiniboine, dreihundert Cree und Chippewa nebst einigen Muskogee. Schon am ersten Tag nach unserer Abreise von Pembina rissen etwa hundert Chippewa aus, in der folgenden Nacht taten viele Assiniboine dasselbe und stahlen obendrein noch eine Menge Pferde, von denen mir und Wa-me-gon-a-biew vier Stück gehörten. Dieser Verlust war für mich sehr schmerzlich, denn ich hatte gehofft, den ganzen Kriegszug zu Pferde machen zu können, und deshalb nur sieben paar Mokassins bei mir. Ich ging zu Pe-schau-ba, dem Häuptling der Ottawabande, welcher ich mich angeschlossen hatte, und sagte ihm, dass ich an den wenigen Assiniboine, welche noch bei uns geblieben waren, Vergeltungsrecht ausüben würde. Er wollte das aber nicht leiden und stellte mir vor, dass, wenn ich auf solche Weise Streitigkeiten in unserem Lager anfangen wollte, eine Uneinigkeit die Folge sein müsste, die alle unsere Absichten vereiteln würde.

Ich sah wohl ein, dass er ganz recht hatte, was das Allgemeine betraf. Aber meinen persönlichen Beschwerden war dadurch nicht abgeholfen. Darum wandte ich mich abwechselnd an jeden Einzelnen der Ottawa und der Chippewa, welche ich für meine Freunde hielt, und bat sie, mir behilflich zu sein, denn ich wollte den Assiniboine Pferde wegnehmen. Aber keiner mochte sich darauf einlassen, einen jungen Menschen ausgenommen, der Gisch-kau-ko hieß, und ein Verwandter des gleichnamigen Mannes war, der mich von meinen Eltern weg in die Gefangenschaft geführt hatte. Dieser wollte mir die dreizehn Assiniboine, welche noch bei uns geblieben waren, bewachen und gelegentlich die Pferde wegnehmen helfen. Bald nachher bemerkte ich eines Morgens, dass acht Assiniboine noch sehr

spät auf ihrem Lagerplatz waren. Ich schloss daraus, dass sie die Absicht hätten, auszureißen. Daher rief ich Gischkau-ko herbei, damit er sie gleichfalls beobachte. Als die Mehrzahl der Chippewa sich in Bewegung gesetzt hatte und vorwärts gezogen war, setzten sich jene auf ihre Pferde und jagten ihrer Heimat zu.

Sie waren gut bewaffnet, und wir folgten ihnen unbewehrt, weil wir mit Gewalt unmöglich ihre Pferde wegnehmen konnten. Da hielt einer von ihnen an, ließ die Übrigen vorausreiten und stieg vom Pferd, um mit uns zu reden. Sie waren aber alle wohl auf der Hut, und wir fanden keine Gelegenheit, unseren Vorsatz auszuführen. Daher legten wir uns aufs Bitten. Als auch das nichts half, sagte ich zuletzt, dass die fünf noch bei unserem Zug befindlichen Assiniboine nur nicht glauben möchten, dass sie vor mir sicher wären. Diese Drohung machte aber keinen guten Eindruck. Sie schickten vielmehr eilig einen Boten ab, der diese Leute warnte, sie möchten sich ja vor mir in acht nehmen.

Wir beiden gingen also zu Fuß zu unseren Kriegsgefährten zurück. Ich nahm die erste beste Gelegenheit wahr, um jene fünf Assiniboine zu besuchen. Sie waren aber von unserer Absicht unterrichtet und machten sich mit ihren Pferden aus dem Staub. Bei einem See, unweit vom Red River, fanden wir im Wald den Körper eines jungen Sioux, des roten Donners, aufgehängt. Damals waren wir einer Abteilung des Feindes auf der Spur. Sie zog sich zurück, nachdem sie unseren Anführer getötet hatte, und dieser junge Mensch hatte zu ihr gehört. Die Chippewa warfen die Leiche auf die Erde, schlugen sie mit Fäusten, traten mit dem Fuß darauf und zogen ihr endlich die Schädelhaut ab. Allein Pe-schau-ba verbot allen seinen jungen Kriegern, an

dieser Handlung teilzunehmen, und erklärte sie für eine Untat, die wahrer Männer durchaus unwürdig wäre. Etwas weiter entfernt trafen wir auf einen Galgen, an welchen unsere Feinde mehrere Gefangene gehängt hatten. Wir sahen also, dass sie mehrere der unseren lebendig in ihre Gewalt bekommen hatten. Die Spuren des Pfades, welchen die Sioux genommen hatten, erschienen noch frisch. Wir konnten höchstens einige Tagesreisen weit von ihnen entfernt sein.

Bei der Ankunft am Lake Traverse waren unserer im Ganzen nur noch einhundertundzwanzig beisammen. Unter diesen befanden sich drei halbblütige Assiniboine, etwa zwanzig Cree, eben so viele Ottawa. Die Übrigen bestanden aus lauter Chippewa. Viele unserer Gefährten waren durch ungünstige Weissagungen entmutigt, namentlich aber durch Pe-schau-ba gleich in der ersten Nacht nach unserem Aufbruch von Pembina. Er sagte damals, er habe im Traum gesehen, dass die Augen der Sioux wie Sonnen glänzten. Sie wären überall gewesen und hätten stets die Chippewa entdeckt und aufgespürt, ehe diese so nahe gekommen wären, dass sie hätten handgemein werden können. Auch habe ihm geträumt, dass unsere Abteilung wohlbehalten und ohne einen Skalp eingebüßt zu haben, davongekommen wäre. Aber auf der linken Seite des Lake Traverse, welche dem Weg, den wir eigentlich zu nehmen hätten, gegenüberlag, habe er einzeln stehende Hütten der Sioux bemerkt, und zu diesen wolle er seinerseits hinziehen.

Gerade westlich von diesem See, und etwa zwei Tagesreisen von ihm entfernt, erhebt sich ein Gebirge, O-ge-mawud-ju (das Hauptgebirge) genannt, und neben demselben

das Dorf, zu welchem die Bewaffneten gehörten, deren Spuren wir verfolgten. Als wir uns dem Gebirge näherten, hielten wir uns mehr und mehr auf unserer Hut, gingen nur in der Nacht vorwärts, und blieben am Tag in den Wäldern versteckt. Endlich waren wir bis auf wenige Meilen herangekommen, machten mitten in der Nacht Halt, und warteten auf die Dämmerung, denn gewöhnlich werden um diese Tageszeit die Überfälle und Angriffe gemacht. Als die Nacht schon weit vorgerückt war, nahm ein sehr angesehener Krieger, genannt die schwarze Ente, sein Pferd beim Zaum, ging auf das Dorf zu und versprach, mich zu begleiten. Bei Tagesanbruch erreichten wir den kleinen Hügel, der es unseren Feinden unmöglich machte, uns zu bemerken. Die schwarze Ente hob den Kopf behutsam empor und bemerkte, dass unfern von ihm zwei Männer umhergingen. Darauf stieg er den Hügel wieder etwas hinunter, schwenkte seine Decke in der Luft und gab auf diese Weise das mit den Chippewa verabredete Zeichen.

Sogleich rissen diese alle Kleidungsstücke herunter, und nach wenigen Augenblicken stand die ganze Gruppe völlig nackt neben der schwarzen Ente. Darauf schritten die Krieger lautlos aber schnell bis auf den Kamm des Hügels vorwärts und blieben dann im Angesicht des Dorfes stehen. Als die beiden Männer das sahen, flohen sie nicht etwa, sondern kamen ruhig auf uns zu und blieben vor unseren Häuptlingen stehen. Bei unserer letzten Rast hatten sie uns nämlich verlassen, ohne jemandem auch nur ein Wort zu sagen, um die Stellung des Feindes auszukundschaften. Allein sie fanden, dass das ganze Lager seit vielen Stunden schon verlassen war. Als wir ankamen, waren sie eben damit beschäftigt gewesen, zum Zeitvertreib die Wölfe, wel-

che in den verlassenen Wohnungen nach Fraß suchten, zu verjagen.

Bei dem Anblick der Männer hatte die ganze Schar das Sas-sah-kwi oder Kampfgeschrei angestimmt. Dasselbe ist scharf und durchdringend, schüchtert die Schwachen noch mehr ein und macht sie mutlos, während es die tapferen Krieger noch stärker zum Kampf anreizt. Auch übt es einen wunderbaren Einfluss auf die Tiere aus, wie ich dessen mehr als einmal selbst Zeuge gewesen bin. Ich habe gesehen, wie es einen Bison dermaßen in Furcht jagte, dass es kraftlos zu Boden fiel und nicht den geringsten Widerstand versuchte. Die Bären werden davon nicht selten so erschrocken, dass sie in ihre Höhle fliehen oder vom Baum herabfallen und gar nicht ans Entrinnen denken.

Die Häuptlinge, welche unsere Anführer waren, wollten indessen noch immer ihre Pläne nicht aufgeben, und wir folgten einen Tag, wie den anderen, den Spuren der Sioux. An den Stellen, wo sie gelagert hatten, fanden wir immer ihr Ko-sau-bun-zitsch-e-gun und sahen aus demselben, wie gut sie fortwährend von unserem Zug unterrichtet waren. Eben damals hatte unter unseren jungen Kriegern der Hang auszureißen, mehr als je um sich gegriffen. Die Häuptlinge suchten das Entweichen dadurch zu verhindern, dass sie zuverlässige Leute im Lager und während des Marsches aufstellten. Aber diese Maßregel, die man so häufig anwendet, sichert insgemein keinen wünschenswerten Erfolg. Ja, sie ist vielleicht gerade die Ursache, dass jenes Ausreißen noch mehr überhandnimmt, weil die jungen Krieger sich keinerlei Zwang antun lassen wollen. Sie wurden daher auch jetzt immer unruhiger, besonders seitdem wir, stets den Sioux nachsetzend, uns jenseits der Quelle

des Minnesota River befanden. Am oberen Lauf dieses Flusses haben die Handelsleute eine Niederlassung, wohin die Sioux sich geflüchtet hatten. Als wir noch eine Tagesreise von diesem Ort entfernt waren, bemerkte ich, dass Zaudern und Furcht sich unserer gesamten Gruppe bemächtigt hatte. Die Häuptlinge wollten junge Krieger aussenden, um von der Lage und Stellung des Feindes sich zu unterrichten. Allein kein junger Krieger trat vor, um sich anzubieten.

So blieben wir eine Weile liegen und gingen weder vor noch rückwärts. Diese Gelegenheit wurde benutzt, um denen aus der Not zu helfen, welchen es an Mokassins oder anderen notwendigen Erfordernissen mangelte. Jeder, dem es auf einem Kriegszug an Mokassins, Pulver und Kugeln fehlt, oder an irgendeiner anderen gleich unentbehrlichen Sache, nimmt eine Probe des Gegenstandes, der ihm ausgegangen ist, in die Hand. Will er Mokassins haben, dann zieht er nur einen an und lässt den anderen Fuß unbedeckt. So geht er im Lager umher und bleibt ein Paar Minuten bei dem stehen, welcher seiner Ansicht zufolge imstande ist, ihm aus der Verlegenheit zu helfen. Er braucht kein Wort zu sagen, denn insgemein teilen die, welche Vorrat haben, gern. Bekommt er aber nichts, so geht der Anführer von Mann zu Mann, und nimmt das, was jener braucht, denen ab, welche am reichlichsten damit versorgt sind. Bei solchen Gelegenheiten erscheint der Anführer in vollständigem Kriegerschmuck und hat zwei oder drei junge Krieger als Begleiter.

Nachdem wir zwei Tage unweit von der Niederlassung des Handelsmannes still gelegen hatten, kehrten wir endlich um, gaben aber unsere Absichten doch noch nicht völlig auf, sondern zogen uns in die Nähe des Hauptgebirges,

in der Hoffnung, dort auf einige unserer Feinde zu stoßen. Wir hatten eine so große Anzahl von Pferden, und unsere jungen Krieger trieben sich so sorglos und geräuschvoll umher, dass wir gar nicht hoffen durften, ihnen nahe zu kommen. Deshalb hielten wir uns auch nicht lange mehr auf. Während unseres Rückzuges bemerkten wir, dass wir auf der Ebene von einer etwa hundert Mann starken Sioux-schar verfolgt wurden.

Am Ufer des Gaunenoway, eines beträchtlichen Flusses, der im Hauptgebirge entspringt, und sich in den Red River ergießt, hatte Pe-schau-ba in einer mehrere Tagesreisen vom Lake Traverse entfernten Gegend, Streit mit einem Chippewa, namens Ma-me-no-guaw-sink, wegen eines Pferdes, das ich den Cree weggenommen hatte, welche Freunde des Chippewa waren. Jene hatten mir, wie gesagt, vor längerer Zeit mein Roß gestohlen. Der genannte Mann, welcher einmal einen Cree ums Leben gebracht hatte, suchte jetzt Gelegenheit, sich Freunde unter diesem Volk zu erwerben. Als ich eines Tages mit Pe-schau-ba unweit von der Hauptmasse unseres Zuges entfernt war, und das Pferd, dessen ich mich bemächtigt hatte, führte, kam Mame-no-guaw-sink mit einigen seiner Freunde heran und forderte die Herausgabe des Tieres. Pe-schau-ba aber schlug sein Gewehr an, hielt ihm den Lauf gegen die Brust und schüchterte ihn durch Tadel und Drohungen dermaßen ein, dass er von seinem Begehren Abstand nahm. Die Ottawa, es waren ihrer zehn, machten Halt, und stellten sich, den Pe-schau-ba an der Spitze in der Hinterhut auf, um jeden ferneren Streit dieses Pferdes wegen zu verhindern. Keiner von ihnen riet zur Wiederherausgabe des Pferdes.

Vier Männer, die zu unserem Zug gehörten, gingen in vier Tagen vom Hauptgebirge nach Pembina. Die Hauptmasse aber brauchte dazu zehn Tage, obschon wir größtentheils beritten waren. Einer von jenen vieren war ein alter Ottawa, Wau-gun-uk-kezze, oder der krumme Baum. Als ich bei Pembina ankam, wurde mir mitgeteilt, dass meine Familie zu der Mündung des Assiniboine abgereist sei. Unsere Gruppe hatte sich jetzt fast ganz zerstreuet, fast alle meine Freunde hatten mich bei Pembina verlassen, und mein Pferd war mir während der Nacht gestohlen worden. Ich wusste recht gut, wer es mir genommen hatte. Der Mann, welcher es getan hatte, lagerte unweit von mir, und deshalb machte ich mich früh am Morgen, gut bewaffnet, auf den Weg, um mein Pferd wieder wegzunehmen. Allein unterwegs traf ich Pe-schau-ba, der ohne mich gefragt zu haben, begriff, was ich wollte, und mir ausdrücklich verbot, einen Schritt weiter zu gehen.

Pe-schau-ba war recht gut und hatte auf die Gruppe einen großen Einfluss. Zwar hätte ich seinem Gebot nicht zu folgen gebraucht, ich wollte es aber tun und kehrte mit ihm um. Ich hatte keine Mokassins mehr und war über den Verlust meines Pferdes so betrübt, dass ich nichts essen konnte. Als ich zwei Tage nach meinem Aufbruch von Pembina bei den meinen, die ich ganz abgehungert fand, ankam, waren meine Beine aufgeschwollen und geschunden. Drei Monate hatte meine Abwesenheit gedauert, drei lange Monate voller Beschwerlichkeiten, und ohne irgendein Ergebnis.

Ich musste unverzüglich auf die Jagd gehen, und doch hatten meine Füße dermaßen gelitten, dass ich die peinlichsten Schmerzen duldete, wenn ich nur aufrecht stehen wollte. Glücklicherweise schoss ich bald, nachdem ich aus

der Hütte gegangen war, ein Moosetier. Es war am Tag nach meiner Ankunft, und ein Paar Stunden nachher fiel zwei Fuß tief Schnee, sodass ich nun Wild in Menge erlegen konnte.

Einundzwanzigstes Kapitel

Kurze Zeit nach meiner Rückkehr erfuhr ich, dass die Assiniboine sich überall damit groß taten, sie hätten mir mein Pferd gestohlen. Als ich eben Vorbereitungen traf, um es ihnen wieder abzunehmen, gab mir ein Chippewa, welcher mehrmals in mich gedrungen war, ich sollte dergleichen doch nicht tun, ein Pferd, unter der Bedingung, meinen Vorsatz aufzugeben. So sprach ich denn längere Zeit nicht mehr von der ganzen Geschichte.

Den Winter über hielt ich mich an der Mündung des Assiniboine auf und ging dann zum großen Waldfluss, um an dessen Ufer Zucker zu ernten. Dort hörte ich, dass die Assiniboine sich noch immer groß damit machten, dass sie mir mein Pferd weggenommen hätten. Endlich gelang es mir, Wa-me-gon-a-biew dahin zu bringen, dass er sich geneigt erklärte, mich auf einem Zug zu begleiten, dessen Zweck kein anderer war, als die Wiedererlangung meines Pferdes. Nachdem wir vier Tage unterwegs gewesen waren, kamen wir in die Nähe des ersten Dorfes der Assiniboine, das etwa zehn Meilen vom Kontor am Moose River entfernt lag, und aus dreißig, aus Fellen und Häuten errichteten Hütten bestand. Die Assiniboine witterten uns aber schon aus, ehe wir dicht ans Dorf gelangen konnten, denn sie,

eine Gruppe, welche sich von den Sioux getrennt und den Chippewa angeschlossen hatte, fürchteten ohne Unterlass, von ihren alten Stammesgenossen angegriffen zu werden, und stellten deshalb immer Späher aus, die jeden, der sich näherte, beobachteten. Der Streit, welcher die Trennung der Assiniboine von den Bwoir-nugs (d. h. Leuten, die etwas braten oder den Braten wenden), denn so werden die Sioux von den Chippewa genannt, zur Folge hatte, entstand wegen einer Frau und war damals noch nicht sehr lange her. Zu jener Zeit lebten aber so viele Chippewa und Cree unter ihnen, dass sie fast alle die Sprache der Chippewa verstanden, und doch wich ihr Dialekt bedeutend davon ab, denn er ist fast von Wort zu Wort jener der Sioux.

Unter den Männern, welche uns entgegen kamen, befand sich auch Ma-me-no-gnaw-sink, derselbe, welcher vor einigen Monaten meinerwegen einen Streit mit Pe-schau-ba gehabt hatte. Als er nahe bei uns war, fragte er, was wir hier machen wollten.

Ich gab ihm zur Antwort: »Die Pferde, welche die Assiniboine uns gestohlen haben, wollen wir wiederholen.«

»Dann ist es besser«, entgegnete er mir, »dass ihr wieder umkehrt, wie ihr gekommen seid, denn wenn ihr ins Dorf geht, so kostet es euch eure Haut.«

Ich achtete auf diese Drohungen nicht weiter, und fragte nach Ba-gis-kun-nung, dessen Familie unsere Pferde gestohlen hatte. Sie sagten mir, Genaueres könne man mir über ihn nicht sagen, denn nach der Rückkehr vom Kriegszug wären Ba-gis-kun-nung und seine Söhne zu den Mandan gegangen und noch nicht wieder heimgekehrt. Gleich nach ihrer Ankunft bei den Mandan hatte der frühere Besitzer meiner Stute dieselbe wieder erkannt, und sie dem

Sohn Ba-gis-kun-nungs abgenommen. Der aber stahl, um sich zu entschädigen, ein schönes, schwarzes Pferd und machte sich damit aus dem Staub. Seitdem hatte man von ihm weiter nichts gehört.

Wa-me-gon-a-biew, den ein solcher Empfang entmutigte und vielleicht einschüchterte, wollte mich überreden, die Sache doch ja nicht weiter zu treiben, und verließ mich, um allein nach Hause zu gehen, als er sah, dass ich unerschütterlich blieb. Mir war der Mut keineswegs vergangen und ich wollte lieber alle Lagerplätze und Dörfer der Assiniboine durchsuchen, als ohne mein Pferd zurückkommen. So begab ich mich denn zum Kontor am Moose River, wo ich Ursache und Zweck meiner Reise erzählte. Ich bekam dasselbst zwei Pfund Pulver, dreißig Kugeln, mehrere Messer und verschiedene geringfügige Gegenstände. Auch beschrieben sie mir den Weg, den ich zu nehmen hatte, um zum nächsten Dorf zu gelangen. Als ich über eine sich weit ausdehnende Prärie ging, sah ich noch in ziemlich weiter Entfernung etwas auf der Erde liegen, das wie ein Stumpf von einem Baumstamm aussah. Da ich aber nicht begreifen konnte, wie der gerade an jene Stelle gekommen war, wenn ihn nicht irgendjemand dort hingebracht hätte, so dachte ich, es möchte vielleicht irgendein Kleidungsstück sein oder wohl gar ein Mensch, der hier auf der Reise oder auf der Jagd gestorben war.

Ich näherte mich diesem Gegenstand mit der äußersten Vorsicht und sah nun bald, dass es ein Mensch war, der sich auf den Bauch gelegt hatte, ein Gewehr in der Hand hielt, und den wilden Gänsen auflauerte. Er blickte in eine ganz andere Richtung, als in die, von wo ich kam. So befand ich mich bereits dicht bei ihm, ohne dass er mich be-

merkt hatte, als er aufsprang und auf mehrere Gänse Feuer gab. Da rannte ich auf ihn ein. Die kleinen Glocken und der Silberschmuck, den ich trug, machten ihn auf mich aufmerksam, aber ich packte ihn so schnell, dass er keinen Widerstand leisten konnte, denn sein Gewehr hatte er ja abgefeuert. Als er sah, dass er sich in meiner Gewalt befand, rief er: »Assiniboine!«

Ich antwortete: »Chippewa!«

Wir waren beide sehr zufrieden miteinander, da wir sahen, dass es sich freundlich durchkommen ließ. Allein wir redeten jeder eine andere Sprache und konnten uns mit Worten nicht verständigen. Deshalb deutete ich ihm durch Zeichen an, er möge sich setzen, und das tat er denn auch. Ich überreichte ihm eine Gans, die ich kurz vorher geschossen hatte. Nachdem wir ein Weilchen uns ausgeruht hatten, gab ich ihm zu verstehen, dass ich ihn zu seiner Hütte begleiten wollte.

Als wir etwa zwei Stunden gegangen waren, befanden wir uns im Angesicht seines Dorfes, und er trat, vor mir hergehend, in seine Hütte ein. Ich war dicht hinter ihm und sah, dass ein Greis und eine alte Frau mit ihren Decken sich den Kopf verhüllten, während mein Führer unverzüglich in einen kleinen Verschlag oder ein Nebengemach schlüpfte, das eben groß genug für eine Person war, die sich darin vor den Blicken der übrigen Familienglieder verbergen konnte. In dieses abgesonderte Zimmer brachte seine Frau ihm das Essen, und er blieb, ohne sich sehen zu lassen, darin sitzen, auch wenn er mit den anderen sprach. Sobald er herausgehen wollte, sagte seine Frau es den Alten, die dann ihr Gesicht verhüllten. So wurde es immer gehalten, auch wenn er wieder in die Hütte trat.

Diese Sitte wird von allen verheirateten Männern unter den Assiniboine genau beobachtet. Auch ist, wie ich glaube, unter den Bwoir-nug oder wie sie sich selbst nennen, Dakota, dasselbe der Fall. Dass sie bei den Omaha am Missouri herrscht, ist bekannt. Sie ist aber nicht bloß auf den Verkehr zwischen dem Mann, dem Vater und Frauen beschränkt, sondern dehnt sich auch auf Vettern und Muhmen aus, und es ist Schuldigkeit für den Mann und die Eltern seiner Frau, zu vermeiden, dass sie einander sehen. Wenn ein Mann in eine Hütte tritt, in welcher sich sein Schwiegervater befindet, dann verhüllt dieser Letztere das Gesicht, bis jener wieder fortging. Die jungen Männer haben, solange sie in der Familie ihrer Frauen bleiben, einen kleinen abgesonderten Verschlag, der von dem übrigen Teil der Hütte durch Matten oder Felle geschieden ist. Ja, die junge Frau bringt in demselben die Nacht zu, und am Tag ist sie die Mittelsperson zwischen denen, die einander nicht sehen dürfen. Es ist selten, dass ein Mann den Namen seines Schwiegervaters ausspricht, wenn es überhaupt vorkommt, denn das würde als eine Ungehörigkeit und ein großer Mangel an Achtung angesehen werden. Bei den Chippewa herrscht dieser Brauch nicht, und sie betrachten ihn als eine sehr lästige Torheit.

Die Inhaber dieser Hütte behandelten mich sehr gütig. Das Getreide war in jener Gegend äußerst selten. Dennoch kochten sie etwas von ihrem geringen Vorrat und gaben es mir. Der junge Mann erzählte ihnen, welchen Schreck ich ihm auf der Prärie eingejagt hätte, und sie lachten alle herzlich darüber. Das Dorf bestand aus fünfundzwanzig Hütten. Ich konnte aber, trotz aller meiner Fragen, von niemandem erfahren, wo sich zu jener Zeit Ba-gis-kun-nung auf-

hielt. Etwa eine Tagesreise entfernt lag ein anderes Dorf, und dorthin machte ich mich nun auf den Weg, in der festen Hoffnung, mehr Glück mit meinen Nachforschungen zu haben.

Als ich mich beinahe am Ziel meiner Wanderung befand, sah ich Gänse auffliegen. Ich schoss nach ihnen und eine davon fiel mitten zwischen einem Haufen Assiniboine nieder. Da ich unter denselben einen bejahrten Mann bemerkte, der sehr elend aussah, so deutete ich ihm durch Zeichen an, er solle sie aufheben und behalten. Ehe er aber das tat, trat er zu mir heran und bezeugte mir seine Dankbarkeit auf eine Weise, die mir ganz neu war. Er legte nämlich seine beiden Hände auf meinen Kopf, strich damit mehrmals über mein schlicht auf die Schultern herabhängendes Haar und richtete in seiner Sprache Worte an mich, die ich nicht verstand. Dann erst nahm er die Gans und deutete mir durch wohl verständliche Zeichen an, ich möchte mit ihm kommen und, solange ich im Dorf mich aufhielte, unter seinem Dach leben. Während er unser Mahl zubereitete, ging ich von Hütte zu Hütte und musterte alle Pferde durch. Das meine fand ich aber nicht. Einige junge Männer, die mich begleiteten, schienen ganz freundlich mir gegenüber gestimmt zu sein. Indessen warf sich einer derselben, als ich den Weg zum nächsten Dorf einschlug, auf ein gutes Pferd und sprengte fort, um meine Ankunft zu melden. Als ich nun dorthin kam, bekümmerte sich niemand um mich, und alle taten, als merkten sie gar nicht, dass ich da sei. Mit dieser Bande Assiniboine hatte ich nie im geringsten Verkehr gestanden. Ich sah aber wohl, dass jemand sie gegen mich eingenommen hatte. Der Häuptling, den sie Kahogemaw-weet Assiniboine, d. h. den Assiniboine-Häuptling

nannten, war ein ausgezeichnete Jäger. Einige Zeit nachher blieb er einmal ungewöhnlich lange auf der Jagd. Seine Krieger verfolgten seine Spur und fanden ihn endlich tot auf der Prärie liegen. Er war von einem grauen Bären angegriffen und getötet worden.

Da ich sah, dass ich bei dieser Bande gastliche Aufnahme nicht erwarten durfte, so trat ich in keine Hütte ein und besah mir bloß die Pferde, immer in der Hoffnung, meinen Gaul endlich zu finden. Ich hatte viel von der Schönheit und Schnelligkeit eines jungen Pferdes, das der Häuptling besaß, erzählen hören, und wusste, als man es mir näher beschrieben hatte, gleich, woran ich war. Ich trug eine lange Leine unter meiner Decke. Die warf ich dem Pferd geschickt um den Hals und eilte dann wie im Flug davon. Das ungastliche Benehmen der Bewohner jenes Dorfes hatte mich zu dieser Tat aufgereizt. Sie geschah nicht etwa aus Vorbedacht, sondern ich folgte nur einer augenblicklichen Eingebung. Als wir beiden, das Pferd und ich, anfangen, den Atem zu verlieren, hielt ich endlich an und sah mich um. Die Hütten der Assiniboine waren kaum sichtbar und kamen mir vor wie kleine Flecken, die weit entfernt in einer Prärie liegen.

Jetzt fiel es mir ein, dass ich nicht gut getan hatte, auf solche Weise das Lieblingspferd eines Mannes wegzunehmen, der wohl die gewöhnlichen Pflichten der Gastfreundschaft, die man einem Fremden schuldig ist, hinten angesetzt, aber mir doch nicht geradezu Böses getan hatte. Ich sprang ab und stieß das Pferd los. Aber da sah ich, dass etwa dreißig oder vierzig Assiniboine in vollem Galopp auf mich zukamen, die ich bisher, weil ein Hügel sie meinem Blicken entzog, nicht hatte sehen können. Sie waren mir schon ganz

nahe, und ich hatte kaum noch Zeit, in ein unweit von mir liegendes Nussbaumgebüsch zu fliehen. Sie suchten hin und her, fanden mich aber nicht, und ich konnte mich gut verstecken. Zuletzt stiegen sie vom Pferd und stöberten überall umher. Einige gingen ganz dicht an mir vorüber, aber ich lag so sicher, dass ich alles sehen konnte, ohne mich auch nur der geringsten Gefahr auszusetzen. Ein junger Mensch stellte sich ganz nackt hin, als wenn er ins Gefecht gehen wollte, stimmte den Kriegsgesang an, legte sein Gewehr beiseite, nahm eine Keule zur Hand und kam gerade auf die Stelle los, wo ich mich verborgen hatte. Er trat bis auf etwa zwanzig Schritte zu mir heran. Meine Flinte war geladen, und ich zielte auf sein Herz. Da drehte er um. Wahrscheinlich hat er mich nicht bemerkt. Indessen der Gedanke, von einem gut bewaffneten Feind beobachtet zu werden, mochte wohl seinen Entschluss wankend gemacht haben. Sie suchten nach mir bis gegen Abend und nahmen dann des Häuptlings Pferd wieder mit in ihr Dorf.

Hoch erfreuet darüber, dass ich dieser drohenden Gefahr so glücklich entgangen war, machte ich mich eiligst auf den Weg nach Hause, ging ununterbrochen Tag und Nacht vorwärts und langte in der dritten Nacht beim Kontor am Moose River an. Die Handelsleute sagten mir, es sei töricht von mir gehandelt, dass ich das Pferd des Häuptlings nicht mitbrachte. Sie hätten es sehr rühmen hören, und würden mir ein gutes Stück Geld dafür gegeben haben.

In einem Assiniboinedorf, das etwa zwanzig Meilen von diesem Kontor entfernt liegen mag, wohnte einer meiner Freunde, namens Be-na (der Fasan), und diesen hatte ich beiläufig ersucht, er möge doch während meiner Abwesenheit zusehen, ob er mein Pferd wieder finden oder die Ge-

gend, in welcher Ba-gis-kun-nung sich aufhielte, ausfindig machen könnte. Den besuchte ich, und er führte mich ohne Weiteres in eine kleine Hütte, die von zwei alten Frauen bewohnt wurde. Durch die Ritzen und Spalten dieser Hütte zeigte er mir die, in welcher Ba-gis-kun-nung mit vieren seiner Söhne lebte. Ihre Pferde weideten in der Nähe der Hütte, und eines davon erkannten wir als den hübschen, schwarzen Gaul, den sie bei den Mandan für mein Tier eingetauscht hatten. Wa-me-gon-a-biew war im Kontor gewesen und zurückgekommen, um mich in diesem Dorf bei den Söhnen eines von Taw-ga-we-ninnes Brüdern zu erwarten, die folglich seine Vettern waren, und mit ihm im freundschaftlichsten Verkehr standen. Er hatte dem Ba-gis-kun-nung ein gutes Gewehr, einen Häuptlingsanzug und alles, was er bei sich trug, für das Pferd geboten. Dieses tadelte ich sehr lebhaft und sagte ihm, dass, wenn Ba-gis-kun-nung jene Geschenke angenommen hätte, daraus für mich der unangenehme Umstand sich ergeben haben würde, dass ich mich sowohl dieser als auch des Pferdes hätte wieder bemächtigen müssen.

Ohne weiteren Anstand ging ich nun zu Ba-gis-kun-nung und sagte ihm: »Ich brauche ein Pferd.«

»Ich kann dir keins geben«, gab er mir zur Antwort.

»Nun, dann muss ich mir eins nehmen.«

»Dann töte ich dich.«

Als er so sprach, ging ich in Be-nas Hütte zurück und traf die nötigen Vorbereitungen, um am nächsten Morgen abreisen zu können. Be-na gab mir eine frische Bisonhaut, die ich statt eines Sattels auflegen sollte, und ein altes Weib verkaufte mir einen Riemen, dessen ich mich als Halfter und Zügel zu bedienen gedachte, denn die meinen waren

mir mit dem Pferd des Häuptlings abhandengekommen. Nachts begab ich mich in die Hütte unserer Vettern, und am andern Morgen ganz früh in die Wohnung Be-nas, der noch schlief. Ich besaß eine noch sehr gute neue Decke. Die breitete ich über ihn hin und machte mich alsdann, ohne das geringste Geräusch zu verursachen, mit Wa-me-gon-a-biew auf den Weg.

Als wir der Hütte des Ba-gis-kun-nung nahe kamen, sahen wir seinen ältesten Sohn auf der Schwelle der Hütte sitzen. Er bewachte die Pferde. Wa-me-gon-a-biew wollte mir abraten und sagte, ich möchte keins davon nehmen, weil sie uns doch sehen könnten und dann zu gewaltsamen Maßregeln gegen uns ihre Zuflucht nehmen würden. Ich gab ihm für den Augenblick nach, doch nur um etwa zweihundert Ruten weit zu gehen und unser Gepäck abzulegen. Dann wollte ich wieder umkehren, und mich des Pferdes bemächtigen. Als ich meine Last abgelegt hatte, fing Wa-me-gon-a-biew, als er sah, dass mein Entschluss ganz fest stand, an, vorauszulaufen, während ich unverzüglich wieder umkehrte und zum Dorf ging. Als Ba-gis-kun-nungs Sohn mich erblickte, schrie er aus Leibeskräften. Ich verstand aber nur die Worte Wah-kah-towah und Schoon-ton-gah (Chippewa und Pferd). Ich schloss daraus, dass er sagte: Ein Chippewa stiehlt ein Pferd, und antwortete, Kwah-ween-gwautsch Chippewa (nicht ganz und gar Chippewa). Plötzlich war das ganze Dorf in Bewegung. Aus dem Benehmen der Meisten, die nun zusammenliefen, konnte ich keineswegs deutlich abnehmen, ob sie entschlossen waren, sich in das, was vorging, einzumischen und handelnd dabei aufzutreten oder nicht. Die Haltung meines Freundes Be-na und einer großen Anzahl von Cree, welche bei ihm

waren, gab mir Mut. Nur allein Ba-gis-kun-nungs Familie zeigte sich mir offenbar feindselig.

Ich war dermaßen aufgeregt, dass ich nicht mehr fühlte, ob meine Füße auf der Erde standen, aber erschrocken und furchtsam war ich nicht, wie ich glaube. Als ich dem schwarzen Pferd meinen Halfter über den Kopf gezogen hatte, zauderte ich, es zu besteigen, weil ich dadurch einen Augenblick am Gebrauch meiner Waffen gehindert werden musste und mich der Gefahr aussetzte, von hinten her angegriffen zu werden. Endlich erwog ich, dass jeder Anschein von Unentschlossenheit auf alle Anwesenden den ungünstigsten Eindruck machen würde, und wollte auf das Pferd springen. Allein mein Anlauf war zu stark, mein Sprung zu heftig gewesen, und so stürzte ich auf der anderen Seite der Länge nach zu Boden, mein Gewehr in der einen, Pfeile und Bogen in der anderen Hand haltend. Schnell raffte ich mich wieder auf und blickte umher, um zu sehen, wie meine Gegner und Feinde sich wohl benähmen. Alle Anwesenden lachten laut auf, die Familie Ba-gis-kun-nungs ausgenommen. Da fasste ich mir wieder ein Herz und stieg entschlossen auf das Pferd, denn ich dachte, wenn sie einen offenen Angriff gegen mich im Schilde führten, so würden sie den Augenblick, da ich am Boden lag, benutzt haben, und nicht einen solchen, wo ich imstande war, ihnen Widerstand, und zwar gefährlichen, zu leisten. Das laute, aus voller Brust kommende Lachen der Indianer war mir auch Zeugnis genug dafür, dass keineswegs alle an meinem Vorhaben Ärgernis nahmen.

Als ich mit meinem Pferd fortgesprengt war, kam mir bald Wa-me-gon-a-biew wieder zu Gesicht. Er verfolgte seinen Weg wie ein aufgejagter Truthahn. Als ich ihn ein-

geholt hatte, sprach ich: Mein Bruder, du bist doch wohl ermüdet, ich will dir mein Pferd borgen.«

Und so setzten wir unseren Weg fort. Endlich kamen zwei Reiter aus dem Dorf hinter uns her gesprengt. Da wurde Wa-me-gon-a-biew ängstlich, wollte weglaufen und es mir überlassen, mich so gut aus der Verlegenheit zu bringen, wie ich konnte. Ich bemerkte aber seine Absicht und hieß ihn vom Pferd zu steigen. Das tat er auch und lief nun wieder vorwärts, so schnell ihn seine Beine trugen.

Als die beiden Männer nur noch etwa eine halbe Meile weit von mir entfernt waren, wandte ich mein Pferd um, hielt an und sah gerade auf sie zu. Sie machten gleichfalls halt. Ich schaute mich um und bemerkte, dass Wa-me-gon-a-biew sich im Gebüsch verborgen hatte. Wir, die beiden Reiter und ich, blieben in dieser Position bis gegen Mittag. Die Bewohner des Dorfes standen zahlreich versammelt auf einem Hügel, der sich unweit von den Hütten erhob, um zu sehen, wie die Sache ablaufen würde.

Die beiden Söhne Ba-gis-kun-nungs waren endlich des Harrens und Wartens überdrüssig. Sie traten auseinander und kamen jeder von einer verschiedenen Seite her auf mich zu. Ich war aber auf der Hut, denn ich sah wohl, dass sie meine Aufmerksamkeit teilen wollten, um mir desto sicherer einen Flintenschuss beibringen zu können. In zwei Absätzen kamen sie mir immer näher, um mir den Rückzug abzuschneiden. Ich wurde endlich dieser Geschichte, bei der sie sich offenbar feige benahmen, überdrüssig, ließ mein Pferd im Galopp ansprengen und ritt gerade auf sie zu. Da rissen sie aus und flohen dem Dorf zu. Bei diesem Vorfall bewies sich Wa-me-gon-a-biew noch mehr als herzloser Prahler wie andere Male. Zum Glück für mich wa-

ren die Häuptlinge und alle geachteten Männer der Bande, welcher Ba-gis-kun-nung angehörte, entzückt von meinem Unternehmen, denn dieser Mensch und seine Söhne galten als Ruhestörer und Taugenichtse. Wäre dem nicht so gewesen, so würde ich, da Wa-me-gon-a-biew mich völlig im Stich ließ, sicherlich meinen Zweck nicht erreicht haben.

Ich ritt also meines Weges, und mein Bruder kam in demselben Augenblick aus seinem Versteck hervor. In jener Nacht erreichten wir die Hütte unseres alten Freundes Waw-so, der lange Zeit bei Pe-schau-ba gelebt hatte. Ich brachte mein Pferd tief in den Wald, wo es sicher war, und bat Wa-me-gon-a-biew, ja dem Waw-so nichts von dem zu sagen, was vorgefallen war. Aber mitten in der Nacht, als ich im Schlaf lag, erzählte er alles haarklein, was gestern geschehen war. Der Alte lachte hell auf, als er hörte, dass ich hingestürzt wäre, und von diesem Gelächter wachte ich auf.

Am anderen Morgen machten wir uns auf den Weg nach Ko-te-kwaw-wi-ah-we-se-be, wo ich meine Familie hatte. Damals besaß ich zwei Pferde und versprach daher einem meiner Freunde, der mir begegnete, eins davon zu geben. Da er aber unterwegs war und eben von seiner Wohnung herkam, so wollte er es mir erst abnehmen, wenn er wieder heimgekommen sein würde. Inzwischen starb das Tier infolge eines Blutsturzes, und so hatte ich nur noch das schwarze, welches ich Mandan nannte. Das Pferd war mir sehr teuer. Als aber der Mann kam, konnte ich nicht umhin, es ihm zu geben. Meine Frau schrie darüber laut auf, und ich trennte mich nur mit tiefer Betrübnis von einem so herrlichen Ross.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Etwa drei Monate nachher schickten die Cree Tabak an die Chippewa, um sie dadurch zu veranlassen, sich, gleich ihnen selbst, den Mandan anzuschließen, um einige Bwoir-nug , die am Missouri wohnten, anzugreifen. Damals ließ mir Ba-gis-kun-nung sagen, er gäbe mir den Rat, mich ja von diesem Zug fernzuhalten. Er hätte es auf mein Leben abgesehen, und ich wäre verloren, wenn ich in seine Nähe käme. Ich achtete aber nicht darauf.

In sechs Tagen begab ich mich zum Schildkrötenberg, wo sich die Cree in großer Anzahl versammelten. Als ich hier einen Monat lang gewartet hatte, kam Wa-ge-to-te mit etwa sechzig Mann angezogen. Wir, im Ganzen acht Männer, schlossen uns ihm an, und gaben alle Lebensmittel, deren wir nur irgend entbehren konnten, ihm und seinen Leuten, denn sie hatten seit einiger Zeit gar nichts genossen. Bald aber kam auch die Not an uns selbst. Nachdem wir einige Tage vorwärts gezogen waren, wurden zwanzig bis dreißig junge Krieger aufgeboten, die auf Bisons Jagd machen sollten. Wa-ge-to-te bestand darauf, ich sollte mit ihnen gehen. Ich schlug es aber ab.

Er wiederholte indessen seine Bitte, nahm mir endlich mein Gepäck von den Schultern und sprach: »Jetzt, mein Vetter, kannst du gehen, ich will dein Gepäck tragen, bis du wieder kommst.«

Ich entfernte mich zwar nicht weit, hatte aber das Glück, ein Elentier zu erlegen, über welches die Indianer gleich ausgehungerten Wölfen herfielen, sodass nach wenigen

Augenblicken kein Bissen mehr davon übrig war. Und doch hatte kaum die Hälfte der Anwesenden, die alle dem Hungertod nahe waren, etwas davon bekommen.

Die zwanzig Jäger kamen heim, ohne das Geringste geschossen zu haben. Die meisten meiner Gefährten wurden so matt und schwach, dass viele nicht weitergehen konnten und zurückbleiben mussten. Viele Tage lang hatten wir weiter nichts zu essen, als Wurzeln der Me-tush-koo-she-min-Pflanze, welche man genießen kann. Die Engländer nennen dieselbe Grass berry, die Franzosen pomme-blanche.

Ich selbst war sehr hinfällig. Da weckte mich einstmals mitten in der Nacht, während alle schliefen, ein alter Mann, der mit meiner Frau verwandt war, auf, und steckte mir etwas Pemmikan zu, den er bisher sorgfältig zu verbergen gewusst hatte. Diese Nahrung kam gerade zur rechten Zeit. Sie stärkte mich wieder etwas, und ich vermochte den Schildkrötenberg zu erklimmen, was von uns nur etwa die Hälfte aller Männer konnten. Von denen, welche ihrer Mattigkeit und Schwäche wegen zurückbleiben mussten, kamen nachher einige wieder zu uns. Andere kehrten nach Hause zurück, und von mehreren hat man seitdem gar nichts wieder gehört.

Die Assiniboine und Cree, welche wir auf dem Sammelplatz zu finden gedachten, hatten denselben schon seit einiger Zeit verlassen. Wir folgten daher ihren Spuren und trafen einige Tage später mit ihnen zusammen, als sie eben von ihrem Feldzug zurückkehrten. Sie erzählten, dass sie eben im Dorf der Mandan angekommen wären, als die Sioux heranzogen, um dasselbe anzugreifen.

Der Mandanhäuptling hatte ihnen gesagt: »Meine Freun-

de, diese Sioux sind hierher gekommen, um mein Feuer auszulöschen. Sie wissen nicht, dass Ihr da seid. Sie sind nicht auf einem Zug gegen Euch begriffen. Weshalb soll also Euer Blut in diesem Kampf fließen? Bleibt also in meinem Dorf. Ihr werdet sehen, dass wir Männer sind und keine Unterstützung brauchen, wenn wir vor unseren Türen streiten.«

Das Dorf der Mandan war mit zugespitzten Pfählen umzäunt. Die Sioux kämpften einen ganzen Tag lang in der Nähe. Es wurde Waffenstillstand geschlossen, und der Häuptling der Mandan sprach, ohne aus der Umzäunung hervorzutreten, zu den Sioux: »Verlasst das Dorf oder ihr werdet erleben, dass unsere Freunde, die Chippewa über euch herfallen. Sie haben sich den ganzen Tag über ausgeruht und sind kampflustig und frisch.«

Die Sioux antworteten: »Das ist von eurer Seite Großprahlerei. Damit wollt ihr eure Schwäche bemänteln. Ihr habt keine Chippewa bei euch. Hättet ihr deren aber auch Hunderte, so würden wir uns doch vor ihnen nicht fürchten. Die Chippewa sind Weiber, und wäre euer ganzes Dorf von ihnen voll, so wäre das für uns eine Veranlassung mehr, schnell in dasselbe einzudringen.«

Die Cree und Assiniboine ärgerten sich über diese Schmähungen und griffen die Sioux an, welche in der größten Unordnung davonflogen.

Die Chippewa hatten zwar keinen Anteil am Kampf genommen, erhielten aber doch mehrere Schädelhäute (Skalpe), welche an diesem Tag erbeutet wurden. Eine davon fiel unserem Häuptling Wa-ge-to-te zu, obwohl er mehrere Tagesreisen weit vom Kampfplatz entfernt war. Er nahm sie mit nach Hause. Als wir auf dem Rückweg uns dem

Schildkrötenberg näherten, hatten wir alle erschrecklich vom Hunger zu leiden, und einige von uns konnten wirklich nicht mehr von der Stelle kommen. Deshalb mussten wir liegen bleiben, und unserer vier, die wir noch einigermaßen bei Kräften waren, gingen auf die Jagd, nämlich ein alter Mann, namens Gitsch-e-weesh (die Hütte des großen Bibers), zwei junge Krieger und ich.

Der Alte war sehr aufgeregt und fest überzeugt, dass er etwas schießen würde. »Als ich noch jung war«, sprach er zu uns, »hatte ich einmal drei Tage lang nichts gegessen. Da kam der große Geist zu mir und sagte: ›Ich habe deinen Schrei gehört. Ich will nicht, dass du fernerhin schreist und dich so sehr beklagst. Wenn du jemals dem Hungertod nahe bist, dann rufe nach mir. Ich will dich erhören und dir etwas geben.‹ Ich habe ihn seitdem noch nie an sein Versprechen erinnert. Diese Nacht aber habe ich unablässig gebetet und gesungen, und bin daher überzeugt, dass der große Gott in seiner Güte mir sein Wort halten wird.«

Wir machten uns demnach in aller Frühe auf den Weg und verteilten uns auf der Jagd. Ich streifte den ganzen Tag umher, ohne ein Stück Wild zu sehen, war aber freilich auch so schwach, dass ich nur eine kleine Strecke zurücklegte. Erst spät kam ich wieder, die beiden jungen Krieger waren vor mir heimgekommen. Alle fand ich in Verzweiflung. Aber der alte Gitsch-e-weesh war noch nicht da und langte erst spät mit einer schweren Tracht Fleisch beladen an. Ich musste dasselbe in gleiche Teile zerlegen und jedem Einzelnen reichen, was ihm zukam. Am anderen Morgen begaben wir uns zu dem Platz, wo er ein Moosetier erlegt hatte. Was noch übrig war, wurde bald verzehrt.

Unweit von dieser Stelle entdeckte Wa-me-gon-a-biew

eine Menge von Gegenständen, welche eine Gruppe Assiniboine hier als Medizinopfer zurückgelassen hatte. Was man in dieser Absicht zurücklässt, wird Metai Sas-sah-ge-witsch-e-gun oder Puk-ketsch-e-gun-nun genannt, und der erste beste Stamm, welcher mit denen, die solch ein Opfer gebracht haben, befreundet ist, darf sich dasselbe aneignen. Aber die Opfer, welche in der Absicht dargeboten wurden, um sich den Erfolg eines Feldzuges zu sichern, dürfen nicht von der Stelle, wo sie niedergelegt sind, fortgenommen werden. Diese nennt man Sas-sah-ge-witsch-e-gun. Wa-megon-a-biew, der einen Baum erklettert hatte, um den Indianern recht schnell seinen Fund anzeigen zu können, nahm sich beim Herabsteigen so viel Zeit, dass alle Decken, Stücken Tuch, kurz alle wertvollen Gegenstände bereits ihren Besitzer gefunden hatten, als er seinen Fuß auf die Erde setzte. Er ließ sich seinen Ärger nicht anmerken. Man konnte ihm aber denselben gar wohl ansehen, und er setzte sich entfernt von den anderen auf einen Baumstrumpf. Als er dort mit dem Fuß etwas trockenes Laub zur Seite schob, sah er einen kupfernen Kessel, der umgestülpt war, und eine Menge Opfertgaben von großem Wert enthielt. Dieses Mal aber rief er niemand herbei, sondern nahm alles für sich, und dieser neue Fund war weit besser als der vorige. Die Decken, Kleider und Schmucksachen waren an den Bäumen aufgehängt, und zwar in weit größerer Menge, als sonst der Brauch erheischt. Die Assiniboine hatten dieses Opfer dargebracht, als sie ihren Zug gegen die Sioux unternahmen.

Von dieser Stelle ab, bis zu dem Platz, an welchem meine Familie auf mich wartete, erlegte ich auch nicht ein einziges Stück Wild, und der Hunger war Herr in meiner Hütte. Am

anderen Morgen aber hatte ich gutes Glück, schoss ein Elentier und hatte auch nachher Lebensmittel im Überfluss. Während dieses Aufenthaltes am Fluss des großen Waldes hörten wir allerlei von einem berühmten Mann erzählen, der ein Shawnee, und vom großen Geist, der ihm seinen Willen kundgetan hatte, mit einer Offenbarung beehrt worden war. Als ich einst, weit von meiner Hütte entfernt, auf der Prärie jagte, sah ich einen unbekanntem Menschen auf mich zukommen. Anfangs fürchtete ich, er möchte wohl Feindseliges beabsichtigen, sah aber bald, als er nähertrat, an seiner Kleidung, dass ich es mit einem Chippewa zu tun hatte. In seiner ganzen Haltung und seinem Wesen überhaupt lag etwas Auffallendes und Fremdartiges. Er verlangte, ich sollte mit ihm nach Hause zurückkehren, sagte aber nicht weshalb, sah mich mit keinem Blick an und wollte sich auch in keinerlei Gespräch einlassen. Ich hielt ihn für wahnsinnig, geleitete ihn indessen doch zu meiner Hütte. Als wir geraucht hatten, blieb er lange Zeit ganz still sitzen und sagte mir dann endlich, dass er im Auftrag des großen Propheten der Shawnee zu mir gekommen sei.

Er sprach: »Fortan darf nie mehr das Feuer in deiner Hütte verlöschen. Im Sommer und Winter, bei Tag und bei Nacht, beim Sturm und wenn das Wetter ruhig ist, wirst du dich daran erinnern, dass das Leben in deinem Körper und das Feuer auf deinem Herd ein und dieselbe Sache sind, und sich aus ein und derselben Zeit herschreiben. Lässt du dein Feuer erlöschen, so wird auch unverzüglich dein Leben verlöschen. Du sollst keinen Hund mehr füttern. Du sollst keinen Mann mehr schlagen, auch kein Weib mehr oder ein Kind oder einen Hund. Der Prophet wird selbst kommen und dir die Hände drücken. Ich bin ihm voraus-

gegangen, um dir zu verkünden, wie es der Wille des großen Geistes ist, dass er uns Mitteilungen mache, und um dir zu sagen, dass dein Leben davon abhängt, ob und wie du ihm zu aller Zeit Gehorsam leistest. Fortan dürfen wir uns nicht mehr berauschen, nicht stehlen, nicht lügen, auch nicht gegen unsere Feinde ziehen. Solange wir ohne Rückhalt und Einschränkung diesen Geboten des großen Geistes gehorsam sind, so lange werden uns auch die Sioux, wenn sie in unser Land kommen, nicht sehen können. Wir werden Schutz haben und glücklich sein.«

Ich hörte aufmerksam alles an, was er mir zu sagen hatte, und entgegnete ihm, ich sei durchaus nicht des Glaubens, dass wir alle sterben müssten, wenn unser Feuer verlösche. Dass man in manchen Fällen gar nicht umhin könne, die Kinder einmal zu züchtigen, und dass ich endlich, da die Hunde uns auf der Jagd so nützliche Dienste leisteten, unmöglich mich überzeugen könne, dass es dem großen Geist angenehm sein würde, wenn wir dieselben ganz und gar abschafften. Er aber fuhr fort mit seinen Reden bis tief in die Nacht und schlief darauf in meiner Hütte.

Ich war am anderen Morgen zuerst wach, bemerkte, dass das Feuer ganz erloschen war, und rief ihn nun herbei, damit er sich überzeuge, wie wir trotzdem noch munter und lebendig wären. Er aber war darauf gefasst, den Hohn und Spott, womit ich seine Lehre lächerlich machen wollte, abzuwenden, und entgegnete mir, dass ich ja noch keinen Handschlag und Händedruck vom Propheten erhalten hätte. Sein Besuch, fügte er hinzu, habe keinen anderen Zweck, als mich auf dieses wichtige Ereignis vorzubereiten, und mich im Voraus mit den Verpflichtungen bekannt zu machen, die ich übernehme, sobald die Hand des Prophe-

ten in der meinen geruht habe. Ich war allerdings ungläubig, fühlte mich aber doch nicht recht behaglich bei der ganzen Geschichte. Die Indianer nahmen im Allgemeinen die lehre dieses Propheten sehr gläubig und unterwürfig an. Alle waren jedoch, wie man ihnen deutlich ansah, verdrießlich und beklommen. Die meisten schlugen ihre Hunde tot und kamen genau den Geboten nach, welche der unter uns weilende Prophet zu erteilen für zweckmäßig hielt.

Es war bei allen wichtigen Angelegenheiten, die mich betrafen, von jeher meine Gewohnheit, die europäischen Handelsleute in Rat zu nehmen. Denn ich lebte in der festen Überzeugung, dass die Gottheit, wenn sie den Menschen Offenbarungen zu machen hätte, jedenfalls den Weißen dieselben allererst zukommen lassen würde. Die Handelsleute zogen alles ins Lächerliche, sprachen verächtlich und spöttisch davon, dass ein armseliger Shawnee behauptete, von der Gottheit mit einer Offenbarung begnadigt zu sein, und bestärkten mich in meinem Unglauben. Dessen ungeachtet wagte ich aber doch nicht, mich damit bei den Indianern zu rühmen. Aber ich weigerte mich fortwährend, meine Hunde zu töten, erfüllte auch die übrigen Gebote keineswegs pünktlich, ohne jedoch dem Glauben der Indianer schroff entgegen zu treten. Denn ich hatte viele von ihren Begriffen und manches von ihrer Denkweise angenommen und mir völlig zu eigen gemacht, obwohl mir nicht alles gleich sehr stichhaltig und begründet erschien.

Der vom Propheten abgesandte Chippewa verweilte einige Zeit unter den Indianern, welche in meiner Nähe wohnten, und wusste die angesehensten unter ihnen dermaßen für sich einzunehmen, dass die Zeit bestimmt und eine Hütte in Bereitschaft gehalten wurde, um öffentlich und

feierlich seine Lehren und Gebote anzuerkennen. Als wir sämtlich in die lange Hütte eingetreten waren, in welcher die Feierlichkeit stattfinden sollte, bemerkten wir, dass ein Gegenstand unter einer Decke verborgen lag, dessen Anblick und Umrisse an die Gestalt eines Menschen erinnerten. Dicht daneben standen zwei junge Männer, welche, wie man uns sagte, sich nie von demselben entfernten, ihm jeden Abend sein Bett zurecht machten, und dicht neben ihm schliefen. Aber solange die Feierlichkeit dauerte, trat ihm niemand nahe, keiner hob die Decke auf, welche über den geheimnisvollen Gegenstand ausgebreitet war. Die einzigen sichtbaren Zeichen dieser wichtigen Sendung waren vier Schnüre verschimmelter Bohnen, deren Farbe sich kaum noch erkennen ließ.

Nach einer langen Rede, welche darauf berechnet war, die Aufmerksamkeit aller Anwesenden auf die Hauptpunkte der neuen Offenbarung hinzulenken, und die ihren Zweck auch völlig erreichte, wurden die vier aus Bohnen bestehenden Schnüre, welche angeblich aus dem Fleisch des Propheten selbst gefertigt sein sollten, feierlich zu jedem der Anwesenden hingetragen. Jeder musste nach der Reihe jede einzelne Schnur an einem Ende ergreifen und sie darauf langsam durch die Hand gleiten lassen. Das hieß, einen Händedruck vom Propheten empfangen. Die Handlung selbst wurde als eine Feierlichkeit betrachtet, durch welche sich jeder verpflichtete, den Geboten desselben Gehorsam zu leisten, und seine Sendung als vom höchsten Wesen ausgegangen zu betrachten. Alle Indianer, welche die Bohnen berührten, hatten bereits ihre Hunde getötet. Sie warfen ihre Medizinbeutel weg und zeigten sich willig, alle Gebräuche und Förmlichkeiten zu verrichten, die von

ihnen verlangt wurden.

Wir waren seit einiger Zeit in großer Anzahl nahe beisammen. Es hatte viel Aufregung und Schrecken unter uns geherrscht. Und nun fing der Hunger an, sehr fühlbar zu werden. Die Gesichtszüge der Indianer hatten einen ungewöhnlich starken Ausdruck von Melancholie. Die Männer, welche sich bisher am tätigsten gezeigt hatten, wurden nachlässig, und die Tatkraft, selbst der muntersten und herzhaftesten, schien förmlich gelähmt zu sein. Ich ging nach wie vor mit meinen Hunden auf die Jagd, denn ich wollte sie weder selbst töten noch zugeben, dass irgendein anderer sie ums Leben brächte. Sie jagten mir einen Bären auf, den ich erlegte. Als ich heimkam, sprach ich zu den Indianern: »Hat uns der große Geist nicht unsere Hunde deshalb gegeben, damit wir uns mit ihrer Hilfe das verschaffen sollen, was wir nötig brauchen, um unser Leben zu fristen? Wie kann man glauben, dass es jetzt sein Wille sei, wir sollten dieselben töten? Es wird uns gesagt, der Prophet wolle nicht, dass das Feuer in unseren Hütten auslösche. Wenn wir auf Reisen sind oder auf die Jagd ziehen, sollen wir weder Stahl noch Stein bei uns führen, und ein Mann soll dem anderen kein Feuer geben! Kann es dem großen Geist ein Wohlgefallen sein, wenn wir in unseren Jagdlagern uns ohne Feuer behelfen müssen? Kann es ihm angenehmer sein, wenn wir Feuer durch das Aneinanderreiben zweier Stäbe hervorbringen, als durch Stahl und Steine?«

Sie hörten aber nicht auf das, was ich sagte, und der Glaube, dem sie sich ergaben, wirkte zuletzt auch auf mich selbst so stark, dass ich mein Feuerzeug und meinen Medizinbeutel weit wegschleuderte. Ich unterwarf mich in vielfacher Hinsicht ebenfalls den Satzungen der neuen Lehre.

Nur meine Hunde wollte ich nicht aufopfern, und darin blieb ich fest. Binnen kurzer Zeit lernte ich Feuer vermittelst zweier trockenen Zedernstäbe, die ich deshalb stets bei mir trug, anzünden. Dass aber Stahl und Stein abgeschafft wurden, kostete manchem Indianer große Entbehnungen und war mit vielfachen Übelständen verknüpft. Die entfernter wohnenden Chippewa, so viele ich deren kannte, unterwarfen sich den Geboten des Shawnee-Propheten nur sehr ungern und sahen seinen Einfluss mit missgünstigen Blicken. Allerdings ließ während der nächsten zwei oder drei Jahre die Trunksucht bedeutend nach. Man dachte nicht mehr so viel wie früher an Fehden und Krieg, und durch das Erscheinen und kräftige Auftreten eines einzigen Mannes hatte die Lage der Dinge ein ganz anderes Ansehen gewonnen. Aber nach und nach verlor der erste Eindruck an Stärke, er blieb nicht nachhaltig. Die Medizinbeutel, Stahl, Stein und Zunder kamen abermals zum Vorschein. Die Hunde wurden wieder zu Gnaden aufgenommen, Frauen und Kinder bekamen wieder eben so gut Schläge wie vorher. Der Shawnee-Prophet fiel in Verachtung, und heutzutage halten ihn die Indianer für einen Narren und Betrüger.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Als die Aufregung, welche durch diese Geschichte veranlasst wurde, etwas nachgelassen hatte, und die Sendboten des Propheten uns verlassen hatten, um andere, weiter entfernt wohnende Gruppen aufzusuchen, zog ich mit einem

zahlreichen Indianertrupp an die oberen Quellflüsse des Red River, wo wir Biber fangen wollten. Wir waren noch niemals dem Land der Sioux so nahe gekommen und wagten es auch dieses Mal wohl nur, weil wir dem Propheten glaubten, der ja gesagt hatte, wir würden den Sioux unsichtbar bleiben. Auf jenem Grenzgebiet aber, wo seit vielen Jahren weder die Sioux noch wir Jagdlager binnen eines einzigen Monats, und ohne dass ich auch nur einen Schuss tat, fing ich in meinen Fallen weit über hundert Stück. Meine Familie bestand aus zehn Personen, und unter diesen waren sechs vaterlose Kinder. Ich sorgte für alle, obschon ich ganz allein blieb, und mir niemand beim Aufstellen der Fallen hilfreiche Hand leistete. Allmählich wurden aber die Biber seltener, und ich musste ein Elentier schießen. Meiner Familie war es so auffallend, einmal wieder einen Flintenschuss zu hören, dass nun alle aus der Hütte hervorstürzten und in den Wald flohen; denn sie waren der Meinung, ein Sioux habe Feuer auf mich gegeben.

Ich war bald genötigt, meine Fallen weiter weg zu legen, und konnte täglich nur einmal nach ihnen sehen. Mein Gewehr legte ich nicht mehr aus der Hand. Wenn ich etwas zu tun hatte, hielt ich es mit der einen und arbeitete mit der anderen. Am Tag schlief ich einige Stunden, weil ich allnächtlich Wache vor meiner Hütte hielt. Da in meiner Nähe das Wild seltener wurde, so ging ich in die Wälder, um Moosetiere zu schießen, und erlegte deren an einem Tag vier, welche ich ausweidete und zerschnitt, ohne mein Gewehr auch nur eine Minute lang aus der Hand zu legen. Da ich eben das Letzte in Teile zerlegte, hörte ich, kaum zweihundert Ruten von mir entfernt, einen Flintenschuss fallen.

Ich wusste, dass ich mich der Landesgrenze der Sioux weit mehr genähert hatte, als irgendein anderer Chippewa, und von diesem letzten Stamm war, so viel mir bekannt, kein einziger Mann in dieser Gegend. Also musste jener Schuss von einem Sioux herrühren, und ich rief ihn mit lauter Stimme an. Es gab mir aber niemand Antwort. Nun war ich noch mehr auf meiner Hut als bisher und schlich bei Anbruch der Nacht so vorsichtig, wie immer es möglich war, zu meiner Hütte. Am anderen Tag wagte ich mich zu der Stelle, wo der Schuss gefallen war, und erkannte dort die Spuren eines Chippewa, der auf einen Bären Feuer gegeben hatte. Er mochte aber wohl in der Verfolgung dieses Tieres so hitzig gewesen sein, dass er meinen Ruf leicht überhören konnte.

Bald danach fand ich zahlreiche Spuren und überzeugte mich, dass ich nicht mehr weit von einem Lager entfernt war, das die Chippewa aufgeschlagen und befestigt hatten. Die Häuptlinge dieser Gruppe schickten dreimal hintereinander Boten an mich ab, und ließen mir sagen, meine Lage sei zu gefährlich. Ich gab aber ihren dringenden Einladungen, mich mit ihnen zu vereinigen, nicht nach, weil es allen meinen Neigungen widerstrebt, mich in einen befestigten Platz einzuschließen. Endlich aber, da ich merkte, dass einige Sioux mir nachspähten und meinen Lagerplatz entdeckt hatten, musste ich doch bei jenen Chippewa Zuflucht suchen. Die Nacht, welche dem Tag vorherging, an welchem ich endlich meine Hütte verließ, war für mich eine Nacht des größten Schreckens, und ich empfand eine Besorgnis, wie sie unter Indianern selten ist. Ich sagte eben, dass ich Spuren von Sioux entdeckt hatte. Ich zweifelte nicht daran, dass ein Trupp von ihnen sich unmittelbar in

meiner Nähe aufhielt, rechnete auch fest darauf, sie gegen Tagesanbruch heranziehen und über mich herfallen zu sehen.

Es war bereits die Nacht mehr als zur Hälfte verflossen, und noch hatte keiner von uns ein Auge zugetan, da ließ sich plötzlich unweit von uns ein Geräusch vernehmen. Unseren Hunden sah man an, dass sie erschrocken waren, und so sagte ich denn meinen Kindern, die Stunde des Todes sei herangenaht. Ich stellte mich an die Vorderseite der Hütte, öffnete die Tür ein wenig und hielt meinen Gewehrlauf gerade aus, um den Feind in Empfang zu nehmen. Ich hörte deutlich Geräusche, das von Schritten herrühren musste. Allein die Nacht war dunkel und ich konnte nichts erkennen. Endlich sah ich ganz langsam einen kleinen schwarzen Gegenstand näherkommen. Er war nicht größer als ein Menschenkopf. Er näherte sich langsam und auf geradem Weg meiner Hütte, und nun überzeugte ich mich, welchen Einfluss Furcht und Schrecken auf den Gesichtssinn ausüben. Denn der Gegenstand hob sich, wie es mir vorkam, mehrmals bis zur Größe eines Mannes empor, und wurde gleich darauf wieder ganz klein. Zuletzt brachte ich aber heraus, dass ich hier mit nichts anderem als einem kleinen Tier zu tun hatte, ging also vor die Tür, erkannte ein Stachelschwein und schlug es mit meinem Tomahawk tot. Ich schlief die ganze Nacht und eilte am frühen Morgen eiligst dem Lager zu.

Nach meiner Ankunft hielten die Häuptlinge eine Beratung und schickten dann zwei junge Männer ab, welche meine in der Hütte zurückgebliebenen Habseligkeiten holen sollten. Ich wusste aber, dass die Sioux dort umherspähten. Wenn nun die jungen Krieger Schaden erlitten

hätten oder wohl gar erschlagen worden wären, so würden ihre Freunde ein solches Unglück mir zur Last gelegt haben. Deshalb eilte ich ihnen auf einem Richtweg nach, fest entschlossen, ihr Schicksal zu teilen. Meine Hütte war noch unverletzt, und auch auf dem Rückweg zu der Festung wurden wir von keinem belästigt.

Die Sioux kamen von Zeit zu Zeit bis dicht in die Nähe unseres Lagers, wagten aber keinen Angriff darauf. Anfang des Frühlings zogen alle Chippewa an ein und demselben Tag ab. Ich aber musste zurückbleiben, weil ich mich für einen damals nicht anwesenden Handelsmann mit einer Fracht Pelzwerk belastet hatte, die ich allein nicht hätte fortschaffen können. Die Häuptlinge stellten mir vor, dass zurückbleiben so viel heiße, als seinen Untergang mutwillig herbeirufen, denn die Sioux müssten notwendig bald erkannt haben, dass die übrigen Krieger fortgegangen wären, und würden dann über mich Einzelnen herstürzen. Diese traurigen beunruhigenden Vermutungen wurden noch dadurch vermehrt, dass sie mir Beispiele von Männern, Frauen und Kindern erzählten, welche an derselben Stelle von jenen erschlagen worden wären. Indessen musste ich bleiben.

Am Abend verrammelte ich alle Eingänge zum Lager so gut ich konnte, befahl meiner Familie, sich ganz still zu verhalten, und hielt dann Wache. Die Nacht war noch nicht weit vorgerückt, da sah ich beim hellen Mondschein, dass zwei Männer gerade auf den gewöhnlichen Eingang zuschritten, als sie denselben verrammelt fanden, rings um die ganze Verschanzung gingen und an allen Türen stehen blieben, um zu versuchen, ob sie diese nicht öffnen könnten. Es war anfangs meine Absicht, Feuer zu geben, ohne

sie anzurufen. Jedoch fiel mir ein, dass sie vielleicht gar keine Sioux wären. Ich hielt deshalb, ohne mir selbst eine Blöße zu geben, mein Gewehr unablässig angeschlagen, und verfolgte sie mit dem Lauf desselben auf Tritt und Schritt. Die beiden Männer aber waren eben der Handelsmann, welchen ich erwartete, und ein Franzose. Mit Freuden öffnete ich das Lager. Da ich solchergestalt Verstärkungen erhalten hatte, konnte ich den übrigen Teil der Nacht ruhiger bleiben. Am anderen Morgen folgten wir, mit unserem Gepäck beladen, den Spuren der Chippewa.

Es lag übrigens nicht in meiner Absicht mit dieser Gruppe umher zustreifen. Deshalb ging ich einige Zeit mit meiner Familie in die Wälder und schloss mich später einigen Chippewa vom Red River an, deren Häuptling Be-gwa-is (der die Biberhütte umhaut) hieß. Seit einigen Tagen schon hatten sämtliche Jäger dieser Gruppe alles aufgeboten, um ein altes Moosetiermännchen zu erlegen, das ihnen oft entgangen war und daher für ein höchst wachsames schlaues Tier galt. Als ich das erste Mal auf die Jagd ging, sah ich es wohl, konnte aber nicht daran kommen, doch schoss ich ein anderes. Am nächsten Tag ging ich wieder aus, fest entschlossen, jenes zu schießen, wenn es nur irgend möglich wäre. Wind und Wetter waren mir günstig; ich erlegte es. Der Zufall hat wohl auch das seine dabei getan, allein die Indianer rühmten meine Geschicklichkeit sehr, und ich galt nun für den besten Jäger in der ganzen Gruppe.

Wir begaben uns bald danach, zwölf an der Zahl und von Be-gwa-is angeführt, in das Land der Sioux, um dort Biber zu jagen. Unsere Frauen ließen wir aber zurück. Auf diesem Jagdzug wurden alle meine Gefährten vom Schnee geblindet, und ich, dessen Augen allein verschont geblieben

waren, musste mehrere Tage hintereinander für alle übrigen Sorge tragen. Als der Schnee weggeschmolzen war, besserte es sich mit ihnen, und wir teilten uns nun in drei gleich starke Häuflein. Das eine derselben wurde von den Sioux am Büffelfluss angegriffen, ein Chippewa getötet, ein anderer verwundet und gefangen genommen.

Ich hatte mir zufällig mit dem Tomahawk selbst eine Wunde beigebracht, und zwar am Fußknöchel; konnte daher nicht schnell gehen. Meine Gefährten waren von unglaublichem Schrecken ergriffen. Sie meinten, die Sioux wären uns auf der Spur und den Fersen. Sie liefen daher so schnell sie konnten, ohne auf meinen Zustand die geringste Rücksicht zu nehmen.

Der Frühling war noch nicht weit vorgerückt, und den ganzen Tag über Schnee und Regen gefallen. In der Nacht erhob sich ein starker Nordwestwind, und das Wasser gefror. Ich folgte meinen Gefährten in der Ferne, erreichte sie spät und fand sie halb tot auf ihrem Lagerplatz, denn sie waren Anhänger des Propheten und hatten als solche nicht gewagt, ein Feuer zu machen. Wa-me-gon-a-biew gehörte zu diesen Menschen, und er verließ mich immer am allerersten, sobald auch nur ein Anschein von Gefahr sich zeigte. Am anderen Morgen war das Eis schon so dick, dass wir über den Fluss gehen konnten. Wir litten aber von der Kälte um so mehr, da kurz vorher sehr warmes Wetter gewesen war. Nachdem wir uns vier Tage an der Stelle aufgehalten hatten, wo unsere Frauen Zucker ernteten, zogen wir wieder zum Land der Sioux zurück und stießen unterwegs auf zwei Indianer, welche bei dem erwähnten Angriff unseren Feinden glücklich entgangen waren. Sie sahen sehr elend und abgehungert aus.

Wir trafen außerdem unterwegs mit einem amerikanischen Handelsmann zusammen, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere. Er war aber mir gegenüber sehr gütig und gab sich alle mögliche Mühe, mich zu überreden, dass ich die Indianer verlassen und mit ihm nach den Vereinigten Staaten zurückkehren möchte. Ich war arm, besaß nur geringen Vorrat an Pelzwerk, hatte Frau und Kind. Er sagte mir, Volk und Regierung der Vereinigten Staaten würden sich mir gegenüber freigebig und großmütig zeigen, versprach mir auch, in eigener Person für mich zu sorgen, und mir Unterstützung angedeihen zu lassen, soviel in seinen Kräften stände. Aber ich schlug alle seine Anträge aus und blieb lieber noch bei den Indianern, ohne darum meine Absicht, sie später einmal zu verlassen, aufzugeben. Ich erfuhr von diesem Mann, dass einige meiner Verwandten mich überall, und selbst in Mackinack gesucht hätten, und diktierte ihm einen Brief, dessen Besorgung er übernahm. Ehe er sich von uns trennte, gab er mir und Wa-megon-a-biew zwei Kanus aus Baumrinde, machte uns außerdem noch einige wertvolle Geschenke.

Auf unserem Zug zum Red River schien Wy-ong-je-che-ween, dem wir die Leitung unseres kleinen Haufens übertragen hatten, sehr in Besorgnis zu sein. Wir fuhren auf einem Wasser, das sich nach einem beträchtlichen Lauf in den Red River ergießt. Ich sah, wie unser Anführer nach beiden Ufern sorgenvolle Blicke warf, hin und her spähte, ob ihm nicht etwa Spuren zu Gesicht kämen, aus denen man schließen konnte, dass sich Menschen in der Nähe aufhielten. Eben so achtete er sorgsam auf Spuren von Tieren, den Flug der Vögel und anderer Anzeichen, die jeder Indianer zu deuten weiß. Er äußerte zwar keineswegs, dass er

Furcht und Besorgnis hege, denn das tut ein Indianer in dergleichen Fällen selten oder nie. Als er aber sah, dass ich bei Einbruch der Dunkelheit ein Feuer anmachte, stand er auf, hüllte sich in seine Decke und ging, ohne ein Wort zu sagen, weg. Ich sah ihm nach. Er suchte sich einen Platz aus, wo er ganz versteckt lag, jedoch so, dass er die ganze Umgegend überblicken konnte. Ich verstand bald, weshalb er so handelte, und folgte nebst den Übrigen seinem Beispiel. Am anderen Morgen vereinigten wir uns wieder und wagten ein Feuer anzuzünden, um dabei unser Mahl zu bereiten. Aber kaum war der Kessel gefüllt und über der Flamme, da erblickten wir auf einer Höhe, kaum eine halbe Meile hinter uns, eine Schar Sioux. In demselben Augenblick stülpten wir den Kessel auf das Feuer und nahmen die Flucht. In einiger Entfernung von jenem Platz schlugen wir unser Lager auf, verschanzten es stark, und ich ging fort, um meine Fallen zu stellen.

Der amerikanische Handelsmann hatte mir, nebst anderen Geschenken, auch ein kleines Fass Rum geschenkt, das etwa sechzehn Maß starken Rum enthielt. Ich trug es bisher selbst auf meiner Schulter und widerstand allen Anforderungen Wa-me-gon-a-biews und der Übrigen, die davon kosten wollten. Ich sagte, die Greise und die Häuptlinge sollten mit davon trinken, wenn wir erst wieder bei den unseren wären. Als ich aber einst ausgegangen war, um nach meinen Fallen zu sehen, hatten sie sich über das Fass hergemacht. Ich fand sie alle betrunken und miteinander zankend. Von dem Rum war nur noch wenig übrig geblieben. Ich, als nüchterner Mensch, sah auf den ersten Blick, in welcher gefährlicher Lage wir uns befanden, denn wenn wir von unseren Feinden überfallen wurden, so konnten wir ja

nicht den geringsten Widerstand leisten. Ich suchte demnach Ruhe und Frieden wieder herzustellen, kam indessen dabei in nicht geringe Gefahr. Denn während ich mich bemühte, zwei Männer, die handgemein geworden waren, auseinander zu bringen, führte ein alter Indianer mit einem Messer einen Stich nach meinem Rücken, der meinem Leben wahrscheinlich ein Ende gemacht hätte, wenn ich ihm nicht ausgewichen wäre. Alle waren wütend auf mich, weil ich sie der Großprahlerei und Feigheit beschuldigte. Ich hatte gesagt, sie verkröchen sich wie Kaninchen in ihren Höhlen und wagten sich nie daraus hervor, um eine Schlacht zu liefern oder zu jagen. In der Tat lebten sie seit einiger Zeit durchaus von dem, was ich herbeischaffte, und ihr albernes Betragen war mir nicht wenig zur Last. Indessen hatten wir jetzt endlich keine unmittelbare Ursache zur Furcht mehr, und so fassten sie sich zuletzt ein Herz und gingen auf die Jagd, welche so gut ausfiel, dass wir binnen kurzer Zeit eine große Menge Pelzwerk beisammenhatten. Es gab beinahe eine vollständige Ladung für das Kanu. Bis dahin war es mir gelungen, meinen Rest Rum zu verwahren. Nun aber fanden sie, als ich einmal abwesend war, auch diesen, und tranken sich abermals toll und voll.

Als die Jagd beendet war, reisten wir zusammen fort. In der Nähe des Red River hörten wir auf einmal eine große Menge Flintenschüsse fallen. Meine Gefährten glaubten sich von den Sioux verfolgt und flohen Hals über Kopf landeinwärts. Wir befanden uns aber damals kaum noch eine Tagesreise weit von unseren Familien entfernt. Ich war allein zurückgeblieben und wollte um keinen Preis unser beladenes Kanu verlassen, setzte daher die Reise fort und kam vier Tage später wohlbehalten in meiner Hütte an. Die

Indianer waren damals zu diesem Zeitpunkt im Begriff, nach Pembina zu gehen, dort ihr Pelzwerk zu verkaufen und sich dem Trunk hinzugeben. Kaum aber hatte ich mich wieder mit meiner Gruppe vereinigt, da schlugen mehrere den Landweg ein und ließen die beladenen Fahrzeuge unter der Obhut der Frauen. Ich bemühte mich, Wa-me-gon-a-biew und mehrere andere meiner vertrauten Freunde von der Teilnahme an jenen verderblichen Ausschweifungen abzuhalten, hatte aber nicht genug Einfluss auf sie. Alle reisten vor mir ab. Ich übereilte mich nicht, ging unterwegs auf die Jagd und dörrete das Fleisch. Als ich nun in Pembina ankam, waren die Meisten schon seit einigen Tagen nicht mehr aus dem Rausch gekommen, und ich hörte gleich zu Beginn, dass Wa-me-gon-a-biew ein Unglück zugestoßen sei.

Mein Bruder, denn so nannte ich ihn stets, war gleich nach seiner Ankunft in eine Hütte getreten, in welcher ein junger Mensch, Ta-busch-schischs Sohn, eine alte Frau schlug, und hatte diesem den Arm festgehalten. Da kam gerade der alte Ta-busch-schisch berauscht zurück und packte, weil er Wa-me-gon-a-biews Absichten nicht kannte, diesen bei den Haaren, und biss ihm ohne Weiteres die Nase ab, worauf ein Handgemenge folgte. Einem anderen Indianer wurde mit den Zähnen ein großes Stück aus der Wange gerissen, und mehrere andere bekamen sehr gefährliche Wunden. Da kam endlich Be-gwa-is, ein alter Häuptling, der sich stets sehr wohlwollend uns gegenüber zeigte, dazwischen und glaubte sich ins Mittel legen zu müssen. Wa-me-gon-a-biew, wütend darüber, dass er seine Nase eingebüßt hatte, hob die Hände empor, ohne die Augen aufzuschlagen, packte den ersten Besten beim Kopf und

biss ihm mit einem Mal die ganze Nase ab. Die Nase aber, welche er zwischen den Zähnen hielt, war die unseres Freundes Be-gwa-is. Als Wa-me-gon-a-biews Wut sich ein wenig gelegt hatte, sah er erst, wen er beschädigt hatte, und rief: »O, mein Vetter!«

Be-gwa-is war ein sanftmütiger, guter Mann und wusste recht gut, dass Wa-me-gon-a-biew es nicht absichtlich, sondern lediglich aus Versehen getan hatte. Darum sah man ihm auch nicht die geringste Gereiztheit an. Und er war gegen den, welcher ihn verstümmelt hatte, keineswegs aufgebracht.

»Ich bin alt«, sprach er, »und sie werden mich nicht mehr lange darüber verspotten, dass ich meine Nase eingebüßt habe.«

Dagegen aber war ich meinerseits desto erbitterter gegen Ta-busch-schisch, weil ich überzeugt war, dass er diese Gelegenheit benutzt hatte, um einem alten Groll Luft zu machen. Ich eilte, nachdem ich alles erfahren hatte, unverzüglich in meines Bruders Hütte und setzte mich neben ihn. Sein Gesicht und seine Kleidungsstücke waren mit Blut bedeckt. Er blieb einige Zeit sitzen, ohne ein Wort zu sagen. Als er aber zu sprechen anfang, sah ich wohl, dass er wieder völlig bei Sinnen war.

»Morgen«, sprach er, »will ich mit meinen Kindern weinen. Aber am Tag nachher werde ich Ta-busch-schisch aufsuchen, wir müssen beide sterben. Denn da ich fortan von jedermann Spott erdulden muss, so mag ich nicht mehr leben.«

Ich sagte ihm, er könne in allem, was er gegen Ta-busch-schischs Leben im Schilde führe, auf mich rechnen, und traf Vorbereitungen, um mein Versprechen halten zu können.

Aber Wa-me-gon-a-biew kam am anderen Tag, als er kaltblütig über alles nachdachte und mit seinen Kindern geweint hatte, von seinem Vorhaben ab, und ergab sich, ebenso wie Be-gwa-is darein, dass er keine Nase mehr hatte.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Wenige Tage nach jenem blutigen Auftritt verfiel Ta-buschschisch in eine schwere Krankheit. Das Fieber suchte ihn heim, und er magerte in einer schreckenerregenden Weise ab. Wir glaubten alle, er müsse sterben. Da übersandte er dem Wa-me-gon-a-biew zwei Kessel nebst anderen Geschenken von beträchtlichem Wert und ließ ihm dabei Folgendes ausrichten.

»Mein Freund, ich habe dich verunstaltet, und du hast mich krankgemacht. Ich habe viel gelitten. Wenn ich sterbe, dann werden meine Kinder noch mehr leiden. Ich sende dir dieses Geschenk, damit du mich leben lässt.«

Wa-me-gon-a-biew aber trug dem Boten auf, er möge jenem mitteilen, dass er gesagt habe: »Ich bin nicht schuld an deiner Krankheit, kann dir auch deine Gesundheit nicht wieder verschaffen und will von deinen Geschenken nichts wissen.«

Er blieb einen ganzen Monat krank, und alle Haare fielen ihm aus. Allmählich aber erholte er sich wieder. Wir zogen dann alle zu der Prärie und trennten uns; der eine nach dieser, der andere nach jener Gegend.

Als die Frühjahrsjagd beendet war, dachten wir an einen Zug gegen die Sioux. Unter unseren nächsten Nachbarn

bildete sich ein Kriegshaufen, der aber ziemlich schwach blieb, bis Wa-ge-to-te mit sechzig Mann zu uns stieß. Nach einem viertägigen Marsch kamen wir in einem Dorf an, in welchem Ta-busch-schisch wohnte, und schlugen neben seiner Hütte unser Lager auf. Da wir im Begriff waren, abzureisen, trat er uns auf einmal bemalt und nackt vor die Augen und hielt die Waffen in den Händen. Wir sahen ihm an, dass er sehr wütend war. Er kam langsam auf uns zu, aber keiner wusste recht, was er wollte, bis er endlich sein Gewehr auf Wa-me-gon-a-biew anschlug und sprach: Mein Freund, wir haben lange genug gelebt. Wir haben einander hinlänglich gemartert und viel Böses zugefügt. Ich habe dich bitten lassen, du möchtest nun zufrieden sein mit den Qualen, welche mir die Krankheit bereitet, aber du hast es nicht gewollt. Du fährst fort, mich durch Krankheit zu peinigern. Dadurch wird mir das Leben unerträglich und wir müssen beide sterben.«

Ein Sohn Wa-ge-to-tes und ein anderer junger Mann legten, jeder von einer anderen Seite her, ihre Pfeile auf ihn an, als sie sahen, was eigentlich seine Absicht war. Er achtete aber gar nicht darauf. Wa-me-gon-a-biew fürchtete sich sehr und wagte nicht, seine Augen aufzuschlagen. Ta-busch-schischs Absicht war, sich mit ihm in einen ehrlichen Zweikampf einzulassen. Er war aber zu feige, um auf einen solchen Vorschlag einzugehen. Seit dieser Zeit achtete ich ihn noch viel weniger als bisher, denn es ging ihm alle Herzhaftigkeit und das unerschrockene Wesen ab, welches man allgemein bei den Indianern findet. Weder Ta-busch-schisch noch ein anderer Mann von seiner Gruppe schloss sich uns an. Wir setzten daher unseren Marsch fort, irrten umher, von Stelle zu Stelle, da wir doch dem Feind gerade

hätten entgegen ziehen müssen. Und so ging der Sommer hin. Wir hatten nichts weiter getan, als auf Bisons Jagd gemacht. Als die Blätter fielen, kehrte ich nach Pembina zurück, und wollte von dort mich nach der Winterwohnung des Handelsmannes begeben, der mir den Rat gegeben hatte, wieder in die Staaten zu gehen. Da erfuhr ich aber, dass zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien Krieg ausgebrochen sei, hörte auch von der Einnahme Mackinacks und kam daher von meinem Vorsatz zurück. Ich mochte nicht über die Grenze gehen, auf welcher beide Völker kämpften. Es war zu gefährlich.

Im nächsten Frühling fand unter den Chippewa vom Red River eine allgemeine Bewegung gegen das Land der Sioux statt. Die eigentliche Absicht war aber, wie wenigstens alle eingestanden, nicht, sie anzugreifen oder zu beunruhigen, sondern zu jagen. Ich befand mich bei einer zahlreichen Gruppe, unter Anführung Ais-ain-ses, dessen Bruder Wa-ge-to-ne, ein sehr angesehener Mann war. Wir gingen den Red River etwa hundert Meilen hinauf und trafen dann einen Handelsmann, Herrn Hanie, der uns etwas Rum abließ. Damals wohnte ich gemeinschaftlich mit mehreren anderen Männern, die beinahe alle Verwandte meiner Frau waren, und ihre Familien bei sich hatten, in einer langen Hütte, in welcher zwei oder drei Feuer brannten. Es mochte einst wohl Mitternacht oder noch später sein, ich lag im tiefsten Schlaf, da packte mich plötzlich ein Mensch an und zog mich an der Hand in die Höhe. Es glimmten noch einige Kohlen, und bei dem matten Schein derselben erkannte ich Wa-ge-to-ne, den Bruder unseres obersten Häuptlings Ais-ain-se. Er stand drohend mit zorniger Miene vor mir und sprach: »Ich habe es feierlich gelobt, dass du nicht län-

ger leben sollst, wenn du in unser Land kämst. Nun bist du hier. Steh auf und antworte mir.« Darauf ging er zu Wawzhe-gwun, dem Mann, welcher neben mir schlief, und richtete an ihn mit eben derselben Unverschämtheit ähnliche Drohungen. Inzwischen hatte aber ein mit mir verwandter Greis, Namens Mah-nuge, der mehr abseits lag, gemerkt, was jener eigentlich bezweckte, stand auf und ergriff ein Messer. Als Wa-me-to-ne nun auch zu ihm kam, erhielt er derbe Antwort. Er trat daher wieder vor mich hin, zog sein Messer und bedrohte mich mit augenblicklichem Tod.

»Du bist ein Fremdling, einer jener Menschen, die in zahlreichen Scharen aus fremden Ländern hierher gezogen sind, um sich und ihre Kinder von dem zu nähren, was ihnen nicht gehört. Ihr seid aus eurem Heimatland fortgejagt worden und kamt zu uns, weil ihr zu schwach und unwürdig seid, eine Hütte und ein Land zu haben, das euch gehörte. Ihr seid in unsre besten Jagdbezirke eingedrungen und habt überall die Tiere ausgerottet, welche der große Geist uns zu unserem Lebensunterhalt gegeben hat. Eile, dass du von hier fortkommst, sei uns nicht ferner mehr zur Last, sonst werde ich dir dein Leben nehmen.«

Ich entgegnete ihm, dass ich keineswegs allein in der Absicht, Biber zu fangen, in diese Gegend gekommen sei, dass ich aber, wenn dem auch so wäre, eben so viel Rechte hätte wie er. Und ich wäre stark genug, dieselben aufrechtzuerhalten. Der Streit wurde immer lebhafter, bis endlich der alte Mah-nuge sich ins Mittel legte und den halbtrunkenen Ruhestörer aus der Tür warf. Wir sahen ihn lange Zeit nicht wieder, und sein Bruder sagte, wir dürften auf seine Worte nicht das geringste Gewicht legen.

In diesem Lager traf uns ein Bote, den Muk-kud-da-be-

na-sa (der schwarze Vogel), Ottawa vom Waw-gun-uk-ke-sie oder dem krummen Baum, an uns abgeschickt hatte. Er sollte den Männern seines Volkes sagen, dass jener vom Huron-See hergekommen sei, um sie in dieses Land zu führen. Wir kehrten daher um, und es blieb nur Wa-ge-to-ne zurück, um sich einer Gruppe Chippewa anzuschließen, die vom Blutigel-See herkam. Ein Teil derselben machte am Wildenreis-Fluss Halt und besetzte das verschanzte Lager, welches ich schon erwähnt habe. Dort jagten sie und stellten Fallen. Da sie aber sehr sorglos und ohne alle Vorsicht in der Gegend umherschwärmten, so ließen sich bald in jener Gegend viele Sioux blicken.

Ais-ainse, der Chippewa-Häuptling, kam eines Abends von einer glücklichen Jagd heim. Er hatte zwei Elentiere erlegt. Am anderen Morgen ging seine Frau mit dem ältesten Sohn fort, um das Fleisch zu dörren. Sie waren schon ziemlich weit von der Hütte entfernt, da erblickte der Knabe zuerst die Feinde, die gar nicht weit entfernt standen.

Er sprach zu seiner Mutter: »Siehe, da kommen die Sioux.«

Die alte Frau zog ihr Messer heraus, schnitt den Riemen durch, welcher die Decke, in die der Kleine gehüllt war, festhielt, und sagte ihm, er solle so schnell wie möglich zur Hütte laufen. Sie selbst behielt ihr Messer in der Hand und ging den Sioux entgegen.

Der Knabe hörte, dass mehrere Schüsse fielen. Das ist alles, was man vom Schicksal seiner Mütter weiß. Er lief lange. Der Feind war ihm nahe auf den Fersen, er verlor alles Bewusstsein und kam endlich, völlig geistesabwesend, im verschanzten Lager an. Die Sioux waren kaum noch ein Paar Hundert Schritte hinter ihm. Er spie mehrere Tage

lang Blut aus und wurde nie wieder gesund. Nach etwa einem Jahr ereilte ihn der Tod.

Mehrere Chippewa jagten nicht in der Gegend, in welcher Ais-ain-ses Frau mit den Sioux zusammengetroffen war, sondern hatten sich anderswohin begeben. Daher wurden sogleich, nachdem der Feind aus dem Angesicht des Lagers verschwunden war, junge Leute abgesandt, die bald fanden, dass die Sioux den Spuren der Jäger folgten. Zwei von ihnen gelangten auf einem Umweg zu Ais-ain-se, gerade in demselben Augenblick, als eben einige Sioux herankrochen, um Feuer auf ihn zu geben. Es kam dann zu einem Kampf, in welchem keiner von beiden Teilen Verlust erlitt.. Aber zuletzt wurde ein Chippewa am Fuß verwundet, und seine Gefährten wichen ein wenig, um ihm den Rückzug hinter eine Gruppe von Büschen zu sichern. Die Bewegung entging aber den Sioux nicht. Einer von ihnen folgte unmerkelt dem jungen Krieger, schoss ihn nieder, skalpierte ihn und nahm ihm seine Medaille ab. Dieser Getötete war Ais-ain-ses Lieblingskind. Der Sieger zeigte seine Trophäen frohlockend den Chippewa und überhäufte sie, großprahlerische Reden führend, mit Schmähungen. Als der unglückliche Vater die Schädelhaut seines Sohnes erblickte, stürmte er wütend aus seinem sicheren Versteck hervor, tötete seinerseits einen Sioux, schnitt ihm den Kopf ab und hielt diesen jauchzend empor. Die übrigen Chippewa wurden durch den Mut ihres Anführers gleichfalls angefeuert, drangen vor, und der Feind musste die Flucht ergreifen.

Ein anderer, unter den Chippewa gleichfalls sehr an gesehener Mann, der auch den Namen Ta-busch-schisch führte, war nach einer ganz anderen Richtung hin auf die Jagd gegangen und hatte nur einen einzigen Gefährten bei sich. Er

hörte Schüsse fallen und eilte deshalb zum verschanzten Lager zurück. Da aber kam ein Indianer herbeigelaufen und benachrichtigte ihn, dass der Häuptling in einem Kampf begriffen sei.

Ta-busch-schisch hatte zwei herrliche Pferde. »Be-na«, sprach er zu einem seiner Freunde, »ich halte dich für einen Mann. Willst du eins dieser Pferde besteigen und mit mir kommen, um zu sehen, was Ais-ain-se den ganzen Tag über gemacht hat? Wäre es nicht schimpflich für uns, wenn wir ihn streiten ließen, ohne ihm Hilfe zu leisten? Mehr als hundert unserer Gefährten zittern hinter unserer Verschanzung, während unser Bruder sich wie ein Mann schlägt und dabei nur von vier oder fünf jungen Kriegeren unterstützt wird.«

Sie folgten den Spuren der Sioux bis an eine Stelle, wo mehrere dieser Feinde ausruhten und sich ums Feuer gelagert hatten. Sie krochen näher, hielten es aber für gut, jetzt nicht zu feuern, sondern sich in den Schnee zu legen, und zwar so, dass sie den Weg bestreichen konnten, welchen die Sioux aller Wahrscheinlichkeit nach nehmen würden. Die Nacht war nicht sehr dunkel. Als nun die Feinde in großer Anzahl an dem Hinterhalt vorüberzogen, sprangen Ta-busch-schisch und Be-na plötzlich auf und gaben Feuer. Be-na nahm dann der Verabredung gemäß die Flucht. Als er nach langem Lauf sah, dass er nicht verfolgt wurde, blieb er stehen und horchte. Die ganze Nacht hindurch fielen von Zeit zu Zeit Flintenschüsse, und Ta-busch-schischs durchdringende Stimme ertönte weit hin. Er sang Kriegslieder und blieb immer nur wenige Augenblicke auf ein und derselben Stelle.

Plötzlich fielen mehrere Schüsse auf einmal. Die Sioux erhoben ein Siegesgeschrei, und darauf wurde alles wieder still. Bei dieser Gelegenheit büßten die Chippewa drei der ihren ein, die alte Frau, den Sohn des Ais-ain-se und Tabusch-schisch. Die Indianer sagten von diesem Letzteren, er habe, wie das gewöhnlich der Fall zu sein pflege, eine Vorahnung von dem Schicksal gehabt, das ihm bevorstehe. Er war nämlich am Abend vorher von der Jagd zurückgekommen, und seine ältere Frau hatte ihm, etwas, das sich sehr häufig ereignet, Vorwürfe gemacht, weil er eine junge Frau, die reizender und hübscher war als sie, ihr vorzog.

Da sagte er: »Keife und zanke nur, altes Weib, denn ich höre dich jetzt zum letzten Mal an.«

Am selben Tag überfielen, wie wir später hörten, die Krieger vom Leech-See, welchen sich Wa-ge-to-te angeschlossen hatte, vierzig Hütten der Sioux in der langen Prärie. Sie hatten zwei Tage gekämpft, und es waren auf beiden Seiten viele Männer gefallen. Wa-ge-to-te hatte seines Gleichen nicht, wenn es darauf ankam, eine Hütte der Sioux zu zerstören. Wah-ka-zhe, Bruder des Muk-kud-da-be-na-sa, traf diese Ottawa am Lake Winnipeg, als sie vom Wildenreis-Fluss heimkamen. Er hatte sich zehn Jahre lang in den Felsengebirgen und der Umgegend umhergetrieben, aber endlich nach seinem Heimatland zurückgesehnt. In dieser langen Zeit hatte er viel mit den Weißen verkehrt und recht wohl gelernt, wie man sich unter ihnen seinen Lebensunterhalt verdienen kann. Er sagte mir, ich würde mich unter Leuten meines Stammes viel wohler fühlen als unter den Indianern. Handelsmann könnte ich aber nicht werden, weil ich das Schreiben nicht verstünde. Da ich keine Lust zu anhaltenden Arbeiten hätte, bemerkte er ferner, so käme

auch beim Landbau nichts für mich heraus. Er wisse nur eine Beschäftigung, die meinen Neigungen zusage und für mich passend wäre. Ich sollte Dolmetscher werden.

Er erzählte uns mancherlei. Unter anderen Geschichten gab er uns auch die von einem Missionar zum Besten, der zu den Ottawa vom krummen Baum und einigen Indianern, welche ihre Hütten in der Nähe der See aufgeschlagen hatten, gekommen war und sie bewegen wollte, ihre Religion aufzugeben und dafür jene der Weißen anzunehmen. Er teilte uns eine Anekdote von einem Indianer mit, der sich hatte taufen lassen. Dieser kam nach seinem Tod an die Pforte des Himmels, in welchem die weißen Menschen sind, und beehrte Einlass. Aber der Wache haltende Häuptling sagte ihm, dass die Rothäute dort nicht zugelassen würden.

»Geh nach Westen« sprach er, »dort liegen die Jagdgründe und Dörfer der Leute deines Stammes, welche vor dir auf Erden gelebt haben.«

Der Indianer zog also ab. Als er aber bei den Dörfern anlangte, welche von den Toten seines Volkes bewohnt werden, wollte ihn dort der Häuptling auch nicht aufnehmen. »Du hast dich bei deinen Lebzeiten unserer geschämt, du hast den Gott der Weißen angebetet. Gehe darum nach dessen Dorf. Er muss über dir wachen.«

So wurde er von beiden zurückgewiesen.

Wah-ka-zhe war der angesehenste Mann unter uns und musste deshalb unsere Bewegungen leiten. Indessen entschied er, entweder aus Trägheit oder weil er von mir eine vorteilhafte Meinung hegte, dass nicht nur er, sondern auch die ganze Gruppe den Winter über unter meiner Leitung stehen müssten. Wir verfolgten keinen anderen

Zweck, als den, so gut wie möglich für unseren Lebensunterhalt zu sorgen. Alle erklärten mich für einen guten Jäger, ich kannte die Gegend besser als irgendein anderer, die Wahl war demnach nicht unpolitisch.

Meinem Rat zufolge zog die ganze Gruppe an die Ufer des Be-gwi-o-nus-ko, der etwa zehn Meilen oberhalb Pembina in den Red River fällt. Dort wollten wir den Winter über bleiben. In der Zeit, von welcher ich rede, hielt sich dort Wild in großer Anzahl auf. Wir hatten Überfluss und lebten gemächlich. Daher rühmte sich denn Wah-ka-zhe häufig damit, dass er so scharfsichtig gewesen sei, mich zum Anführer vorgeschlagen zu haben. Aber bald danach sprach Wa-me-gon-a-biew viel davon, den Wah-ka-zhe aus dem Weg zu schaffen, weil er verwandt mit einem Mann sei, der vor mehreren Jahren seinen Vater Taw-ga-we-ninne getötet hatte. Ich wollte natürlich mit diesem Unternehmen nichts zu schaffen haben. Allein er hörte nicht auf meine Gegenvorstellungen und trat eines Tages in Wah-ka-zhes Hütte, hielt ein Messer in der Hand und drohte, ihn zu töten. Aber Muk-kud-da-be-na-sa , Wah-ka-zhes Bruder, bemerkte seine Absicht, vereitelte sie, und forderte ihn zu einem Zweikampf heraus. Wa-me-gon-a-biew aber lehnte denselben, wie gewöhnlich, so auch dieses Mal, ab. Ich tadelte nicht nur dieses schimpfliche Benehmen, sondern machte auch den Vorschlag, ihn aus unserer Gruppe zu verstoßen. Ich wollte ihn auch nicht mehr als meinen Bruder betrachten. Aber Wah-ka-zhe war ein ebenso menschlicher wie angesehener Mann. Er wollte keine Veranlassung zu Unruhen geben, und verzieh die Beleidigung.

Einer seiner Söhne galt für den besten Jäger in unserer Gruppe, und es entstand daher, als wir uns eine Zeit lang

an den Ufern des Be-gwi-o-nus-ko aufhielten, ein freundschaftlicher Wetteifer zwischen uns beiden. O-ge-mah-we-ninne, denn so hieß er, erlegte neunzehn Moosetiere, einen Biber und einen Bären, ich siebenzehn Moosetiere, hundert Biber und sieben Bären. Er wurde aber dennoch für den geschickteren Jäger erklärt, weil unter allen Tieren das Moose am schwersten zu schießen ist. Viele Indianer töten deren im Laufe eines ganzen Winters kaum zwei oder drei, und manche schießen keines in ihrem ganzen Leben.

Wir hatten an den Ufern des Be-gwi-o-nus-ko solange Wild im Überfluss, bis zuletzt eine andere zahlreiche und völlig ausgehungerte Gruppe Chippewa sich uns anschloss. Die meisten dieser Neuankömmlinge waren wirklich dem Hungertod ganz nahe. Ein Mann, namens Kischkau-ko, Neffe des Indianers, welcher mich geraubt hatte, schoss an einem Tag zwei Moosetiere und sagte zu mir, ich möchte mit ihm kommen, um einen Teil des Fleisches zu tragen. Dabei deutete er mir an, es sei seine Absicht, weiter niemand davon zu unterrichten, dass er gutes Glück gehabt habe. Aber ich schlug ihm meine Mitwirkung rund ab, und ging mit Muk-kud-da-be-na-sa und einigen anderen auf die Jagd. Wir schossen vier Bären und teilten das Fleisch unter die Hungrigen aus.

Nun wurde es aber notwendig, dass eine so zahlreiche Gruppe, wie wir sie bildeten, sich nach verschiedenen Richtungen hin verteilte. Ich meinerseits ging mit dem schwarzen Vogel, Wah-ka-zhe und einem anderen Mann zu einer etwa zwei Tagesreisen entfernten Stelle, wo wir unsere Hütten aufschlugen. Eines Morgens gingen wir alle auf die Jagd und trennten uns. Ich war aber, da ich spät am Abend heimkehrte, nicht wenig erstaunt, auf der Stelle, wo unsere

Hütte stand, weiter nichts mehr zu finden, wie etwas dürres Gras, das uns zum Lager gedient hatte. Auf demselben ruhte der schwarze Vogel, welcher einige Zeit vor mir zurückgekommen war, und da er die Hütte nicht mehr fand, in der Meinung stand, wir hätten ihn allein zurückgelassen. Als wir am anderen Morgen den Spuren unserer Gefährten folgten, kamen uns Boten mit der Nachricht entgegen, dass der Sohn Nah-gitsch-e-gummes, desselben Mannes, der mit Wah-ka-zhe uns so plötzlich verlassen hatte, sich zufällig durch einen Flintenschuss tödlich verwundet habe. Er hatte sich nämlich nachlässig auf den Lauf des Gewehrs gestützt, unvorsichtigerweise mit seinem Schneeschuh den Hahn berührt. Der Schuss war losgegangen und hatte ihm Achsel und Kopf beschädigt. Es war eine furchtbare Wunde, und dennoch lebte er noch zwanzig Tage. Das Bewusstsein hatte er aber nicht mehr wiedererlangt. Die Indianer schrieben den Umstand, dass unsere Gefährten uns so plötzlich und ohne alle Ursache verlassen hatten, einer trüben Vorahnung zu.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Einige Zeit darauf wurde die Hungersnot unter uns so drückend, dass wir es für nötig hielten, unsere Zuflucht zu einer Jagdmedizin zu nehmen. O-ge-mah-we-ninne und ich galten für die besten Jäger in der Gruppe, und daher schickte Nah-gitsch-e-gumme jedem von uns einen kleinen ledernen Medizinbeutel, welcher gewisse zu Pulver zermalmte Kräuter, die mit roter Farbe gemischt waren, ent-

hielt. Wir sollten sie bei den kleinen Figuren der Tiere, welche wir töten wollten, anwenden.

Bei dieser Art zu jagen, bedient man sich, insofern es die Medizin betrifft, ganz derselben Mittel, wie bei den Gelegenheiten, wo ein Indianer einem anderen eine Krankheit oder irgendein Leid zuwege bringen will. Es wird nämlich eine kleine Zeichnung gefertigt, welche den Mann, die Frau oder das Tier darstellt, an dem die Kraft der Medizin sich erproben soll. Will man den Tod herbeiführen, so sticht man mit einem spitzen Werkzeug den Teil, welcher das Herz vorstellt, und legt auf die Stelle ein wenig Medizin. Das Bild, welches zu diesem Behuf gemacht wird, heißt Muzzi-ne-noon. Mit demselben Namen werden auch die kleinen Manns- oder Frauengestalten bezeichnet, die entweder ganz flüchtig auf ein Stück Birkenrinde oder mit etwas mehr Sorgfalt auf Holz gezeichnet werden.

Wir zogen aus, in der festen Überzeugung, dass wir unseren Zweck erreichen würden. Allein Wah-ka-zhe kam uns nach und sagte, wir sollten uns vor der Medizin, die Nah-gitsch-e-gumme uns gegeben hätte, in acht nehmen. Sie würde uns sonst gewiss Unheil bringen, wenn auch nicht gleich jetzt, doch gewiss später, wenn wir sterben müssten. Wir benutzten sie also nicht und erlegten dessen ungeachtet einiges Wild. Natürlich ermangelte Nah-gitsch-e-gumme nicht, diesen glücklichen Erfolg der Kraft seiner Medizin zuzuschreiben. Da ich sah, dass die Hungersnot nicht abnahm, so trennte ich mich von der Gruppe, um abgesondert von ihr zu leben, denn ich wusste recht gut, dass ich auf diese Weise alle Bedürfnisse meiner Familie recht gut würde befriedigen können. Wah-ka-zhe und der schwarze Vogel gingen zum Winnipegsee, kamen aber von dorthier

nicht, wie ich doch gehofft hatte, zurück.

Als meine Jagd beendet und die Frühlingszeit herangekommen war, während welcher die allgemeinen Versammlungen stattzufinden pflegen, fuhr ich den Be-gwi-o-nus-ko hinab, um die Handelsleute am Red River zu besuchen. Die meisten Indianer hatten sich vor mir dorthin auf den Weg gemacht. Eines Morgens, da ich an einem unserer gewöhnlichen Lagerplätze vorüberkam, bemerkte ich einen kleinen Stab, den jemand in die Erde gesteckt haben musste. Am oberen Ende war ein Stück Birkenrinde befestigt. Ich trat näher, untersuchte alles und erkannte die Abbildung einer Klapperschlange und eines Messers, dessen Stiel die Schlange berührte, während die Spitze in einem Bären steckte, welcher den Kopf hängen ließ. Neben der Klapperschlange war ein Biberweibchen abgezeichnet. Eine Zitze desselben berührte die Schlange.

Die ganze Zeichnung war gemacht worden, um mir Nachrichten mitzuteilen. Ich erfuhr auf diese Art, dass Wa-me-gon-a-biew, dessen Totem eine Klapperschlange (Sche-sche-gwa) war, einen Menschen getötet hatte, der zum Totem einen Bären (Muk-kwa) hatte. Kein anderer als Wa-me-gon-a-biew konnte der Mörder sein, denn die Zeichnung zeigte eindeutig an, dass der Täter Sohn einer Frau war, die den Biber zum Totem hatte, und das war mit Net-no-kwa der Fall. In unserer Gruppe hatten nur wenige Männer den Bären zum Totem, und so konnte ich nicht daran zweifeln, dass ein junger Mensch, namens Ke-zha-koons, das Opfer sei. Dass der Bär den Kopf hängen ließ, sagte mir, er sei tot, und nicht bloß verwundet.

Dieser Vorfall hinderte mich nicht, meinen Weg fortzusetzen. Ich beeilte mich im Gegenteil um so mehr und kam ge-

rade noch zur rechten Zeit, um dem Begräbnis des jungen Menschen, den mein Bruder getötet hatte, beizuwohnen. Wa-me-gon-a-biew grub selbst ein Loch, in welchem zwei Körper Platz hatten, zog darauf seine Oberkleider aus, stellte sich so an den Rand der Grube, nahm sein Messer und hielt dessen Stiel dem ihm zunächst stehenden Verwandten des Getöteten hin.

»Mein Freund«, sprach er, »ich habe deinen Bruder getötet. Du siehst, ich habe selbst eine Grube gegraben, die Raum genug für zwei Männer hat. Ich bin darauf gefasst, hier neben ihm zu schlafen.«

Aber der Erste, der Zweite und so alle übrigen Verwandten des Getöteten verweigerten nacheinander die Annahme des Messers, welches Wa-me-gon-a-biew ihnen darbot, denn die Verwandten meines Bruders waren mächtig, und die Furcht, welche sie einflößten, rettete diesem das Leben. Ke-zha-koons hatte ihn nämlich sehr dadurch gereizt, dass er ihn über die abgeissene Nase verspottete. As Wa-me-gon-a-biew sah, dass kein männlicher Verwandter des Getöteten öffentlich wagte, den Tod desselben zu rächen, sprach er: »Nun belästigt mich aber weder jetzt noch in Zukunft mit dieser Angelegenheit. Wenn es jemand wagt, mich auf ähnliche Weise zu verspotten, so werde ich wieder tun, was ich schon einmal getan habe.«

Die Art und Weise, auf welche ich Nachricht von jenem Mord erhielt, ist unter den Indianern sehr häufig im Gebrauch, und in den meisten Fällen sind die Andeutungen sehr klar und verständlich. Die Männer ein und desselben Stammes kennen ihre Totems gegenseitig vollkommen, und wenn bei diesen Zeichnungen die Gestalt eines Menschen nicht ein besonderes Erkennungszeichen hat, so darf

man sicher sein, dass sie einen Sioux oder irgendeinen anderen Fremden andeuten soll. Sehr häufig werden, wie in dem eben angeführten Fall, nicht die Körpergestalten dargestellt. Man begnügt sich mit dem bloßen Totem. Will man andere benachrichtigen, dass sich Leute in Hungersnot befinden, so bildet man entweder einen Menschen oder noch öfter bloß das Tier, welches Totem ist, ab, aber so, dass der Mund weiß gemalt wird.

Ich besuchte den Handelsmann am Red River und machte mich dann auf die Reise in die Vereinigten Staaten. Aber am Winnipegsee hörte ich, dass der Krieg zwischen diesen und Großbritannien noch nicht beendet und der Übergang über die Grenze immer sehr gefährlich sei. Ich blieb also, wo ich war. Bald kamen Pe-schau-ba, Waw-zhe-kwaw-maisch-koon nebst mehreren anderen dorthin. Sie wohnten in drei Hütten. Waus-so, der alte Gefährte Pe-schau-bas, war auf der Jagd durch einen Zufall ums Leben gekommen. Wir lebten zusammen im Überfluss und waren sehr zufrieden. Aber Pe-schau-ba, auf welchen der Tod seines Freundes tiefen Eindruck gemacht hatte, fiel bald in eine schwere Krankheit. Er war überzeugt, dass nun sein Ende nahte, und sprach darüber sehr oft mit uns.

Eines Tages wandte er sich zu mir und sagte: »Ich erinnere mich, dass ich dort oben beim Großen Geiste war, ehe ich hier auf dieser Welt lebte. Ich sah oft hinunter und erblickte Menschen auf der Erde, sah viele schöne und wünschenswerte Dinge, auch eine hübsche Frau. Da ich diese alle Tage betrachtete, so fragte mich der Große Geist: ›Pe-schau-ba, liebst du die schöne Frau, welches du so oft betrachtetest?‹

›Jawohl‹, antwortete ich. ›Dann‹, fuhr er fort, ›sollst du ei-

nige Winter auf der Erde leben. Du sollst aber dort nicht lange verweilen, denk daran, was ich dir jetzt sage. Sei stets sanft und gut gegenüber meinen Kindern, die du dort unten siehst.◀ So bin ich auf die Erde herabgekommen und habe nie vergessen, was er mir eingeschärft hatte. Ich habe mich immer im Rauch zwischen beiden Gruppen gehalten. Wenn mein Volk gegen seine Feinde gekämpft hat, habe ich nie meine Freunde in ihren Hütten geschlagen. Ich habe die Torheit der jungen Leute, die mich beleidigen wollten, verachtet. Aber stets war ich bereit, unsere tapferen Krieger den Sioux entgegen zu führen. Ich ging immer schwarz bemalt im Gefecht, so wie du mich jetzt siehst. Ich höre von hier aus dieselbe Stimme, welche zu mir sprach, als ich auf die Erde herabstieg. Sie sagte mir, ich würde nicht lange dort verweilen. Dir, mein Bruder, war ich immer ein Beschützer, und du wirst traurig sein, wenn ich dich verlassen habe. Aber sei nicht einem Weibe ähnlich. Du wirst bald meinen Spuren folgen.«

Er legte dann die neuen Kleidungsstücke an, welche ich ihm geschenkt hatte, ging aus der Hütte, betrachtete Sonne und Himmel, den See und die entfernten Hügel, kam dann wieder herein und setzte sich ganz ruhig an seinen gewöhnlichen Platz. Ein paar Augenblicke später hatte er aufgehört zu atmen.

Nach Pe-schau-bas Tod wollte ich noch einmal versuchen, ob ich in die Vereinigten Staaten gelangen könnte, allein Waw-zhe-kwaw-maisch-koon hielt mich zurück. Ich blieb den Winter über bei ihm, und im Frühjahr gingen wir zum Ne-bo-we-se-be (dem toten Fluss), säten Getreide und verlebten dort den Sommer. Als die Blätter fielen und das Korn eingeerntet war, begaben wir uns zu unseren Jagd-

grenzen.

Ein alter Chippewa, der Krummfinger hieß, lebte seit etwa einem Jahr in meiner Hütte und hatte in dieser ganzen Zeit auch nicht ein einziges Stück Wild erlegt. Als ich einst den Bisons nachstellte, ging er mir nach, und es kam uns eine zahlreiche Herde zu Gesicht. Da wollte der Alte Streit mit mir anfangen und behauptete, ich hätte kein Recht, in jener Gegend zu jagen.

»Ihr Ottawa dürft hier in diesen Bezirken gar nicht jagen. Ich kann euch nicht alle bewachen. Aber du wenigstens bist in meiner Gewalt, und ich bin entschlossen, dich auf der Stelle ums Leben zu bringen, wenn du nicht gleich in dein Land zurückkehrst.«

Diese Drohung beunruhigte mich keineswegs. Ich ließ es darauf ankommen, ob er wagen würde, etwas gegen mich zu unternehmen. Nachdem wir uns ein paar Stunden lang miteinander herumgestritten hatten, kroch er weg, um den Bisons auf Schussweite nahe zu kommen. Gleich darauf kamen zwei junge Ottawa, die sich in einem Gebüsch versteckt gehalten und den Zank mit angehört hatten, zu mir. Der Alte schoss ein paar Mal, traf aber nichts, und ging nun, voll Scham über sein unverschämtes Betragen und seinen Mangel an Geschicklichkeit, zur Hütte zurück. Nun fingen wir drei an zu jagen, und töteten eine Menge fetter Kühe.

Als ich einige Zeit danach den ganzen Tag auf der Jagd gewesen war, und abends spät heimkam, fiel es mir auf, dass alle, welche sich in der Hütte befanden, außerordentlich niedergeschlagen waren. Unter ihnen war auch Chik-ato, ein Mann, den ich nur sehr wenig kannte. Es schien mir, als wenn ihn, gleich den Übrigen, irgendeine unerwartete

Nachricht in eine so große Bestürzung versetzt hätte. Ich fragte daher meine Frau, weshalb sie so niedergeschlagen sei. Sie gab mir aber keine Antwort. Endlich, als ich dringender wurde, sagte Waw-zhe-kwaw-maisch-koon ernsthaft und mit feierlicher Stimme, dass der Große Geist wieder einmal herabgestiegen sei.

»Ei was!«, rief ich, »ist der wieder einmal da gewesen. Er kommt ja seit einiger Zeit recht häufig. Wir werden aber doch hoffentlich bald erfahren, was er uns mitzuteilen hat.«

Die leichte und unehrerbietige Art, in welcher ich über diesen Gegenstand sprach, war vielen Indianern höchst anstößig, und alle waren damit einverstanden, dass sie mir etwas Näheres über diese Sache gar nicht mitteilen wollten. Sie hatte auch für mich nur sehr geringe Wichtigkeit. Ich ging am anderen Morgen wie gewöhnlich auf die Jagd. Da ich gegen diese angeblichen Offenbarungen, wodurch der Große Geist seinen Willen kundgetan haben sollte, sehr gleichgültig dachte, so erfuhr ich damals nicht gleich alles, was vorgegangen war. Später sah ich aber ein, dass wenn meine Zweifel auch nicht die Gottheit beleidigten, in deren Namen uns angeblich jene Offenbarungen mitgeteilt wurden, doch wenigstens die, welche dieselben kundtaten, großes Ärgernis nahmen, und dass ich durch ihr Übelwollen in manche Ungelegenheiten und Gefahren geriet.

Als wir im Frühjahr bei Pembina versammelt waren, errichteten die Häuptlinge eine große Hütte und beschieden alle Männer dort hin, um Mitteilungen über die neue Offenbarung zu machen, durch welche der Große Geist seinen Willen kundgegeben hatte. Der Überbringer derselben war Manito-o-gheez-hik, ein Mann, der nur in geringem Ansehen stand, aber den meisten Chippewa in jener Ge-

gend bekannt war. Er hatte sich ein ganzes Jahr lang nirgends sehen lassen und wollte inzwischen den Aufenthalt des Großen Geistes besucht und von diesem selbst Verhaltensregeln empfangen haben. Doch sagten mir einige Handelsleute, er sei bloß nach Saint Louis am Mississippi gegangen.

Ais-ain-se setzte uns auseinander, weshalb wir versammelt wären, sang darauf, betete und teilte dann das Wesentliche der von Manito-o-gheez-hik enthüllten Offenbarung mit. Die Indianer sollten nicht mehr gegen ihre Feinde ziehen, nicht mehr stehlen, betrügen, lügen, noch sich betrinken oder das Wildbret warm essen, auch keine warme Fleischbrühe genießen. Von diesen Bestimmungen waren nur wenige unbequem. Sie ließen sich leichter beobachten, als die des Shawnee-Propheten. Überhaupt kann man sagen, dass die meisten Vorschriften, welche zu jener Zeit den Indianern gemacht wurden, für sie höchst zweckmäßig und nützlich waren, und ihre wohltätige Wirkung machte sich immer ein paar Jahre lang fühlbar. Sie lebten etwas geregelter und befanden sich deshalb auch in besseren Umständen.

Als wir bereit waren, das Kontor zu verlassen, forderte Ais-ain-se mich und einige Männer auf, ihn an den Man-to-sah-gi-e-gun (Geister-See) zu begleiten, denn dort hielt er sich gewöhnlich auf. Ich wollte indessen nicht mit ihm ziehen, sondern lieber in einer waldigen Gegend Pelz tragende Tiere erlegen. Aber zehn Männer, und unter ihnen Wa-ge-to-te und Gi-ah-ge-git, nahmen seine Einladung an und zogen, von einer großen Anzahl Frauen gefolgt, mit ihm ab. Ein junger Mensch, Ais-ain-ses Freund, genannt Segwun-oons (der Hirsch), sagte uns kurze Zeit vor seinem

Abgang von Pembina, dass er am Geister-See getötet werden würde, machte auch sonst noch einige Prophezeiungen, die sämtlich eintrafen. Die Indianer maßen ihm endlich Glauben bei, und die Gefahren, von welchen sie, wie er sagte, bedroht würden, wenn sie zum See gingen, schilderte er so ergreifend, dass Wa-me-gon-a-biew und andere sehr besorgt wurden und zurückkamen. Der Letzte von allen, der sich uns noch anschloss, war Matsch-e-tuns, ein junger, leichtsinniger Mensch, der oft log. Dieser erzählte uns, dass die Gefahren, von welchen Ais-ain-se und dessen Gruppe bedroht wären, ihn so in Schrecken versetzt hätten, dass er in der Nacht heimlich aufgebrochen sei. Am andern Morgen habe er schon eine weite Strecke hinter sich gehabt, aber doch Flintenschüsse der Sioux aus der Gegend des Lagers herüberschallen hören. Wir trauten seinen Aussagen anfangs nicht recht, sahen aber mit Spannung weiteren Nachrichten entgegen. Endlich schickten die Häuptlinge zwanzig Krieger weg, um zu erfahren, ob und was von dem Erzählten begründet sei. Als diese nun an der Stelle ankamen, wo Ais-ain-se mit seinen Begleitern ein Lager gehabt hatte, überzeugten sie sich, dass alle ohne Ausnahme erschlagen worden waren. Vor dem Lager lag der Leichnam Se-gwun-oons, desselben jungen Mannes, der uns vor seiner Abreise von Pembina vorausgesagt hatte, dass er ums Leben kommen würde. Neben ihm fand man mehrere Krieger seines Alters zerstreut, und weiter hinten lag der kräftige Körper Ais-ain-ses, über und über mit Pfeilen bespickt. Im Lager selbst war der Boden mit entseelten Frauen und Kindern bedeckt. Noch weiter entfernt erblickte man den Leichnam eines Sioux in sitzender Stellung. Er war mit Puk-kwi oder Matten bedeckt, die aus den Hütten

der Chippewa genommen worden waren. Nur Matsch-
eetons war davongekommen. Einige Indianer vermuteten,
er mochte sich wohl während des Gefechts selbst und nicht
in der Nacht vorher entfernt haben. So fiel Ais-ain-se, der
letzte merkwürdige Mann seiner Zeit unter den Chippewa
vom Red River, bei denen er in hohem Ansehen stand. Un-
ser Dorf wurde, nachdem wir so viele Menschen verloren
hatten, eine wahre Ödnis.

Wir zogen nun an den Ne-bo-we-se-be, wo wir den Som-
mer über leben und Korn säen wollten. Sha-gwaw-koo-
sink, ein alter, mir befreundeter Ottawa, war der Erste, wel-
cher unter den Chippewa am Red River den Getreidebau
einführte.

Als die Blätter fielen und wir in die Jagdbezirke zurück-
kamen, waren dort Wölfe in solche Menge vorhanden, dass
sie uns lästig wurden. Sie rissen mein Pferd und mehrere
von meinen Hunden. Eines Tages war ich mit meiner gan-
zen Familie ausgegangen, um das Fleisch eines von mir er-
legten Moosetieres heimzuholen. Als ich wieder in meine
Hütte trat, sah ich auf den ersten Blick, dass die Wölfe ein-
gedrungen waren und am Pelzwerk, den Riemen und Häu-
ten, welche in ihrem Bereich gelegen, herumgefressen und
alles durcheinandergebracht hatten. Ich schoss ihrer viele
tot, und doch machten sie mir immer noch viel zu schaffen.
Besonders kam ein alter Wolf so häufig vor meine Tür, dass
ich ihn stets wiedererkannte und alles, was er tat, recht ge-
nau beobachten konnte. Erst rannte er gewöhnlich auf mei-
ne Hunde zu, die vor ihm ausrissen. Dann schnüffelte er
um die Hütte herum, und was irgend zu verdauen war, das
fraß er auf. Endlich lud ich einmal mein Gewehr recht
scharf, ging gerade auf ihn los und streckte ihn zu Boden,

als er eben gegen mich ansprang. Die Hälfte seiner Haare war ihm schon ausgefallen.

Sechszwanzigstes Kapitel

Herr Henry hatte sich etwa zehn Jahre lang in Pembina als Handelsmann aufgehalten. Sein Nachfolger war ein Herr Mackenzie, der aber nur eine kurze Zeit blieb, worauf Herr Wells kam, dem die Indianer den Beinamen Gah-se-moan (das Schiff) gaben, denn er war sehr dick und rund. Dieser Mann legte am Ufer des Red River, dicht bei der Mündung des Assiniboine River, ein Festungswerk an, das sehr wohl imstande war, eine Belagerung auszuhalten. Die Hudson-bay-Compagnie hatte damals keine Posten in jener Gegend, und die Indianer sahen bald ein, wie vorteilhaft für sie die Eifersucht und Konkurrenz beider Pelzhandelsgesellschaften gewesen war.

Zu Beginn des Winters rief Herr Wells uns alle zusammen, gab den Indianern zehn Gallonen Rum nebst etwas Tabak und tat ihnen zu wissen, dass er keinem etwas borgen würde, und wäre es auch nur der Wert einer Nadel. Wer ihm Pelzwerk bringe, der würde Absatz finden und solle dafür alles bekommen, was ihm während der kalten Jahreszeit notwendig wäre. Ich war damals, als er den Indianern diese Eröffnung machte, nicht zugegen. Als sie mich davon in Kenntnis setzten, wollten sie mir meinen Anteil an jenen Geschenken zukommen lassen. Ich mochte aber nichts davon und tadelte meine Gefährten, dass sie sich so erbärmlich benommen hatten und solche Bedingungen ein-

gegangen wären.

Seit einer langen Reihe von Jahren war es üblich gewesen, dass die Handelsleute ihnen, sobald die Blätter abgefallen waren, einen Kredit gaben. Da sie einen solchen nun nicht erhielten, so fehlte es ihnen an allem, an Kleidungsstücken und Schießbedarf. Einige hatten sogar weder Gewehr noch fallen. Wie konnten nun diese Leute, ohne wie bisher von den Handelsleuten unter die Arme gegriffen zu werden, mit ihren Familien leben? Der strenge Winter stand vor der Tür. Einige Tage darauf ging ich zu Herrn Wells, sagte ihm, ich sei arm, hätte ganz allein eine zahlreiche Familie zu ernähren und würde ohne Zweifel viel zu leiden haben, ja vielleicht ein Opfer des Todes werden, wenn er mir nicht so viel Kredit gäbe, wie ich bisher um diese Jahreszeit immer erhalten hätte.

Er aber hörte meine Vorstellungen gar nicht an und rief barsch, ich möchte mich von ihm fortpacken. Da legte ich acht jener silbernen Biber, welche die Frauen als Putz und Schmuck zu tragen pflegen, vor ihm auf den Tisch hin. Sie hatten mich im vorigen Jahr viel gekostet. Davon bot ich ihm einen zum Tausch an, oder wenn er das nicht wollte, so möchte er sie alle als Pfand zurückbehalten, bis ich imstande wäre, ihm Pelzwerk zu bringen. Er nahm die wertvollen Sachen, warf sie mir ins Gesicht und sagte, ich sollte nie wieder einen Fuß über seine Schwelle setzen. Die strenge Kälte war damals noch nicht eingebrochen. Also ging ich unverzüglich auf die Jagd, und schoss mehrere Moosetiere, deren Häute von meiner Frau so zubereitet wurden, dass wir uns Winterkleider daraus machen konnten, denn auf die Decken und Wollzeugs, an welche uns die Handelsleute gewöhnt hatten, musste ich wohl verzichten.

Ich war auf der Jagd fortwährend erfolgreich und vernahm endlich mitten im Winter, dass Herr Hanie, Agent der Hudsonsbay-Compagnie in Pembina angekommen sei. Ich machte mich unverzüglich auf, um ihn zu besuchen, und er gab mir soviel Kredit, wie ich nur verlangte. Ich nahm diesen für einen Wert von 70 Pelzen und begab mich darauf an den Muskrat River, wo ich bis zum Frühling jagte und eine große Anzahl an Mardern, Bibern, Ottern sowie anderen Tieren fing.

Im Frühjahr ließ ich Herrn Hanie durch einige Indianer sagen, ich hätte eine hinlängliche Menge von Pelzwerk beisammen und würde ihm an der Mündung des Assiniboine River meine Schuld abtragen. Als ich mich dort einfand, war er noch nicht da. Ich blieb aber, um auf ihn zu warten, und zwar dem Kontor des Herrn Wells gerade gegenüber. Ein alter Franzose bot mir Obdach in seinem Haus. Ich ging dorthin und legte alles Pelzwerk auf der mir angewiesenen Schlafstelle nieder. Als Herr Wells erfuhr, dass ich anwesend war, schickte er dreimal nach mir und ließ mir sagen, er wolle mich gern sprechen. Endlich gab ich den Vorstellungen seines Schwagers nach und setzte mit diesem über den Fluss.

Herr Wells schien sehr zufrieden, dass ich ihn besuchte, behandelte mich mit ausnehmender Höflichkeit und bot mir Wein sowie vieles andere an, das er zu geben imstande war. Ich hatte aber kaum ein wenig Tabak genommen, da sah ich seine Franzosen mit meinem Pelzwerk ankommen. Sie legten es in meiner Gegenwart in Herrn Wells Schlafzimmer nieder, und dieser steckte darauf den Schlüssel in die Tasche. In demselben Augenblick ließen auch seine Höflichkeit und sein zuvorkommendes Wesen nach. An-

fangs sagte ich kein Wort, war aber sehr betroffen, weil es mir schwer aufs Herz fiel, dass ich nun dem Herrn Hanie meine Schuld nicht würde entrichten können. Auch ärgerte es mich sehr, dass ich mich ohne meine Zustimmung und mit Gewalt meines Eigentums beraubt sah. Ich ging jetzt rund um das Haus und benutzte eine günstige Gelegenheit, um mich in die Schlafkammer zu schleichen, während Herr Wells etwas aus einem Koffer hervorholte. Erst sagte er, ich sollte hinausgehen, und wollte mich darauf aus der Tür werfen. Ich war aber zu stark für ihn. Als nun die Sachen einmal soweit gediehen waren, nahm ich keinen Anstand, mich meiner Ballen zu bemächtigen. Er riss sie mir weg, ich packte sie wieder, und als während dieses Hin- und Herzerrrens die Stricke auseinandergingen, fielen die Pelze auseinander. Während ich sie zusammenraffte, ergriff er eine Pistole, lud sie und richtete diese gegen meine Brust. Ich stand einige Augenblicke bewegungslos da, denn ich war fest überzeugt, dass er in seiner äußersten Wut mich erschießen würde. Da aber packte ich ihn am Handgelenk, wandte die Waffe zur Seite, zog ein großes Messer aus meinem Gürtel und hielt es in der Rechten, während ich ihn mit der Linken festhielt. Als er sich so ganz unvermutet in meiner Gewalt sah, rief er erst seine Frau, darauf seinen Dolmetscher herbei, und sagte, sie sollten mich aus dem Haus werfen.

Der Dolmetscher entgegnete ihm aber: »Das können Sie eben so gut wie ich.«

Auch einige Franzosen, welche bei diesem Zank gegenwärtig waren, verweigerten ihm ihre Unterstützung. Da er nun endlich sah, dass er mich weder einschüchtern noch meiner habhaft werden konnte, so nahm er noch einmal zu

gütlichen Mitteln seine Zuflucht. Er wolle mit mir teilen, und dann könnte ich ja die Hälfte meines Pelzwerks den Agenten der Hudsonsbay-Compagnie überlassen.

»Du hast immer zur Nordwest-Compagnie gehört. Weshalb willst du uns jetzt verlassen, und zur Hudsonsbay-Compagnie gehen?«

Darauf fing er an die Häute zu zählen und teilte sie in zwei Haufen.

Ich sagte aber, das wäre alles ganz überflüssig, denn ich sei fest entschlossen, ihm nicht eine Einzige zu lassen. »Ich bin während des letzten Blätterabfalles zu dir gekommen«, sagte ich ihm. »Als ich hungrig war, und mir alles fehlte, da hast du mich wie einen Hund von deiner Tür weggestoßen. Den Schießbedarf, womit ich diese Tiere dort erlegt habe, gab mir Herr Hanie auf Kredit, und ihm gehören die Felle. Wäre dem aber auch nicht so, dann würde ich dir doch nicht ein Einziges ablassen. Du bist ein elender Mensch, hast nicht soviel Mut wie ein Kind. Wenn du auch nur ein Weiberherz hättest, so würdest du deine Pistole nicht gegen mich gerichtet haben, ohne abzudrücken. Mein Leben stand in deiner Gewalt. Nichts hinderte dich, es mir zu nehmen, nicht einmal die Furcht vor meinen Freunden, denn du weißt wohl, dass ich ein Fremdling unter den Indianern bin, und niemand sich erheben würde, um für meinen Tod Rache zu nehmen. Du hättest meinen Leichnam wie den Körper eines Hundes in den Strom werfen können, und niemand hätte von dir Rechenschaft verlangt. Aber es fehlte dir der Mut dazu.«

Er fragte, ob ich nicht ein Messer in der Hand hielte. Und ich wies ihm deren zwei, ein kleines und ein großes. Dabei sagte ich, er sollte sich wohl hüten, dass er mich nicht rei-

zen solle, Gebrauch davon zu machen. Endlich, des Streites müde, setzte er sich in dem großen Gemach, mir gerade gegenüber, hin. Es war ein beträchtlicher Raum zwischen uns beiden, aber dennoch hörte ich deutlich sein Herz klopfen, so aufgeregt war er. Er blieb eine Weile sitzen, und trat dann vor die Tür, um draußen etwas auf- und abzugehen. Ich nahm mein Pelzwerk. Der Dolmetscher war mir beim Zusammenbinden desselben behilflich. Ich lud es auf meine Schultern und ging gerade auf Herrn Wells zu. Darauf legte ich alles in mein Kanu und fuhr über den Strom, um mich zu der Wohnung des alten Franzosen zu begeben.

Am anderen Morgen schien Herr Wells eines Besseren beraten zu sein und verzichtete auf alle heftigen Maßregeln. Er schickte nämlich seinen Dolmetscher herüber und ließ mir sein Pferd anbieten, wenn ich das Geschehene vergessen wolle. Das Pferd war sehr gut und wertvoll.

»Sag ihm nur«, gab ich dem Dolmetscher zur Antwort, »dass er nichts ist als ein Kind, welches auch an ein und demselben Tag Streit anfängt und ihn wieder vergisst. Er soll aber sehen, dass ich nicht seines Gleichen bin. Ich habe selbst ein Pferd und werde mein Pelzwerk mitnehmen, will es auch nie vergessen, dass er seine Pistole gegen meine Brust richtete und doch nicht den Mut hatte, auf mich zu schießen.«

Am anderen Morgen kam ein Diener der Nordwest-Compagnie vom Kontor am Moose River und machte sich, wie ich wenigstens vermute, gegen Herrn Wells anheischig, mir mein Pelzwerk abzunehmen. Der Handelsmann bemühte sich vergeblich, ihn von seinem Vorhaben abzubringen.

Um Mittag sah der alte Franzose zur Tür hinaus und sprach zu mir: »Mein Freund, ich glaube, du wirst dein

Pelzwerk doch wohl noch einbüßen. Ich sehe vier gut bewaffnete Männer hierher kommen. Sie nähern sich, meiner Ansicht nach, nicht in freundschaftlicher Absicht. «

Da nahm ich meine Felle, legte sie mitten ins Zimmer und setzte mich, eine Biberfelle in der Hand haltend, auf die Ballen. Der Diener trat, von drei jungen Männern begleitet, ins Gemach und forderte mir mein Pelzwerk ab.

»Was für ein Recht hast du, mir es abzuverlangen?«, fragte ich.

»Du bist mir etwas schuldig«, gab er zur Antwort.

»Wann habe ich etwas von der Nordwest-Compagnie geborgt, ohne mich zur bestimmten Zeit meiner Schuld zu entledigen?«

»Es sind jetzt zehn Jahre her«, fuhr er fort, »da hat dein Bruder Wa-me-gon-a-biew von mir Vorschüsse erhalten, aber nur zehn Häute zurückgezahlt. Das Übrige ist er mir noch schuldig, und du wirst es mir hoffentlich jetzt entrichten.«

»Sehr wohl«, antwortete ich, »Deinem Verlangen soll Genüge geleistet werden. Aber dann wirst auch du deinerseits mir die vierzig Ballen Biberfelle bezahlen, welche wir dir zum großen Trageplatze schickten. Dein Empfangsschein ist, wie du sehr wohl dich erinnern wirst, am Ke-nu-kau-nesche-wap-boant, als meine Hütte in Flammen aufging, zu Asche geworden, und du hast für jene 160 Biberfelle niemals, weder mir noch irgendeinem meiner Verwandten etwas dafür gegeben. Nicht einmal so viel, wie eine Stecknadel wert ist.«

Als er sah, dass dies alles nicht anschlug, und selbst zugestehen musste, dass meine Forderung gerecht war, wollte er, ebenso wie Herr Wells am Abend vorher, seine Zuflucht

zur Gewalt nehmen. Damit kam er aber auch nicht weit und kehrte ins Fort zurück, ohne von mir auch nur ein Marderfell erhalten zu haben.

Damals erhielt ich bestimmte Nachricht, dass es noch eine Weile dauern könnte, bevor Herr Hanie ankäme. Daher ging ich zurr Morte Riviere, um ihn zu erwarten, und tötete 400 Moschusratten. Endlich fand er sich ein, um mich und noch einen Indianer zu sehen, und erzählte mir, dass er am hellen Mittag, unter lautem Gesang, den alle seine Ruderer anstimmten, vor dem Kontor des Herrn Wells vorüber, zur Mündung des Assiniboine River gefahren sei. Herr Wells hatte ihn mit seinen Leuten, die stark bewaffnet waren, verfolgt. Da hatte sich Herr Hanie ans Land setzen lassen, und war, während die übrigen Leute im Kanu sitzen blieben, auf eine etwa fünfzig Schritte vom Ufer entfernt liegende Prärie gegangen. Herr Wells war ihm mit mehreren bewaffneten Leuten dorthin gefolgt. Herr Hanie hatte ihm aber geraten, ihm nicht allzu nahe zu kommen, und so behielt die ganze Sache mit einem Zank ihr Bewenden.

Nun erzählte ich ihm meinerseits, wie es mir gegangen war, bezahlte, was ich ihm schuldete, verhandelte auch mein übriges Pelzwerk an ihn und erhielt, als wir einig waren, obendrein noch einige wertvolle Geschenke, unter denen sich eine sehr gute Flinte befand. Kurze Zeit nach der Abreise des Herrn Hanie ruderte ich den Red River aufwärts, und begegnete Herrn Wells. Es fehlte ihm an frischem Wildbret, und er fragte, ob ich ihm keines ablassen könnte. Wenn ich etwas gehabt hätte, so würde ich es ihm gegeben haben. Er glaubte aber, ich schlüge ihm seine Forderung aus Böswilligkeit ab. Später schickte er mir sein Pferd, obschon ich in weiter Entfernung von ihm lebte. Ein

anderes Mal sandte er es mir nach Pembina. Ich weigerte mich aber stets, es anzunehmen. Dadurch ließ er sich indessen nicht irremachen, und ich hörte, dass er fortwährend sagte, das Pferd gehöre mir. Drei Jahre später, als er gestorben war, versicherten mir die Handelsleute, ich hätte völliges Recht, dieses Pferd zu nehmen. Ich wollte das aber nicht, und so wurde es einem alten Franzosen überlassen. Nach dem Tod des Herrn Wells fing ich wieder an, mit der Nordwest-Compagnie zu handeln, was ich während seiner Lebtag nicht mehr getan hatte. Hätte er nach mir geschossen und mich sogar gefährlich verwundet, so hätte ich ihm das nicht so übel genommen, als dass er seine Pistole auf mich anlegte und doch feige genug war, nicht abzudrücken.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Esch-ke-buk-ke-koo-scha, ein Häuptling vom Leech-See, fand sich um diese Zeit nebst einem Gefolge von vierzig jungen Kriegern, zu Pembina ein. Ich ging, nebst mehreren anderen, welche er gleichfalls zu sich eingeladen hatte, in seine Hütte, um etwas Näheres über die neue Offenbarung zu hören, welche der große Geist dem Manito-o-gheez-hik gemacht hatte. Eines Abends befanden wir uns sämtlich in einer ausdrücklich zu diesem Behuf errichteten Hütte, tanzten, aßen und wollten die Eröffnungen des Häuptlings anhören, als plötzlich zwei Flintenschüsse gehört wurden, die beinahe in demselben Augenblick fielen, und zwar aus der Gegend herüber, wo die Nordwest-Compagnie ihr Kontor

hatte. In demselben befand sich weiter niemand, als zwei Franzosen, die erst an jenem Tag angekommen waren. Die alten Indianer sahen einander unruhig an, und schienen bestürzt zu sein. Mehre sagten: »Die Franzosen töten Wölfe.«

Esch-ke-buk-ke-koo-scha aber entgegnete: »Ich erkenne die Gewehre der Sioux.«

Die Nacht war sehr dunkel. Die jungen Leute griffen zu den Waffen und eilten hinaus; ich mit ihnen. Einige verhedderten sich im Gestrüpp oder verletzten sich an den Zweigen. Deshalb kamen wir nur langsam vorwärts. Ich meinerseits erreichte endlich den Pfad und ging nun eine Strecke weit den Übrigen voran. Da schlüpfte plötzlich eine dunkle Gestalt an mir vorüber, und in demselben Augenblick vernehme ich die Stimme der schwarzen Ente.

Er sagte: »Ich bin ein Mann (Reen-dow-in-nin-ne).«

Ich hatte oft von seiner Tapferkeit gehört und ihn schon einmal in einem Dorf der Sioux am Chief Mountain gesehen. Damals hatten wir uns auf einen Kampf gefasst gemacht, und er befand sich an unserer Spitze. Ich beschloss, ihm auch diesmal zu folgen.

Als wir noch etwa einen Schuss weit vom Fort entfernt sein mochten, fing er an, bald auf die rechte, bald auf die linke Seite zu springen, und erreichte im schnellsten Zickzack binnen kurzer Zeit das Fort. Ich folgte seinem Beispiel und sah, wie er sich mit einer solchen Behändigkeit hinein schwang, dass seine Fußsohlen auf Mannshöhe über dem Boden schwebten. Innerhalb der Umwallung gewahrten wir ein Haus, aus welchem durch Fenster und Tür ein helles Licht strahlte. Die schwarze Ente hatte eine Bisonhaut über die Schultern geworfen und konnte, weil diese von dunkler Farbe war, an dem Fenster vorübergehen, ohne

von der im Zimmer stehenden Schildwache bemerkt zu werden. Mich aber verriet meine weiße Decke, und schon befand sich die Mündung eines Gewehrlaufes ganz in der Nähe meines Kopfes, als mein Gefährte den erschreckten Franzosen beim Arm packte. Dieser hatte mich nämlich für einen Sioux gehalten und darum mich niederschließen wollen.

Der andere Franzose lag in einer Ecke. Die Frauen und Kinder heulten und wehklagten. Nun erfuhren wir, dass der Mutigste von beiden, derselbe, welcher am Fenster Wache gehalten hatte, kurz vorher sein Pferd außerhalb der Umwallung hatte trinken wollen. Aber kaum war das arme Tier außerhalb der Pforte, so wurde es auch schon von Leuten, die sich ganz in der Nähe versteckt hielten, niedergeschossen. Der Franzose hatte uns für die Täter gehalten, kam aber natürlich bald von seinem Irrtum zurück. Wir beiden hatten nicht einmal den Leichnam des Pferdes bemerkt, und doch waren wir über denselben hinweggeschritten, als wir ins Fort drangen. Der Franzose wollte dasselbe nicht verlassen, die schwarze Ente aber stand zu einem der in demselben befindlichen Frauen in einem sehr vertrauten Verhältnis und drang deshalb darauf, dass sie alle im Indianerlager Schutz und Zuflucht suchen müssten. Nach und nach fanden sich mehrere unserer jungen Krieger ein, und wir beschlossen nun, die ganze Nacht hindurch wohl auf der Hut zu sein.

Am frühen Morgen gewahrten wir die Spuren von zwei Männern, welche über den Pembina gesetzt waren. Am anderen Ufer hatte sich ein Kriegerhaufen versteckt gehalten. Jene beiden Krieger waren der berühmte Yankton-Häuptling Wah-ne-tah und dessen Oheim. Sie hatten dicht am

Eingang zum Fort gelegen und den Entschluss gefasst, auf alles, was aus- oder eingehen würde, zu schießen. Durch ihren Schuss war das Pferd des Franzosen getötet worden. Die beiden Männer hatten darauf die Flucht in Richtung Strom genommen, wahrscheinlich ohne zu wissen, ob sie ein Pferd oder einen Menschen getötet haben.

Als wir uns überzeugt hatten, dass jener Kriegerhaufen der Sioux nicht sehr zahlreich war, wollten sich mehrere unserer Krieger aufmachen und ihn verfolgen.

Aber Esch-ke-buk-ke-koo-scha sagte uns: »Nein, meine Brüder, Manito-o-gheez-hik, der mich zu Euch gesandt, hat gesagt, wir sollten nicht mehr gegen unsere Feinde ziehen. Ist es nicht augenscheinlich, dass uns bei dieser Gelegenheit der große Geist beschützt hat? Wenn die

Sioux sich der Hütte genähert hätten, in welcher wir, ohne Waffen bei uns zu tragen, zum Fest versammelt waren, würden sie uns dann nicht mit leichter Mühe haben töten können? Aber sie waren dermaßen verblendet, dass sie ein Pferd für einen Chippewa ansahen. So wird es auch ferner gehen, wenn wir den Befehlen gehorchen, die uns kundgetan wurden.«

Ich schwebte in Besorgnis über das Schicksal, welches meine Familie betroffen haben konnte. Ich hatte sie in meiner Hütte zurückgelassen und musste fürchten, dass sie von den Sioux auf ihrem Rückzug überfallen worden war.

»Geh«, sprach Esch-ke-buk-ke-koo-scha, als ich ihm sagte, wie ängstlich ich sei, »aber fürchte nicht, dass die Sioux deiner Frau oder deinen Kindern ein Leid zugefügt haben. Ich wünsche nur, dass du heimläufst, um deinen Medizinbeutel mitzubringen. Ich werde dir zeigen, was man mit dem Inhalt desselben machen muss.«

Ich kam bald zurück, hatte meine Familie unversehrt angetroffen, und er warf alles ins Feuer, was ich mitgebracht hatte, die Jagd- und Kriegsmedizin ausgenommen.

»Höre«, sprach er, »was wir fortan tun müssen. Wenn einer krank wird, soll man ein aus Birkenrinde verfertigtes Gefäß nehmen, und ein wenig Tabak, und das soll der Kranke selbst, wenn er noch gehen kann, und ist dieses nicht der Fall, sein nächster Anverwandter bis an das nächstliegende fließende Wasser tragen. Dort soll man den Tabak dem Fluss übergeben, das Gefäß gegen den Strom eintauchen und einige Tropfen herausziehen, welche der Kranke in seiner Hütte trinken muss. Ist der Kranke sehr schlecht, so muss dieses Gefäß so tief untergetaucht werden, dass der Rand desselben den Grundschlamm berührt.«

Als er mir diese Anweisung gegeben hatte, überreichte er mir noch einen kleinen hölzernen Reif, der wie ein Band um den Kopf getragen werden sollte. Auf der einen Seite desselben sah man das Bild einer Schlange, deren Amt, wie er sagte, es sein sollte, das Wasser zu bewachen. Auf der anderen Seite war ein Mensch abgebildet, welcher den großen Geist vorstellen sollte. Diesen Schmuck durfte man aber nicht für gewöhnlich tragen. Nur wenn ich Wasser für kranke Verwandte oder Freunde holen würde, sollte ich ihn umtun. Ich war sehr missvergnügt darüber, dass er den ganzen Inhalt meines Medizinbeutels vernichtete. Es waren Wurzeln und andere Dinge darin, deren heilsame Wirkung in Krankheitsfällen ich selbst erprobt hatte. Noch mehr aber tat es mir leid, dass er uns ein für alle Mal verboten hatte, künftig von diesen wohltätigen Heilmitteln Gebrauch zu machen. Indessen ließen es sich sämtliche Indianer dieser

Gruppe gefallen, und so musste auch ich mich fügen.

Im Anbeginn des Frühlings machte ich mich auf, um verabredetermaßen mit Scha-gwaw-ko-sink zusammenzutreffen. Das hatte ich ihm, als im vorigen Jahr die Blätter abfielen, versprochen. Ich war zur rechten Zeit am Platz, und bald darauf kam auch der Greis an, ganz allein und zu Fuß. Er lagerte seit einigen Tagen nur zwei Meilen weit entfernt und war mit frischem Wildbret im Überfluss versehen, was mir sehr angenehm war, da ich seit einiger Zeit nichts geschossen hatte. Ich blieb den Sommer über bei ihm. Scha-gwaw-ko-sink war zu alt und zu schwach, um noch jagen zu können, hatte aber einige junge Männer bei sich, die es ihm an nichts fehlen ließen, solange überhaupt Wild in der Umgebung war. Gegen Ende des Jahres war das nicht mehr der Fall; das Wetter kalt und der Erdboden sehr tief eingefroren, aber es fiel kein Schnee, und deshalb war es sehr schwer, den Moosetieren nahe zu kommen, denn sie liefen immer davon, sobald sie hörten, dass wir uns näherten. Das Geräusch, welches unsere Tritte im dürren Laub und auf der harten Erde verursachten, verriet uns immer. Da dieses Wetter lange andauerte, so fingen wir an, Hunger zu leiden, und nahmen nun zu unserem letzten Hilfsmittel, einer Jagdmedizin, unsere Zuflucht. Ich sang und betete die halbe Nacht und legte mich alsdann schlafen. Da sah ich im Traum, wie ein schöner junger Mann durch die Giebelöffnung meiner Hütte herabstieg.

Er sprach: »Warum das Geräusch, welches ich vernehme? Weiß ich etwa nicht, wann dich hungert und dürstet? Ich halte stets meine Augen auf dich gerichtet, und du brauchst mich nicht mit lautem Schreien herbeizurufen.« Dann wies er nach Osten hin und fuhr fort: »Siehst Du dort nicht jene

Spuren?«

»Ja, es sind die zweier Moosetiere. «

»Ich gebe dir diese beiden Moosetiere zu essen. «

Darauf ging er aus der Tür meiner Hütte, und als er diese öffnete, sah ich den Schnee in dichten Flocken herabfallen.

Ich wachte auf, fühlte aber noch große Müdigkeit und rief deshalb den alten Scha-gwaw-ko-sink, auf dass er mit mir rauchen sollte. Dann bereitete ich das Muz-zin-ne-neen-suk, das heißt die Darstellung der Tiere, welche mir im Traum gezeigt worden waren. Bei Tagesanbruch verließ ich meine Hütte. Der Schnee lag schon dick. Ich folgte der mir angedeuteten Richtung. Schon vor Mittag gewahrte ich die Spuren zweier Moosetiere und schoss beide nieder. Es waren ein Männchen und ein Weibchen, und beide außerordentlich fett.

Die Gesänge, welche bei diesen Jagdmedizinen angestimmt werden, haben Bezug auf die religiösen Meinungen der Indianer und werden sehr häufig an Na-na-boo-scho oder Na-na-busch gerichtet, den sie darin bitten, er möge ihnen als Dolmetscher dienen und ihr Anliegen dem höchsten Wesen vortragen. Oft beten sie auch zu Me-suk-kum-mik-o-kwi, oder der Erde, der Urmutter aller. In diesen Gesängen wird erzählt, wie Na-na-busch die Erde geschaffen hat, um den Befehlen des großen Geistes zu gehorchen, und wie alle, den Vettern und Muhmen Na-na-buschs, d. h. den Männern und Frauen, notwendige Dinge, der Obhut jener Urmutter anvertraut sind. Na-na-busch, der sich stets als wohlwollender Vermittler zeigt, und beim großen Geist zum Besten der Menschen wirkt, ließ zum Nutzen diese letzteren Tiere werden, deren Fleisch ihnen zur Nahrung dienen und in deren Häute sie sich kleiden sollten. Er schuf

Wurzeln und Arzneimittel, die wirksam gegen Krankheiten sind, und mit deren Hilfe man zur Zeit der Hungersnot Tiere erlegen kann.

Alles wurde der Sorgfalt Me-suk-kum-mik-o-kwis anvertraut, und die alte Frau erhielt Befehl, stets in der Hütte anwesend zu sein und sie niemals zu verlassen, damit seine Vettern und Muhmen ihn niemals vergeblich anflehen dürften. Die guten Indianer reißen daher auch nie Wurzeln, woraus sie ihre Medizin fertigen, aus der Erde, ohne irgendein Opfer für Me-suk-kum-mik-o-kwi auf den Boden zu legen. Sie besingen ferner, wie der große Geist in den frühesten Zeiten den Bruder des Na-na-busch getötet habe, worauf Na-na-busch böse wurde und sich gegen das höchste Wesen empörte. Na-na-busch wurde allmählich immer mächtiger und war im Begriff, über Gitsch-e-Manito den Sieg davonzutragen, als dieser, um ihn zu besänftigen, ihm den Metai überreichte. Na-na-busch war mit demselben so zufrieden, dass er ihn auf die Erde zu seinen Vettern und Muhmen herabbrachte.

Viele dieser Gesänge werden auf eine den Indianern ganz eigentümliche Art, auf Birkenrinde oder kleine Holztäfelchen aufgezeichnet. Die Ideen werden durch bildliche Gestalten ausgedrückt, etwa in derselben Weise wie bei den Mitteilungen, von denen ich weiter oben schon gesprochen habe.

Zwei Jahre vor dieser Zeit war einem Mann aus unserer Gruppe, namens Ais-kaw-ba-wis, seine Frau gestorben. Er galt für einen friedlichen Menschen und einem sehr schlechten Jäger. Seine Kinder litten seitdem noch mehr Hunger als früher. Der Tod jener Frau war von mehreren bemerkenswerten Umständen begleitet gewesen. Ais-kaw-

ba-wis wurde trübsinnig und niedergeschlagen, was wir uns daraus erklärten, dass er von schwachem Charakter war. Endlich aber rief er einmal die Häuptlinge zusammen und verkündete auf die feierlichste Weise, dass der große Gott ihn mit einer neuen Offenbarung begnadigt habe. Er zeigte ihnen eine runde Kugel aus Erde, die etwa fünf Zoll im Durchmesser haben mochte, glatt, rot bemalt und etwas größer als ein halber Menschenkopf war.

»Der große Geist«, sprach er, »hat gesehen, dass ich in meiner Hütte alle Tage schrie, betete und sang. Da hat er mir zugerufen und gesagt: Ais-kaw-ba-wis, ich habe deine Bitten erhört, habe gesehen, wie du die Matten deiner Hütte mit Tränen befeuchtet hast. Ich beachte dein Flehen. Ich gebe dir diese Kugel, sie ist rein und neu. Ich gebe sie dir, damit du die ganze Welt derselben ähnlich machst, so wie sie aus den Händen Na-na-buschs hervorgegangen ist. Alle alten Dinge müssen zerstört und zerstreut, alles muss neu geschaffen werden, und deinen Händen, Ais-kaw-ba-wis, vertraue ich dieses große Werk an.«

Ich gehörte zu den Männern, welche er zusammenberufen hatte und denen er seine Offenbarungen zuerst mitteilte. Solange er bei uns blieb, sagte ich nichts. Als er aber fortgegangen war, nahm ich, im Gespräch mit meinen Gefährten, keinen Anstand, meine Ungläubigkeit kundzutun.

»Es ist sehr gut«, sprach ich, »dass wir den Willen und die Absicht des großen Geistes so wohlfeil erfahren. Jetzt treten ja die Verkündiger seiner Gebote wahrlich sehr häufig bei uns auf. Wir haben an ihnen keinen Mangel, und zufällig sind das immer Leute, die sonst zu weiter gar nichts taugen. Der Schahnis-Prophet war weit entfernt von uns. Keshik-o-we-ninne und Manito-o-gheez-hik, die freilich zu

unserem Stamm gehörten, waren auch nicht bei uns. Das waren auch Männer. Jetzt haben wir da nun einen Gesellen, der zu faul, träge und erbärmlich ist, um seine Familie ernähren zu können. Und der wäre also, wenn wir ihm glauben, ein Werkzeug, das der große Geist auserkoren hat, um der Welt eine andere Gestalt zu geben!«

Ich hatte eine sehr ungünstige Meinung von diesem Menschen, weil ich wusste, dass er unter den Indianern zu den am allerwenigsten Achtbaren gehörte. Ich war ärgerlich darüber, dass er sich für einen Lieblingsboten des großen Geistes ausgeben wollte. Daher verfehlte ich denn nicht, seine Anmaßungen bei jeder Gelegenheit zu verhöhnen und lächerlich zu machen. Allein trotzdem gewann er täglich einen stärkeren Einfluss auf die Gemüter der Indianer. Da er oft ganze Nächte hindurch die Trommel schlug, so zog sich alles Wild fort, und seine unverschämte Heuchelei machte ihn mir zu allen Zeiten gehässig. Aber er kannte das Geheimnis, wie er sich die Gewogenheit der meisten unter uns verschaffen konnte, und so waren denn alle meine Bemühungen gegen ihn erfolglos.

Während wir uns an jener Stelle aufhielten, traf es sich, dass, nachdem wir mehrere Tage gehungert hatten, ich ein Moosetier schoss. Als ich heimkam, erzählte ich das, und bemerkte, das Tier sei so stark verwundet, dass es wohl werde sterben müssen. Am andern Morgen, ganz früh, trat Ais-kaw-ba-wis in meine Hütte und sagte mir im ernsthaftesten Ton, der große Geist wäre herabgestiegen und hätte mit ihm über jenes Moosetier gesprochen. »Jetzt ist es tot«, fügte er hinzu, »und du wirst es da und da finden. Der große Geist will, dass es zu einem Opfer bereitet werde.«

Ich hielt es für gar nicht unwahrscheinlich, dass das

Moosetier in Folge der erhaltenen Wunde gestürzt sei, und ging demnach hin, aber es war nicht tot. Dieser Umstand gab mir eine neue Gelegenheit, mich über die Anmaßungen des Ais-kaw-ba-wis lustig zu machen. Dennoch aber blieb das Vertrauen der Indianer unerschütterlich. Kurze Zeit danach schoss ich abermals ein Moosetier an und kam heim, ohne etwas davon mitzubringen. »Das ist jenes Moosetier, welches der große Geist mir gezeigt hat.«

Dieses brachte ich wirklich zur Hütte und wollte, da die meisten Indianer sehr an Hunger litten, ein Festgelage anstellen, was auch unser Prophet sagen mochte. Da unserer nicht so viele waren, dass wir alles hätten verzehren können, so wurden dem Tier die Knochen ausgelöst und diese allesamt von Ais-kaw-ba-wis auf einen Haufen gelegt; dabei auch Sorge getragen, dass nicht ein einziger zerbrach. Darauf wurden sie an einen sicheren Ort geschafft und so hoch aufgehängt, dass weder Hunde noch Wölfe daran kommen konnten; denn ein Tierknochen, welcher auf diese Weise zum Opfer dargebracht wird, darf unter keinen Umständen zerbrochen werden. Am anderen Morgen schoss ich abermals ein fettes Moosetier. Bei dieser Gelegenheit hielt Ais-kaw-ba-wis eine lange Rede an den großen Geist und sagte dann zu mir: »Du siehst, mein Sohn, wie deine gute Aufführung belohnt wird. Du hast dem großen Geist die Erstlinge deiner Jagd dargebracht. Er wird also schon dafür sorgen, dass dir nichts fehlt.«

Am anderen Morgen ging ich mit meinem Schwager aus, und wir schossen jeder ein Moosetier. Ais-kaw-ba-wis rühmte sich höchlich der Wirksamkeit des Opfers, welches ich auf seine Veranstaltung hatte bringen müssen, und sein Einfluss auf die abergläubigen Gemüter der Indianer stieg

von Tag zu Tag. Dieser Mensch, der so hoch in Gunst kam, hatte früher einmal zur Zeit einer Hungersnot seine eigene Frau aufgefressen, und die Indianer hatten ihn totschiagen wollen, weil er unwürdig war, bei ihnen zu leben.

Als die Oberfläche des Schnees gegen den Anfang des Frühlings härter wurde, zogen alle Männer unserer Gruppe, Scha-gwaw-ko-sink, Waw-zhe-kwaw-maisch-koon, Bapo-wasch, Kisch-kau-ko und noch mehrere andere nebst mir fort. Wir dörrten Fleisch in einem Jagdlager, das wir in einiger Entfernung angelegt hatten. Ais-kaw-ba-wis blieb allein bei den Frauen zurück. Wir schossen viel Wild, denn den Elend- und Moosetieren ist in jener Jahreszeit leicht beizukommen, weil die gefrorene Oberfläche des Schnees recht gut einen Menschen trägt, während die schweren Tiere einsinken und sich nur mit Mühe wieder losmachen.

Endlich ging Kisch-kau-ko einmal fort, um seine Familie zu besuchen, und gab mir nach seiner Rückkehr im Auftrag des Ais-kaw-ba-wis etwas Tabak.

Dieser ließ mir sagen: »Dein Leben ist in Gefahr.«

»Mein Leben«, entgegnete ich, »gehört weder mir noch dem Ais-kaw-ba-wis. Es liegt in den Händen des großen Geistes, und wenn der es mir verlängern oder nehmen will, so kann ich mich darüber nicht beklagen. Aber ich glaube nicht, dass er von seinen Absichten einem so unwürdigen Menschen wie diesem Ais-kaw-ba-wis etwas kundgetan hat.« indessen beunruhigte dieser Ausspruch alle Indianer, welche bei mir waren, und sie gingen gleich nach dem Ort, wo sich Ais-kaw-ba-wis mit den Frauen aufhielt. Ich dagegen machte einen Umweg, um nach einigen meiner Fallen zu sehen; fand auch darin eine Otter, die ich über den Rücken warf. Bald danach erreichte ich meine Gefährten.

Alle unsere Hütten waren zu einer einzigen großen Hütte umgewandelt. Die Frauen, Kinder und jene Männer, welche vor mir sich dorthin begeben hatten, saßen in freier Luft um ein Feuer herum, zitterten und bebten aber dabei vor Kälte. Auf meine Fragen, was denn hier eigentlich vorgehe, erhielt ich zur Antwort, Ais-kaw-ba-wis bereite sich auf eine wichtige Mitteilung vor, welche der große Geist durch seine Stimme kundtun wolle. Er hatte viel Zeit gebraucht, um die Hütte herzurichten. Kein Indianer durfte dieselbe betreten, ehe er ein Zeichen geben würde. Dann aber sollte Ba-po-wasch den Tanz führen, und von allen Übrigen begleitet in die Hütte eintreten.

Es war ausgemacht, dass alle viermal in der Hütte herumtanzen müssten. Darauf sollte sich jeder an seine Stelle setzen. Ich bekümmerte mich um all das nicht im Geringsten, sondern trat ohne Weiteres in die große Hütte, warf meine Otter auf die Erde und setzte mich ans Feuer.

Ais-kaw-ba-wis schleuderte einen Blick voll Wut und Zorn auf mich, schloss darauf seine Augen, und stellte sich, als fahre er mit einem Gebet fort, worin ich ihn gestört hatte. Einige Zeit späterer begann er die Trommel zu schlagen und mit lauter Stimme zu singen. Als er zum dritten Mal innehielt, dieses war das verabredete Zeichen, kam Ba-po-wasch tanzend herein, von Männern, Frauen und Kindern gefolgt. Sie tanzten vier Mal in den Hütten herum und kauerten sich dann alle auf ihren Plätzen nieder. Eine Zeit lang war dann alles still. Ais-kaw-ba-wis blieb mit geschlossenen Augen mitten in der Hütte auf einem Haufen weicher Erde, den er mit seinen eigenen Händen zubereitet hatte, sitzen. Derselbe glich denen, welche die Häuptlinge im Krieg für die Feierlichkeit des Kozaubunzitschegun berei-

ten. Dann rief er die Männer einzeln beim Namen, und sie mussten sich rund um ihn herum setzen.

Ich war der Letzte und ließ mich auf der Stelle nieder, welche er mir anwies.

Darauf wandte er sich zu mir und sprach: »Schaw-schaw-wa-ne-ba-se, mein Sohn, du wirst dich wahrscheinlich erschrecken, denn ich habe dir traurige Nachrichten mitzuteilen. Der große Geist hat, wie ihr, meine Freunde, alle sehr wohl wisst, mich seit langer Zeit durch Mitteilung seiner Gedanken und seines freien Willens begünstigt. Neulich hat es ihm gefallen, mir kundzutun, was jedem von uns in Zukunft beschieden ist. Ihr, meine Freunde«, fuhr er fort, sich zu Schaw-gwaw-go-nusk und den übrigen Indianern wendend, »seid aufmerksam gewesen und habt die Befehle des großen Geistes geachtet und befolgt, so wie ich euch gelehrt habe. Er gestattet daher allen das Menschenalter. Ihr werdet es voll erleben und alt werden. Diese lange, gerade Linie, die hier am Boden gezogen, ist ein Bild des Lebens, wie es euch allen zuteilwerden wird. Du aber, Schaw-schaw-wa-ne-ba-se, du hast dich vom richtigen Weg entfernt. Du hast den Rat, welchen ich dir gab, nicht beachtet. Diese kurze und krumme Linie stellt dein Leben dar, du wirst nur ein halbes Menschenalter erreichen. Diese andere Linie, welche eine Krümmung nach jener Seite hin zeigt, deutet das Schicksal an, dessen sich die junge Frau des Ba-po-wasch zu gewärtigen hat.« Nachdem er so gesprochen hatte, mussten wir nähere treten und die Linien betrachten.

Ba-po-wasch hatte die besten Stücke von einem fetten Bären geräuchert und gedörst, um im nächsten Frühjahr davon ein Festgelage für seine Medizin zu halten. Wenige Tage vor der erwähnten Zusammenkunft hatte Ais-kaw-

ba-wis, während Ba-po-wasch auf der Jagd war, zu der Schwiegermutter dieses Letzten gesagt: »Der große Geist hat mir zu wissen getan, dass nicht alle Sachen so stehen, wie sie stehen sollten. Geh' darum hin, und sieh zu, ob der Bär, den dein Sohn aufgehängt hat, um damit ein Festmahl für seine Medizin zu halten, noch ganz und unversehrt ist.«

Sie tat das und fand, dass die Tatzen des Bären verschwunden waren. Ais-kaw-ba-wis, der sehr leckermäulig war, hatte sie selbst gestohlen. Ba-po-wasch erfuhr jenes, und war sehr bekümmert über das Unglück, welches ihm bevorstände. Um es abzuwenden, gab er dem Propheten nicht nur alles, was noch von jenem Bären übrig war, sondern auch viel Mark, und noch manche andere Dinge, welche er eben für jenes Festmahl bestimmt hatte.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Nach jener Zusammenkunft zogen wir zu der Insel im Wälder-See, denn dort wollten wir Getreide säen, und nicht auf unseren alten Äckern an der Morte Rivière. Unterwegs blieben wir eine Weile liegen, um Zucker zu ernten, und machten uns dann auf den Weg, um die Handelsleute zu besuchen. Ais-kaw-ba-wis blieb bei den Frauen zurück. Als wir vom Kontor zurückkamen, gewahrten wir eine Frau, die hastig lief, und von einem Mann verfolgt wurde. Dieser Anblick aber regte lebhaft Besorgnisse in uns auf, denn wir glaubten anfangs, die Sioux wären da und erwürgten unsere Frauen und Kinder. Als wir aber näher kamen, sahen wir, dass der angebliche Prophet jener Mann war. Er

blieb nun zurück, verfolgte Kisch-kau-kos Frau nicht weiter, kam näher und setzte sich zu uns, um Rum zu trinken. Die Indianer gaben ihm auch sehr reichlich davon.

Als wir im Lager angekommen waren, wurde die Frau befragt, und musste erzählen, was vorgefallen sei. Sie sagte, Ais-kaw-ba-wis hätte oft Gelegenheit gesucht, mit ihr allein zu sein. Sie wäre aber zu furchtsam gewesen, hätte darum keinem etwas davon sagen mögen und sich begnügt, immer vor ihm zu fliehen. Sie hatte auf der Stelle, wo der Zucker geerntet wurde, ihren Kessel stehen lassen. Und diese Stelle war eine Strecke weit von dem Ort entfernt, an welchem unsere Familien auf uns warteten. Bald nach dem Abzug der Männer hatte Ais-kaw-ba-wis, der allein in einer kleinen Hütte wohnte, (denn er sagte, er wäre zu heilig, als dass er mit anderen zusammen wohnen könne), der Frau gesagt: »Der große Geist missbilligt, dass du deinen Kessel zurückgelassen und dein Eigentum eingebüßt hast. Geh und hole den Kessel, welcher unter den Ahornbäumen stehen blieb.«

Die Indianerin war gehorsam gewesen. Gleich darauf hatte er mit seinem Gewehre, unter dem Vorwand, er wolle auf die Jagd gehen, seine Hütte verlassen, einen anderen Weg eingeschlagen, war aber gleich, als ihn niemand mehr sah, den Spuren der Frau gefolgt. Sie ahnte wohl, was der Prophet beabsichtige, und war deshalb auf der Hut. Wir kamen aber gerade noch zur rechten Zeit. Doch erregte dieser Vorfall bei den Indianern keinerlei Besorgnis, und Ais-kaw-ba-wis' Einfluss verlor dadurch nicht im Geringsten. Ein großer Teil des Rums, welchen wir vom Kontor mitgebracht hatten, wurde für ihn beiseitegestellt.

Als aber der angesehenste Mann unserer Gruppe zu ihm

schickte und sagen ließ, er möge kommen und seinen Anteil holen, gab er dem Boten zur Antwort: »Sag dem Häuptling, dass er in meine Hütte kommen muss, wenn er etwas mit mir zu tun hat.« Wirklich wurde ihm auch der Rum gebracht, und dieser äußerte denn auch bald seine Wirkung. Der Prophet wurde geselliger und herablassend, und mitten in der Nacht trat er taumelnd und völlig nackt in die Hütte, in welcher ich mich befand. Diese Erscheinung kam mir so drollig vor, dass ich wie ein Wahnsinniger lachte.

Wir zogen darauf an den Wälder-See, wo ich etwa einen Monat lang jagte. Darauf ging ich wieder in das Land zurück, welches ich verlassen hatte, während die Indianer zu Me-nau-zhe-taw-naung blieben, um das Land urbar zu machen und Getreide zu säen. Ich spürte aber bereits schon die Folgen der Erbitterung, welche der Prophet gegen mich hegte, denn er nahm die Indianer so sehr gegen mich ein und hetzte namentlich die Familie meiner Frau dermaßen auf, dass meine Lage zu Me-nau-zhe-taw-naung gar nicht mehr zu ertragen war und ich deshalb zum Red River zurückkehren musste.

Das war um dieselbe Zeit, als die Schotten, deren etwa einige Hundert sein mochten, sich am Red River unter dem Schutz der Hudson's Bay Company ansiedelten. Bei ihnen sah ich, seit ich ins männliche Alter getreten war, zum ersten Mal eine weiße Frau. Bald nach meiner Ankunft trat ich in den Dienst der Company, und Herr Hanie schickte mich mit dem Dolmetscher Herrn Heß und mehreren anderen Männern auf die Bisonjagd. Diese Tiere hielten sich damals eine gute Strecke von der Niederlassung entfernt auf, und die Schotten litten großen Mangel an Lebensmitteln. Ich war so glücklich, unweit von der Ansiedlung zwei Bisons

zu töten. Ihr Fleisch wurde zum Kontor gebracht, und ich machte mich auf den Weg, um die Herden zu verfolgen.

Bald vereinigte ich mich mit vier Handelsdienern und etwa zwanzig anderen Männern. Diese Letzteren mussten die Bisons, welche ich erlegte, bis zu meiner Hütte schleppen, von wo das Fleisch auf Wagen bis zur Ansiedlung gefahren wurde. Alle Weißen lebten in meiner Hütte. Einer derselben, Herr Macdonald, misshandelte aber ohne Unterlass meine Frau und meine Kinder. Herr Heß tadelte mehr als einmal sein Betragen und führte endlich, da alles nicht fruchtete, Klage bei Herrn Hanie. Dieser befahl ihm nun, mit einigen Indianern zusammenzustößen, welche etwas entfernt von uns zwanzig Bisons geschossen hatten, deren Fleisch noch nicht forttransportiert worden war. Er blieb an jener Stelle zwei volle Monate und tat in dieser ganzen Zeit weiter nichts, als die Wölfe fortjagen. Herr Mackenzie, einer der drei Handelsdiener, welche bei mir blieben, war so ganz verschieden von Herrn Macdonald, dass, als nach viermonatlichem Aufenthalt bei uns die Mehrzahl der Weißen wieder zur Ansiedlung zurück musste, er Herrn Hanie um Erlaubnis bat, noch länger bei mir bleiben zu dürfen, denn er wollte sich in der Chippewa-Sprache vervollkommen. Erst als die Zuckerernte vorüber war, trennte er sich von mir.

Binnen vier Monaten - so lange jagte ich für die Hudson's Bay Company - wurden von mir etwa einhundert Stück Bisons erlegt, ein großer Teil davon aber in meiner Hütte verzehrt, sodass ich nur etwa vierzig fette Tiere an die Company ablieferte. Herr Hanie zahlte mir im Frühjahr dreihundertundzehn Dollars aus. Die schottischen Bauern, mit denen ich zusammen lebte, waren die größten und

plumpsten Gesellen, die mir jemals vorgekommen sind. Selbst wenn wir Lebensmittel in Hülle und Fülle hatten, aßen sie wie ausgehungerte Wölfe und zankten sich jedes Mal, wenn sie Mahlzeit hielten. Sie bekamen deshalb oft Schläge von den Handelsdienern, konnten aber trotzdem das Zanken und Streiten nicht lassen. Herr Hanie und der Gouverneur, welchen die Hudson's Bay Company geschickt hatten, machten mir den Vorschlag, ich sollte mir ein Haus bauen und ganz und gar in ihre Dienste treten. Ich zögerte aber mit meiner Zustimmung, denn ich hegte Zweifel an dem Gedeihen der Niederlassung. Einige Indianer, welche ich am Wälder-See verlassen hatte, waren hergekommen, um den Winter über bei mir zu bleiben. Diese verließen mich nun, während ich noch eine Zeit lang am Red River blieb. Dort erhielt ich noch durch Wa-ge-to-te, der von Me-nau-zhe-taw-naung zurückkam, Nachricht von meinem Schwiegervater und meiner Schwiegermutter. Denen waren inzwischen mehre Kinder gestorben, und sie ließen mir sagen, ich möchte kommen, um sie zu trösten.

So sprach Wa-ge-to-te in Gegenwart der Handelsleute und mehrerer anderer Personen zu mir. Als ich aber allein mit ihm war, sagte er: »Glaube nicht, dass dein Schwiegervater in wohlwollender und friedlicher Absicht dich erwartet. Als seine Kinder krank waren, wandte er sich an Aiskaw-ba-wis, damit der sie heile. Der Prophet aber sagte, nachdem er ein Chees-suk-kon gemacht hatte, er habe dich in seinen Kreis gerufen, und du hättest eingestanden, dass die Kinder von dir eine schädliche Medizin erhalten, obwohl du damals am Red River warst. Er hat auch deinem Schwiegervater eingeredet, du hättest Macht über Leben und Tod seiner Kinder, und so glaubt denn die Familie dei-

ner Frau, gleich den meisten Indianern unserer Gruppe, dass deine Medizin Schuld an allem Unglück sei. Sei überzeugt, dass sie dich nur rufen lassen, um dich zu töten.«

Ungeachtet dieses guten Rates machte ich mich dennoch sogleich auf den Weg, denn ich wusste wohl, dass sonst die Indianer nur noch mehr in ihrem Vorurteil bestärkt werden würden.

Ich hatte am Red River von einem Schotten ein Hemd gekauft und dasselbe angezogen, als ich abreiste. Wahrscheinlich war dieses Kleidungsstück Ursache an einer bösen Hautkrankheit, die bald so heftig und schmerzhaft wurde, dass ich am Ufer des Be-gwi-o-nus-ko liegen bleiben musste. Dort blieb ich einen ganzen Monat und war während der ganzen Zeit kaum imstande, mich zu bewegen. Gleich, nachdem ich bei diesem Fluss angelangt war, hatte ich meine Hütte ganz dicht ans Ufer verlegt. Da ich nicht gehen konnte, so ließ ich mich in mein Kanu legen, und fing Fische, damit meine Familie zu essen hatte. Mehrmals blieb ich drei oder vier Tage hintereinander in meinem Kanu liegen. Nachts ließ ich mich mit einer Matte zudecken. Meine Frau war freilich auch sehr krank, aber doch nicht so arg wie ich, denn sie konnte doch wenigstens immer gehen. Als ich mich etwas wohler fühlte, erprobte ich alle Mittel, deren ich nur habhaft werden konnte. Am besten wirkte Schießpulver, das ich etwas anfeuchtete und in die wunden Stellen, welche sehr groß waren, einrieb. Diese Krankheit war von den Schotten eingeschleppt worden. Sie griff aber auch unter den Indianern weit um sich, und viele starben daran.

Als ich wieder hergestellt war, fuhr ich den Be-gwi-o-nus-ko aufwärts bis zu einem kleinen See, welcher denselben

Namen führt. Am Ufer desselben jagte ich und erlegte viel Wild. Während ich mich dort aufhielt, traten eines Tages vier junge Männer aus unserem Dorf Me-nau-zhe-taw-naung in meine Hütte ein. Einen davon, der über und über schwarz bemalt war, erkannte ich als meinen Schwager. Aus Kummer darüber, dass die drei anderen Kinder gestorben waren, hatte er sich entschlossen, seinen Vater zu verlassen, sich irgendeiner Gruppe Krieger anzuschließen und auf eine ehrenvolle Weise den Tod zu suchen. Die drei anderen waren entschlossen, ihn nicht allein ziehen zu lassen, und begleiteten ihn deshalb. Ich gab ihm mein Pferd und machte mich auf den Weg, um am Wälder-See einige Tage bei meinem Schwiegervater zu verleben. Es war gerade die Jahreszeit, in welcher die wilden Gänse sich federn und nicht fliegen können. Wir töteten also eine große Menge derselben.

Nachdem ich vier Tage lang gejagt hatte, sagte ich zu meinen Schwiegereltern: »Ich kann nicht hier bleiben, da mein junger Bruder weinend ausgezogen ist, und doch niemanden hat, der ihn beschützen könnte. Ich weiß, der Pfad, auf welchem er wandelt, ist gefährlich. Ich will zu ihm, denn er hat die Absicht, sich einer Kriegergruppe anzuschließen, um Gefahren aufzusuchen. Die zeigen sich aber oft am meisten da, wo man sie am wenigsten vermutet.«

Ich wusste, dass Wa-me-gon-a-biew imstande war, über den Knaben herzufallen und ihm ein Leid anzutun, vielleicht konnte er ihn gar töten, unter dem Vorwand, er sei weitläufig mit dem Mann verwandt, welcher den Taw-gawe-ninne in Mackinack verwundet hatte. Als Scha-gwaw-koo-sink meinen Entschluss und die Gründe zu demselben vernahm, wollte er mich begleiten. Bei unserer Ankunft am

Red River hörten wir, dass Wa-me-gon-a-biew jenes Pferd, welches ich dem Knaben geschenkt, gestohlen hatte. Auch drohte er fortwährend, ihn ums Leben zu bringen. Da ging ich sogleich zu ihm, wir kamen in Zank, und es wäre zum Handgemenge gekommen, wenn die alte Net-no-kwa nicht als Vermittlerin dazwischentreten wäre.

Wir kamen überein, allesamt uns mit den Cree und Assiniboine zu vereinigen, um gegen die Sioux zu ziehen. Ich riet meinem jungen Schwager, sich fortwährend vor Wa-me-gon-a-biew auf der Hut zu halten. Als wir den Red River verließen, waren unserer etwa vierzig. Bald jedoch wuchs diese Zahl immer mehr an, während wir durch Dörfer und Lagerplätze der Cree und Assiniboine zogen. Schon ehe wir den Turtle Mountain erreichten, hatten wir mehr als zweihundert Mann beisammen. Während wir bei einem Dorf der Cree lagerten und Wa-ge-to-te mit den angesehensten Häuptlingen in demselben bei einem Gastmahl war, fing Wa-me-gon-a-biew wieder mit meinem Schwager zu sprechen an. Da seine Worte mir missfielen, so ging ich fort und in der Nähe des Lagers umher.

Als meiner Berechnung zufolge die Häuptlinge wieder im Lager sein mussten, kehrte ich auch dorthin zurück. Ich sah es allen, die mich umgaben, am Gesichte an, dass etwas Ungewöhnliches vorgefallen war. Sogleich suchte ich den jungen Menschen auf, denn seinetwegen war ich in Besorgnis. Ihm war aber nichts zuleide geschehen, und so ging ich zu meiner Hütte zurück. Dort sah ich denn, dass mein neues Gewehr in Stücken zerbrochen war. Ein alter Mann hatte es in den Händen und suchte nach Möglichkeit den Schaden wieder gutzumachen. Ich ahnte gleich, wer gerade jetzt, zu einer Zeit, da ich es so nötig bedurfte, mein Ge-

wehr untauglich gemacht hatte. In der ersten Wut ergriff ich den Lauf und lief auf Wa-me-gon-a-biew zu, um ihn zu Boden zu schlagen. Aber Wa-ge-to-te legte sich ins Mittel. Doch äußerten alle Häuptlinge laut und unverhohlen ihre Missbilligung über diese schlechte und hämische Tat.

Indessen wollte ich, wenn auch mein Gewehr einmal verdorben war, doch nicht wieder umkehren, sondern mich des Laufes statt einer Keule oder Lanze bedienen. So zog ich mit den anderen weiter. Zwei Tage später langten wir, jetzt im Ganzen etwa vierhundert Mann, auf dem Gipfel des Turtle Mountain an. Hier war der Sammelplatz für alle, welche sich uns anschließen wollten, und jeder Berechnung nach musste die Anzahl der Krieger, welche sich dort bereits eingefunden haben konnten, schwächer sein, als die unseres Haufens. Wir waren daher nicht wenig erstaunt, als wir tausend Krieger der Assiniboine, Cree und Chippeewa versammelt fanden.

Wir machten in einer Entfernung von den Übrigen Halt, und die Häuptlinge hielten Beratung, um die Begrüßungsfeierlichkeiten zu bestimmen. Es ist Tradition, dass die verschiedenen Haufen, welche auf ein und demselben Zug begriffen oder miteinander verbündet sind, bei ihrem Zusammentreffen einige Schüsse wechseln, und dabei springen, heulen und schreien, als ob sie eine wirkliche Schlacht lieferten. Dieses Mal aber waren beide Gruppen so zahlreich und die eine der anderen dermaßen an Stärke überlegen, dass die Häuptlinge es zweckmäßig erachteten, von dem alten Brauch für dieses Mal abzugehen. Matsch-a-to-gewub (mehrere Adler, welche ruhen), der oberste Häuptling, willigte ein, dass seine jungen Leute in ihren Hütten bleiben, nur zwanzig Krieger unserer Gruppe das Lager begrü-

ßen, und sich aufstellen sollten, als griffen sie ein Dorf an.

Es wurde nun eine große Hütte errichtet, die von ihnen in Trümmer geschossen werden sollte. Ich gehörte zu den zwanzig Männern, welche für diese Feierlichkeit ausgewählt worden waren, denn ich hatte inzwischen einem Indianer, welcher sich von uns trennte, sein Gewehr abgekauft. Nur mit Aufwand der größten Kraftanstrengung konnte ich es meinen Gefährten im Laufen, Springen, Abfeuern und Heulen gleichthun. Zwar hielten wir vier Mal inne, aber ich war doch vor Anstrengung völlig erschöpft, als wir endlich die Hütte des Häuptlings zerstörten. Während dieser Feierlichkeit wagte sich ein Mann von unserer Partei unklugerweise, und ohne Erlaubnis ausgewirkt zu haben, in das Dorf. Aber dort wurde ihm die Kleidung vom Leib gerissen und sein Körper arg zugerichtet. Da das in aller Heiterkeit geschehen und eine solche Behandlung mehr ehrenvoll als gehässig war, so konnte er darüber keine Klage führen.

Schon in der ersten Nacht, welche dem Tag, an dem wir uns miteinander vereinigt hatten, folgte, wurden zwei Chippewa getötet. In der folgenden Nacht geschah mit zwei den Assiniboine zugehörenden Pferden dasselbe, und in der dritten Nacht wurden abermals drei totgestochen. Wenn Leute aus so weit entfernten Gegenden und in so großer Menge zusammenkommen, dann sind natürlich immer einige dabei, die im Herzen alten Groll nähren. Man darf keineswegs überrascht davon sein, dass der schwache Einfluss und die unsichere Gewalt, welche den Häuptlingen zustehen, Unruhen und Blutvergießen nicht abzuwenden vermögen.

Damals waren Menschen, die ganz verschiedene Denkart

und Sprache hatten, und zum Teil aus ungemein weit entfernten Gegenden herbeigezogen kamen, dort versammelt. Von diesen vierzehnhundert Kriegern wollte keiner einen höheren Willen anerkennen, als seinen eigenen. Ich muss freilich sagen, dass sie gewöhnlich einem Häuptling, unter dessen Führung sie sich auf den Weg gemacht haben, eine Art von Folgsamkeit und Unterwürfigkeit nicht versagen. In den meisten Fällen dauert dieser Gehorsam aber nur so lange, wie der Wille des Häuptlings mit den Wünschen und Neigungen seiner Krieger übereinstimmt. Bei unserem Kriegerhaufen befanden sich Männer, welche ein ganzes Jahr lang unterwegs gewesen waren. Einige hatten sogar ihre Familien mitgebracht. In zweihundert Hütten befanden sich Frauen.

Bald nach diesem Zusammentreffen unserer verschiedenen Gruppen am Turtle Mountain nahm mich ein Cree vom Fort der Prärie als Mitglied in seine Familie auf, brachte mein Gepäck fort und lud mich ein, bei ihm in seiner Hütte zu wohnen. Er nannte mich fortwährend Re-je (mein Freund) und behandelte mich außerordentlich gütig. Auch viele andere Krieger, die, gleich mir, keine eigenen Hütten besaßen, wurden in derselben Art von Familien aufgenommen, welche dergleichen hatten.

Es waren kaum einige Tage verflossen, da gerieten die kleinen Kinder, anfangs in geringer Zahl, miteinander in eine Art von Kampf. Unglücklicherweise befanden sich auf der einen Seite bloß Knaben der Assiniboine und auf der anderen die der Cree und Chippewa. Allmählich nahmen erst Jünglinge und endlich sogar Krieger Partei, und so artete das Kinderspiel zuletzt in blutigen Streit aus. Matsch-atto-ge-wub warf sich mitten zwischen die Kämpfenden, Wa-

ge-to-te und die übrigen angesehensten Häuptlinge folgten seinem Beispiel. Allein die jungen Krieger schienen kaum auf sie zu achten. Ihre Hitze steigerte sich zu förmlicher Wut, und die Häuptlinge zogen sich, vor Ärger und Furcht zitternd, zurück.

Plötzlich zeigte sich mitten im Handgemenge eine unerwartete Erscheinung. Es war ein Greis mit schneeweißen Haaren, und so krumm gebeugt vom Alter, dass er nur mithilfe zweier Stäbe gehen konnte. Er glich mehr einem Hund als einem Menschen, und seine Stimme war so schwach, dass man sie in einiger Entfernung kaum vernehmen konnte. Als er aber erschien, gaben plötzlich alle Assiniboine den Kampf auf, und das Gefecht war zu Ende. Unter den vielen Verwundeten starben gleich zwei danach. Manche waren aber so arg zugerichtet, dass sie in ihre Heimat zurückgeschickt werden mussten. Der Kampf würde noch weit blutiger ausgefallen sein, wenn nicht die meisten, welche sich in denselben mischten, ohne Waffen gewesen wären. Ich fragte mehrmals nach der Geschichte jenes Greises, konnte aber dessen ungeachtet nichts Genügendes über ihn erfahren. Ja, es wurde mir nicht einmal gesagt, wie er hieß. Es gingen die übertriebensten Gerüchte von ihm unter uns im Schwange.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Am Abend nach diesem Vorfall gingen die Häuptlinge im Lager umher und sprachen mit den Kriegern. Das Wesentlichste, was sie sagten, lautete, dass es, statt hier unterei-

inander Zank und Metzeleien anzufangen, viel besser sei, wenn wir uns gleich am nächsten Morgen gegen die Sioux in Bewegung setzten. Also wurde das Lager aufgehoben, aber freilich schmolz nun auch unsere Anzahl wie im Nu auf die Hälfte zusammen. Der Herbst (Blätterfall) war bereits sehr weit vorgerückt, und zwei Tagesreisen vom Turtle Mountain überfiel uns nebst strenger Kälte ein heftiges Unwetter. Es regnete und schneite furchtbar. Zwei Pferde gingen verloren, und viele Menschen schwebten in Gefahr. Indessen trugen die meisten Chippewa auf ihrem Rücken eine Puk-kwi aus Baumrinde, und diese war so groß, dass sie drei Menschen decken konnte. Sie alle beeilten sich daher, den übrigen Kriegern zu Hilfe zu kommen, und so wurde beinahe die ganze Mannschaft geschützt.

Als dieses furchtbare Wetter vorüber war, hörte ich, dass Ba-gis-kun-nung mich wegen des Pferdes, welches ich ihm genommen hatte, aufsuchte.

»Sehr wohl«, sagte ich, »so viel ich weiß, hat er gegenwärtig noch zwei Pferde. Wenn er mich nur im Geringsten des Gaules wegen belästigt, so werde ich ihm noch einen wegführen.«

Um Mittag etwa kam er an. Aber Wa-ge-to-te, Ke-mewun-nis-kung und mehrere andere mir befreundete Männer hielten sich bereit, ihn zurückzuhalten, sobald er es sich einfallen ließe, eine Gewalttätigkeit zu verüben. Er trat zu mir heran, als ich Fleisch am Feuer zu braten im Begriff war, stand zwei volle Stunden neben mir und sah mich, ohne dass ein Wort über seine Lippen gekommen wäre, mit finsterem Blick an. Dann ging er wieder, wie er gekommen war.

Am anderen Tage rissen zweihundert Assiniboine aus

und wurden von den Zurückbleibenden während ihres Abzuges verhöhnt. Diese Beleidigungen schienen indes ihren Entschluss nicht im Geringsten wankend zu machen. Jeden Tag liefen kleinere Gruppen davon, und die Häuptlinge stellten, um diesen Unfug zu steuern, fünfzig der entschlossensten jungen Krieger als Nachhut auf. Durch diese Maßregel war aber auch nichts gebessert worden.

Als wir dem Dorf, welches angegriffen werden sollte, bis auf zwei Tagesreisen nahe gekommen waren, hatten wir nur noch etwa vierhundert Mann beisammen. Am anderen Morgen entschlossen sich sehr wenige, dem Matsch-a-to-ge-wub zu folgen. Er brach um die gewöhnliche Stunde auf und schritt allein voran. Als er aber etwa eine Meile weit gegangen war und sah, dass niemand ihm folgte, setzte er sich auf der Prärie nieder. Von Zeit zu Zeit vereinigten sich ein Paar Krieger mit ihm. Aber auf einen, der zu ihm ging, kamen zwanzig, welche ausrissen. Ich war mit meinem jungen Schwager allein im Lager geblieben, um zu sehen, wie das Ganze ablaufen würde. Als es sich nun ergab, dass von vierhundert Mann nur zwanzig ihrem Anführer folgen wollten, beschlossen wir, mit diesen Letzteren gemeinschaftliche Sache zu machen. Als wir kaum einige Schritte vorwärtsgegangen waren, steckte einer von den Assiniboine, welche sich auf dem Rückzug befanden, die Prärie in Brand. Dieser Umstand bewog uns alle, den Häuptling nebst zwei Männern abgerechnet, zurückzuweichen. Der im Stich gelassene Anführer drang bis zum Dorf der Sioux vor und durchstreifte die Gegend in der Nähe desselben. Als er aber endlich entdeckt worden war, floh auch er davon, ohne etwas gegen den Feind unternommen zu haben. Die Sioux folgten unseren Spuren, drangen so weit vor,

dass wir sie sehen konnten, beunruhigten uns aber nicht. Wir langten wohlbehalten wieder bei unseren Familien an. Solchen Ausgang hatte dieser Kriegszug, zu welchem so große Vorkehrungen getroffen worden waren, und von dem man so wichtige Ergebnisse hoffte. Auf dem Rückzug nahm Ke-me-wun-nis-kung dem Assiniboine, welcher die Prärie in Brand gesteckt hatte, sein Pferd weg und schlug diesen Mann, der keinen Widerstand zu leisten wagte.

Als wir in Pembina ankamen, überließen sich die Krieger, wie sie es gewöhnlich zu tun pflegen, wenn sie von einem Zug heimkommen, dem Trunk und begingen Ausschweifungen aller Art. Ich nahm daran teil, hielt mich indessen ziemlich gut. Ich war ein wenig angetrunken, da hörte ich, wie ein Indianer sich lustig darüber machte, dass Wa-me-gon-a-biew mir mein Gewehr zerbrochen hatte. Mein Messer hatte ich gerade einem anderen geborgt, allein vor dem Feuer steckte ein zugespitzter Stab, der als Bratspieß gedient hatte. Den ergriff ich und eilte dann nach Wa-me-gon-a-biews Hütte. Sein Pferd stand vor der Tür. Ich rammte demselben meinen Bratspieß in die Seite und erzählte dabei mit lauter Stimme, was Wa-me-gon-a-biew gesagt hatte, als er mein Gewehr zerbrach. Das Pferd sank auf der Stelle um, starb indessen erst am anderen Tag.

Ich musste mit fünf anderen Kriegern zum Wälder-See zurückgehen. Scha-gwaw-ko-sink, der angesehenste Mann unserer kleinen Gruppe, wurde furchtsam und besorgt und floh bei Nacht in einem Kanu davon. Ich wollte weder so schnell wie er, noch am frühen Morgen abreisen, damit Wa-me-gon-a-biew nicht glauben sollte, ich hätte Furcht vor ihm. Deshalb ging ich so lange vor seiner Hütte auf und ab, bis er und Net-no-kwa mich gesehen hatten. Ich

gab in ihrer Gegenwart allen meinen Freunden einen Handschlag und ging darauf bei hellem Tage fort, um zu Scha-gwaw-ko-sink zu stoßen, der mich in den Wäldern erwartete. Wa-me-gon-a-biew führte keine Klage über den Verlust seines Pferdes. Ja, es ist wahrscheinlich, dass er sehr damit zufrieden war, denn ein Indianer erwartet immer Böses für Böses. Das liegt einmal in den Sitten der Wilden. Und ein Mann, der nicht Rache nehmen kann, wird unter ihnen sehr gering geachtet.

Am Muskeeg (Morast-) Trageplatz überraschte uns Schnee und Frost. Die Bäume brachen unter der Last des Reifes. Aber das Wasser in den Sümpfen war noch nicht so stark gefroren, dass es uns hätte tragen können. Und doch konnten auch unsere Kanus noch nicht hindurch, ja wir vermochten, trotz aller Kraftanstrengung, sie nicht einmal fortzubewegen. Wir waren hungrig und ermüdet, und hatten uns eben niedergesetzt, um zu beratschlagen, was nun wohl zu beginnen sei. Da sahen wir vom Wälder-See her Indianerinnen kommen, die ihre leichten Kanus über Wasser, Eis und Schnee wegzogen. Die Nässe reichte ihnen bis an die Knie. Es waren meine Schwiegermutter, meine Frau und jene des Scha-gwaw-ko-sink und Ba-po-waschs.

Die drei anderen Männer setzten ihre Reise zum See fort, an welchem ihre Familien zurückgeblieben waren. Unsere Frauen lachten sehr auf unsere Kosten und sagten, sie hätten uns eher für alte Frauen als für Männer, die von einem Kriegszug zurückkehren, gehalten, als sie uns vor Frost zitternd in den Kanus hätten sitzen sehen. Wir wären nicht einmal imstande gewesen, dieselben aus der Stelle zu schaffen und lediglich deshalb, weil wir uns vor etwas Schnee- und Eis gefürchtet hatten. Sie brachten uns Getrei-

de, Störe und andere Lebensmittel, und wir kehrten mit ihnen zu unserem letzten Lagerplatz zurück. Nachdem dort einige Tage Rast gehalten war, gingen wir zum Red River, um dort den Winter zuzubringen.

Damals lag kein Schnee auf der Erde, aber das Wetter war sehr kalt, und der Boden so tief gefroren, dass gar kein Stück Wild zu schießen war. Ich ging tagtäglich auf die Jagd, aber immer vergebens, und wir waren zuletzt furchtbar ausgehungert. Endlich traf ich ein Moosetier. Ich kam ihm bis auf Schussweite nahe. Da sprang mein bester Hund, den ich vorsätzlich in der Hütte zurückgelassen hatte, auf mich zu und verscheuchte das Tier. Ich kehrte zu den meinen zurück, lockte den Hund an die Tür und sagte ihm, es sei seine Schuld, dass die Kinder nichts zu essen hätten. Darauf tötete ich ihn und er wurde verzehrt.

Da auch andere Familien dieselbe Not litten, so baten mich die Indianer, eine Jagdmedizin zu machen. Ich sagte also zu Me-zhick-ko-naum, er solle hingehen und meine Trommel holen; wies auch, ehe ich das Werk anfang, alle Mitglieder meiner Familie an, solche Stellungen einzunehmen, in welchen sie die halbe Nacht hindurch aushalten könnten, denn ehe ich fertig war, durften sie keinerlei Bewegung machen. Ich habe stets das Bewusstsein und die Überzeugung gehabt, dass ich von einem höheren, unsichtbaren Wesen völlig und durchaus abhängig war. Nie aber fühlte ich das stärker, als in Klagen der Not und Gefahr. Ich begann also mit Inbrunst zu beten, denn ich war sicher, dass meine Bitten an ein Wesen gelangten, welches mich gern erhörte. Ich bat es, seine Augen mitleidig auf die Leiden meiner Familie herabzulenken und Erbarmen mit ihr zu haben. Am anderen Morgen tötete ich ein Moosetier,

und bald danach waren wir, da der Schnee in dichten Flokken fiel, von aller Furcht vor Hungersnot erlöst.

Aber Überfluss herrschte deshalb noch nicht in unseren Hütten. Einst kam ich, im Jagen begriffen, einem Bären auf die Spur. Meine Hunde verfolgten ihn drei Tage lang, und ich schritt unablässig hinter ihnen her. Sie hatten ihn aber noch nicht eingeholt. Meine Mokassins und Beinschienen waren durchaus zerrissen, und ich sah mich dem Hungertod nahe. Da musste ich umkehren und brachte nur acht Fasane zur Hütte. Damals trennten sich Me-zhick-ko-naum, Ba-po-wasch und die übrigen Indianer von mir, sodass ich allein in jenem Bezirk blieb und genug Wild antraf, um meine Familie ernähren zu können. Am Anfang des Frühlings stießen meine Freunde wieder zu mir, und wir kehrten miteinander in unser Dorf am Wälder-See zurück.

Zu Me-nau-zhe-tan-nung harrten meiner schwere Unglücksfälle. Ich habe früher vergessen, ein nicht unwichtiges Ereignis mitzuteilen, das aber in weit frühere Zeit fällt, als in die, von welcher ich jetzt rede. Es geschah nämlich bald nach dem Tod meines Freundes Pe-schau-ba. Ich befand mich damals bei unseren Getreidefeldern an der Mor-te Rivière, als ein Chippewa vom Red Lake, während ich abwesend war, in meine Hütte trat und einen meiner Söhne, einen Knaben von etwa sechs Jahren, entführte. Der Mann hieß Gi-ah-ge-wa-go-mo. Als ich zurückkam, sagte mir meine Frau, was vorgefallen war. Ich lief sogleich nach, und fand ihn etwa eine Tagesreise weit entfernt. Ohne um seine Einwilligung zu fragen, nahm ich eins seiner Pferde, um meinen Sohn zurückzubringen, riet ihm auch, künftig dergleichen bleiben zu lassen, sonst würde es ihm übel ergehen.

Als vier Monate später Schnee die Erde deckte, und ich eines Tages von der Jagd heimkam, sagte mir meine Frau, Gi-ah-ge-wa-go-mo sei wieder da gewesen und habe den Jungen zum zweiten Mal mitgenommen. Da wurde ich sehr böse und bestieg, nachdem ich von den Leuten in meiner Hütte erfahren hatte, was für ein Pferd er ritt, meinen besten Gaul, und eilte ihm nach. Das Lager der Chippewa war aufgehoben worden. Ich folgte indessen ihrer Spur und erreichte sie bald. Da sah ich, dass der Räuber meines Sohnes und Na-na-busch eine Strecke weit hinter den anderen zurück waren, und sich in einem Gebüsch versteckt hielten, um zu sehen, was ich tun würde. Ehe ich in Schussweite war, rief ich sie mit lauter Stimme an, um ihnen anzudeuten, dass sie von mir gesehen würden. Ich lud mein Gewehr, hielt mich jeden Augenblick schussfertig und ging an ihnen vorüber. Mein Knabe befand sich mitten unter der Gruppe. Ohne vom Pferde zu steigen, hob ich ihn von der Erde empor und setzte ihn vor mir hin. Darauf wendete ich und ritt gerade auf die beiden Indianer zu. Sie waren aus dem Gehölz herausgetreten und wollten mir den Weg versperren. Gi-ah-ge-wa-go-mo hielt sein bestes Pferd am Halfter und machte Anstalten, mich nicht durchzulassen. Da stieg ich vom Pferd, auf welchem mein Knabe sitzen blieb, behielt aber die Zügel in der Hand und brachte nun dem Ross meines Gegners zwei Stiche mit einem Messer bei, welches ich ausdrücklich zu diesem Behuf bei mir führte. Er schlug auf mich an und wollte abdrücken, als ich auf ihn losstürzte und ihm sein Gewehr aus den Händen riss. Da drohte er, mein Pferd sollte auch schon stürzen, sobald er einer Waffe habhaft geworden sei. Ich reichte ihm sein Gewehr und sagte, er möchte nun mein Pferd erschießen.

Das wagte er aber nicht.

»Du hast, wie es scheint, vergessen, was ich dir vor einigen Monaten, als du meinen Jungen zum ersten Mal raubtest, gesagt habe. Ich aber vergaß es nicht, wie du wohl siehst. Ich habe große Lust, dich zu töten. Du bist aber so erschrocken, dass ich dich am Leben lassen will, um zu sehen, ob du mir mein Kind wohl noch einmal wegnimmst.«

Mit diesen Worten ging ich weg. Meine Freunde wollten kaum glauben, dass ich sein Pferd totgestochen hätte. Sie tadelten mich aber keineswegs. Gi-ah-ge-wa-go-mo selbst fand es wohl ganz in der Ordnung, wenigstens habe ich nie gehört, dass er sich darüber beschwert hätte. Er belästigte mich auch seit jenem Tag nie wieder.

Gleich nach meiner Ankunft in Me-nau-zhe-tau-nung machte ich ein Stück Land urbar. Allein die Indianer, wahrscheinlich durch des Ais-kaw-ba-wis Ränke dazu aufgereizt, zeigten so viel Übelwollen gegen mich, dass ich mich entschloss, von ihnen fortzuziehen. Als ich bereit war, abzureisen, trat ein unglücklicher Zufall hindernd dazwischen. Ich war auf einen hohen Baum gestiegen, um die Zweige abzuhauen, und wollte, nachdem ich schon fast alle heruntergeworfen hatte, noch höher klettern, und den Gipfel abkappen. Aber einige der höchsten Zweige berührten den Gipfel eines anderen Baumes, und der Gegenstoß schleuderte den Gipfel, welchen ich abgehauen hatte, gegen meine Brust. Ich stürzte aus einer beträchtlichen Höhe hinunter und lag lange Zeit ohnmächtig da. Als mein Bewusstsein wieder kam, konnte ich mich kaum hörbar machen, und nur mit Mühe den Indianern andeuten, dass ich Wasser zu haben wünschte. Drei Mal fiel ich auf dem Weg zu meiner Hütte in Ohnmacht. Es waren mir mehrere Rip-

pen zerbrochen, und viele Tage vergingen, ehe ich wieder ordentlich gehen konnte. Der Doktor Mac Laughlin, Handelsmann am Regen-See, hörte von diesem Unfall und schickte Herrn Tace, der mich zu seinem Haus am Weißfisch-See bringen sollte. Lange Zeit warf ich Blut aus, und sobald ich mich bewegte, war es mir, als ob mir im Körper eine flüssige Wärme auf- und abstiege. Von Herrn Tace und den übrigen Gentlemen der Nordwest-Company wurde ich am Regen-See sehr gut behandelt. Gegen Ende des nächsten Winters fühlte ich mich wohler. Als aber im Frühling warmes Wetter kam, wurde ich wieder krank und konnte nicht gehen.

Als wir im Frühjahr die langen Stromschnellen des Regen-See-Flusses hinauf fuhren, schlugen unsere Kanus um, und ich musste, meine Kinder auf dem Rücken, ans Land schwimmen. Das Kanu des Herrn Tace schlug gleichfalls um, es wurden aber alle Menschen gerettet. Wenige Tage nach diesem Vorfall gelangten wir zum Kontor des Doktor Mac Laughlin, und dieser Gentleman räumte mir in seinem Haus ein Zimmer ein, in welchem mich meine Kinder pflegen konnten. Ich erhielt alles, dessen ich bedurfte, und der Doktor wollte mich ein ganzes Jahr lang bei sich behalten. Mich drückte aber die traurige Einsamkeit, und ich beschloss, an den Wälder-See zurückzugehen, wo meine Frau sich aufhielt, denn ich hoffte, dass des Ais-kaw-ba-wis Aufhetzereien gegen mich nun endlich vergessen sein würden. Allein ich wurde keineswegs so aufgenommen, wie ich wünschte. Indessen blieb ich doch im Dorf bis zum Aussäen des Getreides. Wir zogen darauf fort, um blaue Beeren einzusammeln, welche in jener Gegend sehr häufig sind. Darauf wurde wilder Reis, nachher Getreide geerntet, und

so verging der Sommer.

Einige Zeit nach dem Blätterfall wurde ich wieder krank. Ich hatte mich von den Folgen meines Rippenbruchs immer noch nicht recht wieder erholt. Damals richtete auch eine Seuche große Verheerungen unter den Indianern an. Eines Tages, ich war weder imstande zu gehen, noch mich aufrecht zu halten, lag ich in meiner Hütte, während die Frauen auf dem Feld arbeiteten. Da traf plötzlich meine Schwiegermutter, eine Hacke in der Hand haltend, herein, und fing an, damit auf meinen Kopf loszuschlagen. Ich konnte ihr keinen Widerstand leisten, machte auch nicht einmal den Versuch dazu, und dachte an den Tod, weil ich glaubte, mein letzter Augenblick sei da. Plötzlich hielt sie inne, warum, blieb mir ein Geheimnis. Da ich meinen Kopf in die Decke gehüllt hatte, so waren meine Wunden nicht so gefährlich, wie ich dachte. Späterhin kam mir Folgendes zu Ohren: Meine Schwiegermutter hatte auf dem Feld gearbeitet, an ihre Kinder gedacht und plötzlich laut aufgeschrien. Da der Mann, welcher, wie sie meinte, am Tod der Kleinen schuld war, sich nun in ihrer Gewalt befand, so war sie herbeigelaufen, um mich zu töten. Sie baute auf die Worte des Ais-kaw-ba-wis so stark, dass sie fest glaubte, ich sei Mörder ihrer Kinder. Ich wusste, wie sehr sie gegen mich eingenommen war, und verargte ihr daher das, was sie mir antat, nicht so sehr, wie im Gegenteil wohl der Fall gewesen wäre. Ihr hartes und böswilliges Betragen zeigte sich tagtäglich mehr, und meine Frau folgte ganz dem Beispiel der Mutter. Zum Teil rührte ihr schlechtes Benehmen auch wohl mit daher, dass ich während meiner Krankheit nicht imstande war, sie so reichlich mit Lebensmitteln zu versehen, wie ich es früher getan hatte. Indessen kam doch all-

mählich, trotz der großen Leiden, welche ich erdulden musste, meine Gesundheit wieder. Auch die Kräfte stellten sich wieder ein, und bald danach konnte ich mich mehreren Indianern anschließen, welche zu einem Handelsmann gingen.

Ich bestieg mit meinen Kindern ein kleines Kanu. Meine Frau folgte nebst der Schwiegermutter in einem größeren, das mit Gepäck und Vorräten beladen war. Am ersten Tag ließ ich die Frauen zurück und beeilte mich mit den andern Indianern, den verabredeten Lagerplatz zu erreichen. Ich nahm einige Pfähle, spitzte sie an und ramnte sie in die Erde. Die Frauen, welche die Hütte fertigmachen sollten, blieben aber aus, und so hatte ich weder Decken noch Lebensmittel. Am andern Morgen schämte ich mich, den Indianern zu gestehen, dass es mir an Nahrung fehlte, und ich ließ meine hungernden Kinder schreien. Dieselbe Eigenliebe veranlasste mich auch, bei meinen Gefährten zu lagern.

Ich begriff nun wohl, dass es die Absicht meiner Frau gewesen war, mich zu verlassen, und durfte demnach nicht erwarten, dass sie nun gleich wieder zu mir kommen würde. Also reiste ich ab, hielt jenseits der Stelle an, auf welcher die Übrigen ihr Lager aufschlagen wollten, und schoss einen fetten Schwan, womit ich den Hunger meiner Kinder stillte. Das Wetter wurde bald sehr kalt, und ich hatte einen weiten Weg zu machen. Vor allem aber besorgte ich, von den Indianern eingeholt zu werden. Meine Kinder mussten auf dem Boden des Kanus schlafen, und ich deckte sie so gut es ging mit einer Bisonhaut zu.

Der Wind fing an, immer heftiger zu wehen, und die Wellen schlugen in mein kleines Fahrzeug hinein, die Kinder

wurden nass und hatten viel zu leiden. Auch mich erstarrte die Kälte dermaßen, dass ich kaum imstande war, mein Kanu zu lenken, und ich ließ es, unweit von der Stelle, wo ich landen wollte, auf eine Klippe laufen. Zum Glück war das Wasser nicht tief. Ich schlug das noch nicht dicke Eis durch und trug meine Kinder ans Ufer. Aber nun wäre ich beinahe mit ihnen erfroren. Mein faules Holz war durchnässt. Wie sollten wir uns trocknen? Ich schüttete mein Pulverhorn aus und fand noch einige Körner, die trocken geblieben waren. Wir waren gerettet. Am anderen Morgen bekam Herr Sayre, dessen Kontor nicht weit entfernt lag, Nachricht durch die Indianer, dass wir uns verirrt hätten, und schickte mehrere Männer ab, um mich aufsuchen zu lassen. Diese führten mich zu ihm. Ich nahm einen Kredit für meine ganze Familie, denn ich wusste ja nicht, ob ich so bald wieder mit meiner Frau zusammentreffen würde.

Der Häuptling dieser Gegend riet mir, ich sollte doch nicht den ganzen Winter über in dieser Einöde bleiben. Aber er hatte mir die Erlaubnis gegeben, in einem kleinen, ausgewählten Bezirk zu jagen, und versprochen, keiner solle dahin kommen dürfen, wo ich Zeichen machen und Zweige umknicken würde. Er meinte, es sei besser, wenn ich beiden Indianern bliebe, oder eine zweite Frau nähme. Freilich waren meine Kinder so klein, dass sie mir noch nicht an die Hand gehen konnten. Meine Gesundheit war auch nicht die stärkste, und so war es denn allerdings, wie der Häuptling richtig bemerkte, sehr unklug, den Winter über ganz allein zu bleiben. Aber ich hörte nicht auf seinen Rat, wollte weder bei den Indianern leben, noch eine zweite Frau nehmen. Ich bahnte also einen Fußpfad in meinem Winterbezirk, schleppte alles zusammen, was ich besaß,

nahm meine Kinder mit und machte mich auf den Weg. Meine Tochter Martha war damals erst drei Jahre alt, und die übrigen waren auch noch klein. Nach drei Tagen erreichte ich meinen Bezirk, geriet aber bald in große Not, aus der mich erst eine Jagdmedizin erlöste.

Ich hatte keine Matten oder Puk-kwi zu einer Hütte. Also musste ich eine solche aus Baumzweigen und hochgewachsenem Kraut bauen. Ich bereitete Moosetierhäute zu, fertigte für mich und meine Kinder Schneeschuhe, Beinschienen und Mokassins, fällte Holz, bereitete das Mahl. Aber alle diese Arbeiten hielten mich mehrmals ab, auf die Jagd zu gehen, und so litten wir zuweilen Mangel. Des Nachts arbeitete ich an meiner Hütte, bei Tagesanbruch holte ich Holz oder besorgte etwas anderes draußen, besserte auch manchmal meine und meiner Kinder Schneeschuhe aus. Den ganzen Winter über kam ich nachts nur selten zur Ruhe.

Dieses Leben führte ich bis zum Frühling. Dann besuchte mich ein junger Mensch, namens Se-bis-kuk-gu-un-na (starke Schenkel), ein Sohn des Waw-zhe-kwaw-maisch-koon, welcher kurze Zeit vorher gestorben war. Er befand sich, gleich seinen übrigen Gefährten, die in einer geringen Entfernung von mir lagerten, in einem sehr elenden Zustand. Meine Hunde waren so gut abgerichtet, dass sie die Hälfte eines Moosetiers fortziehen konnten. Ich vertraute sie ihm an, gab ihm eine starke Ladung Fleisch und sagte, er möchte mit seinen Freunden nur zu mir kommen. Drei Tage danach langten sie an. Ihr Hunger war durch das Fleisch, welches ich ihnen geschickt hatte, gestillt, aber sie sahen alle recht erbärmlich aus, und wären gewiss allesamt verhungert, wenn sie mich nicht gefunden hätten.

Dreißigstes Kapitel

Der Frühling nahte und wir gingen an den Wälder-See zurück. Als wir an sein Ufer gelangten, fanden wir ihn noch mit Eis bedeckt. Wir standen am Strand, da sah ich in der Ferne eine Otter über das Eis gehen. Die Indianer hatten mir oft gesagt, dass selbst der stärkste Mann keine Otter töten könnte, wenn er dabei nicht eine Waffe zu Hilfe nähme. Pe-schau-ba und andere, die eben so rüstige Jäger als starke Männer waren, hatten mich versichert, das sei ganz wahr. Ich zweifelte aber noch und wollte jetzt die Sache selbst versuchen. Ich fing die Otter und mühte mich länger als eine Stunde ab, schlug und trat sie, sprang ihr auf den Leib, aber alles war vergeblich. Dann wollte ich das Tier mit meinen Händen erwürgen. Es zog aber den Hals ein, schöpfte durch meine Finger hindurch etwas Atem. Ich musste endlich zugestehen, dass man es ohne irgendeine Waffe nicht töten könne.

Es gibt noch mehrere andere, scheinbar sehr schwache Tiere, welche ein ebenso zähes Leben haben. Einst wollte ich, auf einem Kriegszug begriffen, aus Großprahlerei einen Iltis mit den bloßen Händen umbringen. Es hätte dieses aber sehr schlecht für mich ablaufen können. Denn eine Flüssigkeit, die er mir ins Gesicht spritzte, verursachte eine höchst schmerzhafteste Entzündung, und die Haut löste sich ab. Auch der weiße Kranich ist ein gefährliches Tier, wenn man ihm zu nahe kommt, und teilt manchmal mit seinem spitzen Schnabel tödliche Wunden aus.

Nachdem ich jene Otter auf die Seite geschafft hatte, ver-

folgte ich einen Bären. Damals hatte ich drei Hunde, alle von guter Rasse. Herr Tace hatte sie mir geschenkt, und der eine war noch sehr jung. Diesen ließ ich in meiner Hütte zurück. Er hatte sich aber losgemacht, kam mir nach, biss die Übrigen zurück und rannte gerade auf den Bären los. Das ergrimmt Tier packte ihn mit den Zähnen und schleppte ihn eine Meile weit fort. Da konnte ich an dasselbe kommen und erlegte es.

Der Wälder-See verliert seine Eisdecke immer erst spät im Frühling. Als ich mit dem Sohne Waw-zhe-kwaw-maisch-koon s im Dorf ankam, litten die Indianer bereits einige Zeit großen Mangel an Lebensmitteln. Ich hatte welche in meinem Kanu, beeilte mich aber nicht sehr, sie zu verteilen. Am Tag nach meiner Rückkehr kam auch meine Frau mit ihrer Mutter an. Sie lachte, als sie mich sah, und wollte wieder, wie vormals, bei mir leben. Scha-gwaw-ko-sink und Ais-kaw-ba-wis waren auch beide da, und immer noch sehr gegen mich eingenommen. Ich nahm mir jedoch vor, auf ihre böswilligen Ränke nicht im Geringsten Rücksicht zu nehmen.

Während wir mit Feldarbeiten beschäftigt waren, schickten die Handelsleute der Northwest Company Boten an alle Indianer, ließen Geschenke an sie austeilen und luden jedermann ein, einen Angriff gegen die Niederlassung der Hudson's Bay Company am Red River mitzumachen. Diese Streitigkeiten unter Menschen von ein und derselben Farbe schienen mir unnatürlich, und ich mochte keinen Teil daran nehmen, obwohl ich lange Zeit mit der Northwest Company Geschäfte gehabt hatte und mich gewissermaßen als zu derselben gehörend betrachtete. Viele Indianer leisteten dieser Aufforderung Folge, und es wurden viele Mordtaten

und Grausamkeiten begangen. Auf Seite der Northwest Company standen viele Mestizen, unter denen sich ein Bandenhäuptling namens Grant, auszeichnete. Mehrere zur Hudson's Bay Company gehörende Männer wurden im offenen Kampf getötet, und andere, nachdem sie Gefangene geworden waren, ums Leben gebracht.

Ein Herr Macdonald ober Macdolland², den man Gouverneur der Hudson's Bay Company nannte, fiel in einen Hinterhalt, den ihm ein Diener der Northwest Company, Herschel oder Harshield gelegt hatte. Dieser Mann warf seinen Gefangenen in ein Kanu, in welchem sich auch einige Franzosen und ein Halbblüter befanden. Diesen befahl er, sie sollten den Mann umbringen und darauf ins Wasser werfen. Der Mestize, er hieß Maveen, wollte das auch tun, allein die Franzosen litten es nicht, und so wurde er auf einer kleinen Felseninsel ausgesetzt, ohne Hoffnung von dort entfliehen oder sein Leben fristen zu können. Indessen trafen ihn dort zufällig einige Muskegoes an und gaben ihm die Freiheit wieder. Als Herr Harshield dieses vernahm, schlug er die Franzosen und schimpfte sie aus, weil sie den Gouverneur, der doch in ihrer Gewalt gewesen sei, nicht getötet hätten. Auch wurden sogleich Männer ausgesandt, die ihn verfolgen und wo möglich wieder gefangen nehmen sollten. Diese wurden in der Tat seiner habhaft und

² Wahrscheinlich bezieht sich diese Erzählung auf die Ermordung eines gewissen Keveny. Karl von Reinhard und Archibald MacLellan wurden deshalb 1818 in Quebec vor Gericht gestellt, und der Erstere zum Tode verurteilt. Er war am schwersten graviert; außerdem auch ein gewisser Mainville und der Indianer Jose oder Joseph, der Sohn des weißen Rebhuhns. Tanner hat wahrscheinlich die Namen verstümmelt. (Anmerkung des amerikanischen Herausgebers)

lieferten ihn an den Mestizen und einen alten Soldaten aus, der seiner Grausamkeit wegen bekannt war. Diese beiden Menschen ermordeten jenen auf eine so schauderhafte, ekelregende Weise, dass ich es hier nicht erzählen kann, und legten dann dem Herrn Harshield Rechenschaft ab, von dem, was geschehen war.

Als die Niederlassung am Red River niedergebrannt worden, und die Hudson's Bay Company aus jener Gegend vertrieben worden war, besetzten die Indianer und Mestizen der Nordwest Company eine Stelle am Ausfluss des Winnipeg-Sees, Sah-gi-uk genannt, um von dort aus jeglichen Agenten der Hudson's Bay Company, der auf diesem Wege ins Land zu kommen den Versuch machen wollte, zurückzutreiben. Mein Schwager Ba-po-wasch ward es endlich müde, dort länger zu darben, und kam in unser Dorf zurück, in welchem ich allein zurückgeblieben war. Ich wollte, wie schon gesagt, keinerlei Anteil an diesem Streit nehmen. Unterwegs begegnete er einem Herrn Macdolland von der Hudson's Bay Company, der mit Herrn Bruce, seinem Dolmetscher, ins Landesinnere wollte. Dieser Letztere war von der Lage der Dinge besser unterrichtet, und äußerte große Besorgnisse, welche indessen sein Gefährte für übertrieben hielt. Herr Bruce, welcher den Ba-po-wasch kannte, stellte sich, als gehöre er zur Nordwest Company, und ließ sich von ihm über alles unterrichten, was vorgegangen war. Als Herr Macdolland sich nun selbst von allem überzeigte, willigte er ein, umzukehren, und das hat ihm wahrscheinlich sein Leben gerettet.

Nun besuchte mich Herr Macdolland zu Me-nau-zhe-taunung und hörte von mir, dass alles gegründet sei, was Ba-po-wasch erzählt habe. Da eilte er möglichst schnell zum

Wasserfall Sainte Marie, wo er Lord Selkirk traf, der eben die Angelegenheiten der beiden aufeinander eifersüchtigen Company reguliert hatte.³

Ich führte in jenem Sommer, wie gewöhnlich, ein sehr ruhiges Leben. Abwechselnd jagte ich oder verrichtete Feldarbeiten, erntete wilden Reis und fischte. Als ich aus den Reisgründen zurückkam, machte ich auf einer kleinen Insel Halt und ruderte gegen den Regen-See hinauf, um einen Bären zu erlegen, dessen Höhle mir bekannt war. Ich schoss ihn nieder, kam spät in der Nacht zurück und streckte mich in meiner Hütte auf das Lager, um einzuschlafen. Da hörte ich eine Stimme an meiner Tür und erkannte bald, dass es jene des Herrn Harshield war. Mir wurde sogleich klar, dass er jemand verfolgte. Er hatte aus der Ferne ein Licht schimmern sehen und geglaubt, es scheine im Lager des Lords Selkirk. Mit aller Behutsamkeit, die sonst nur indianischen Kriegern eigen ist, musste er sich meiner Hütte nahe geschlichen haben, sonst würde er von mir bemerkt worden sein.

Er sagte mir nicht gleich auf der Stelle, dass er die Absicht hege, den Lord Selkirk zu töten. Ich kannte aber ihn und seine Genossen zu gut, als dass ich Mühe gehabt hätte, ihren Plan zu durchschauen; begriff auch sogleich, weshalb er mich überreden wollte, mit ihm an den Regen-See zu gehen. Da er endlich fand, dass seine Andeutungen und halbvertraulichen Eröffnungen ihren Zweck völlig verfehlten, sagte er es endlich ganz offen heraus, dass es sein Wille wäre, Lord Selkirk niederzuschießen, einerlei, wo er den-

³ Lord Selkirk hatte 1814 eine ungeheure Strecke Landes am Red River von der Krone zu Lehen erhalten und wollte sie kolonisieren.

selben antreffen würde. Dann ließ er seine Kanus kommen und zeigte sie mir. In jedem saßen zehn kräftige, zu allem entschlossene, wohlbewaffnete Männer. Zuletzt versuchte er noch einmal seine Überredungskunst an mir, aber auch dies Mal vergeblich.

Nachdem er mich verlassen hatte, begab er sich zum Kontor des Herrn Tace am Regen-See. Aber dieser Gentleman war weniger als er zu gewaltsamen Maßregeln aufgelegt und veranlasste ihn, ohne Weiteres in seine Heimat zu gehen. Ich weiß nicht, welche Gründe Herr Tace geltend machte. Allein so viel ist gewiss, zwei Tage später nahm Herr Harshield seinen Weg zum Red River und ließ den Soldaten, welcher im vergangenen Jahr gemeinschaftlich mit Maveen den Gouverneur ermordet hatte, in den Wäldern in einem Versteck zurück. Wir wussten nicht recht, welcher Art die Verhaltensbefehle waren, die jener Mensch erhalten hatte. Es musste ihm aber in den Wäldern nicht gefallen, denn vier Tage später kam er zurück.

Inzwischen hatte Lord Selkirk das Fort William, welches damals Herr Mac Gillivray für die Nordwest Company besetzt hielt, genommen, und schickte von dort aus einen Offizier nebst Soldaten ab, um das Kontor des Herrn Tace in Besitz zu nehmen. In diesem Letzten fand man jenen Soldaten, welcher den Gouverneur Macdolland ermordet hatte. Er wurde, nebst einigen anderen, welche nach der Übergabe des Fort William eine Meuterei angezettelt hatten, nach Montreal gebracht, und kam dort, wie ich später erfahren habe, an den Galgen.

Um diese Zeit fasste ich den Entschluss, das Land der Indianer zu verlassen, und in die Vereinigten Staaten zu gehen. Ais-kaw-ba-wis hatte die Indianer durch seine Ränke

gar zu sehr gegen mich aufgereizt, und ich hatte gar zu viel Widerwärtiges auszustehen, besonders vonseiten der Familie meines Schwiegervaters. Herr Bruce, dem ich damals begegnete, gab mir wertvolle Nachweisungen und guten Rat. Er war ein vielgereister Mann und hatte weit mehr Weiße gesehen als ich. Was er mir sagte, ermutigte mich. Der Krieg von war damals beendet, und es stand also der Rückkehr in mein Geburtsland kein wesentliches Hindernis mehr entgegen.

Ich hatte wilden Reis in Menge, und auch die Kornernte war ergiebig ausgefallen. Da ich mich an den Regen-See begeben und dort den Winter zubringen wollte, so nahm Herr Bruce, welcher dieselbe Richtung einschlug, mir zwanzig Sack Getreide mit, und ich machte mich dann mit meiner Familie auf den Weg. Unweit vom Kontor am Regen-See glaubte ich Herrn Tace zu treffen, denn ich wusste noch nichts von allem, was vorgefallen war. Ich fand aber statt seiner jenen Hauptmann, dessen ich früher erwähnt habe. Er behandelte mich sehr achtungsvoll und bedauerte, mir kein Geschenk machen zu können, denn alles, was in den Magazinen der Northwest Company vorrätig gewesen, war bereits an die Indianer ausgeteilt worden.

Nachdem ich mich mehrmals mit ihm unterhalten hatte, gelang es ihm, mir die Überzeugung beizubringen, dass in diesem Streit das gute Recht aufseiten der Hudson's Bay Company sei, oder vielmehr, dass diese von der britischen Regierung Genehmigung erhalten habe. Er versprach, mir meine Rückkehr in die Vereinigten Staaten möglichst zu erleichtern, machte mir wertvolle Geschenke, behandelte mich gut, versprach mir vieles. Ich willigte endlich ein, ihn nebst seinen Truppen, zum Kontor der Northwest Com-

pany, welches an der Mündung des Assiniboine lag, zu führen. Die Kälte wurde bereits sehr merklich, aber Captain Tussenon, (denn das war, soviel ich mich entsinnen kann, sein Name) sagte, sein Trupp könne nicht am Regen-See leben, und wir mussten notwendig gleich zum Red River aufbrechen.

Ich bildete, nebst zwanzig Mann, die Vorhut, und wir kamen an den Be-gwi-o-nus-ko-sah-gie-gun (den Binsen-See), von wo die Pferde zurückgeschickt wurden. Dort stieß der Captain mit fünfzig Mann zu uns und wir verfertigten Schneeschuhe. Scha-gwaw-ko-sink, Me-zhick-ko-naum und andere Indianer wurden als Jäger für uns angeworben. Wir hatten viel wilden Reis und waren hinlänglich mit Lebensmitteln versehen, aber der Zug über die mit tiefem Schnee bedeckte Prärie währte lange. Als uns das Fleisch ausging, zeigten sich unter den Soldaten Spuren von Meuterei, doch kam eine solche nicht zum Ausbruch. Am vierzigsten Tag nach unserer Abreise vom Regen-See langten wir Red River an und besetzten das Fort an der Pembina-Mündung, ohne auf Widerstand zu stoßen. Wir fanden nur Frauen, Kinder und einige französische Greise darin.

Von Pembina aus, wo ich meine Kinder zurückließ, gelangten wir in vier Tagen an den Assiniboine, da, wo er noch etwa zehn Meilen von seiner Mündung entfernt ist. Vorher waren wir unweit von diesem Punkt über den Red River gegangen. Dort stieß Be-gwa-is, einer der angesehensten Chippewahäuptlinge nebst zwölf jungen Leuten zu uns. Unser Hauptmann-Gouverneur, der den Zug mitmachte, schien darüber in Verlegenheit zu sein, auf welche Weise er sich des Kontors, das von der Nordwest Company an der Mündung des Assiniboine besetzt gehalten wurde,

bemächtigen sollte. Indessen wusste er, dass höchstens zwölf Mann dasselbe verteidigten.

Er hielt eine Beratung mit Be-gwa-is, und dieser meinte, es sei am besten, geradewegs auf das Fort loszugehen, denn das würde wohl hinreichen, um die Besatzung so einzuschüchtern, dass sie an keinen Widerstand denken würde. Als Captain Tussenon mich am Regen-See angeworben hatte, versprach ich, ihn von dort aus bis an die Tür von Herrn Harshields Schlafgemach zu führen. Ich war auch imstande, mein Versprechen zu halten, und daher kränkte es mich, dass ich von jenen Beratungen gänzlich ausgeschlossen blieb.

Als wir uns während der Nacht nur noch unweit vom Fort befanden, äußerte ich meinen Unwillen gegen Loveson Rowlan, den Dolmetscher, welcher das Landrecht gut kannte und im Fort einen halbbürtigen Bruder hatte, der als Diener unter Herrn Harshield stand. Wir beide lagen allein an einem Feuer und kamen bald zu der Überzeugung, dass wir recht gut die Besatzung überraschen und das Fort einnehmen könnten, beschlossen daher, das Wagstück zu unternehmen und einige Soldaten aufzufordern, mit uns gemeinschaftliche Sache zu machen. Hügel und Gesträuch, welche uns dem Blick der Männer im Fort hätten verbergen können, gab es in der Umgebung nicht. Allein die Nacht war dunkel und so kalt, dass wir überzeugt sein konnten, der Feind würde sich nicht sehr auf der Hut halten. Wir verfertigten eine indianische Leiter, das heißt, wir nahmen einen Baum, hieben die Äste in einiger Entfernung vom Stamm ab, sodass Zacken blieben, auf welche wir die Füße setzen konnten, lehnten den Stamm gegen die Mauer und gelangten so auf das Dach der Schmiede. Von dort stiegen

wir mit der größten Behutsamkeit einer nach dem anderen auf die Erde, suchten unsere Feinde auf, und waren vorsichtig genug, zwei oder drei wohlbewaffnete Männer vor die Türen der Gemächer zu stellen, in welchen sie sich befanden. Sie konnten sich also nicht vereinigen und waren verhindert, mit gesamter Kraft zu handeln.

Erst bei Tagesanbruch fanden wir Harshields Schlafkammer. Als er uns im Fort sah, stürzte er auf seine Waffen zu und wollte Widerstand leisten. Wir wurden aber mit leichter Mühe seiner Herr und banden ihn. Als er schimpfte und Schmähungen ausstieß, befahl uns der Gouverneur, welcher mit dem Captain herbeieilte, wir sollten ihn nur in den Schnee werfen. Er würde sich dann schon beruhigen.

Das Wetter war indessen so kalt, dass wir ihn nicht lange liegen lassen durften, sonst wäre er gewiss erfroren, brachten ihn also wieder herein und legten ihn ans Feuer.

Als er mich unter den Umstehenden erblickte, ahnte er wohl, dass ich den Führer bei der ganzen Angelegenheit gemacht hatte, und überhäufte mich mit Vorwürfen, weil die Beweise von Wohlwollen, welche er seiner Behauptung zufolge mir gegeben, ganz in Vergessenheit bei mir geraten wären. Ich dagegen hielt ihm vor, dass er zum Mörder an Leuten seiner eigenen Farbe geworden sei, und sagte, eben seine vielen Verbrechen und Mordtaten hätten mich veranlasst, einen solchen Schritt gegen ihn zu unternehmen.

»Als im vorigen Jahr die Blätter fielen«, sagte ich endlich, »bist du in meine Hütte gekommen. Und wenn ich dich gut aufnahm, so geschah es nur, weil ich nicht wusste, dass Blut deiner Landsleute dir an den Händen klebt. Ich sah nicht die Asche der Häuser, in welchen du deine Brüder am Red River hast verbrennen lassen.«

Dessen ungeachtet ließ er nicht ab, auf mich, die Soldaten und alle Menschen, die ihm nahe kamen, zu schimpfen und zu schmähen.

Von den Gefangenen, welche wir im Kontor machten, behielten wir nur drei Männer im Gewahrsam: Herrn Harshield nämlich, den Mestizen Maveen, weil dieser den Mord an dem Gouverneur der Hudson's Bay Company begangen hatte, und einen Handelsdiener. Die anderen wurden, ohne weiter belästigt zu sein, entlassen.

Joseph Cadotte, Rowlans Halbbruder, suchte ganz demütig und unterwürfig sein Betragen zu verteidigen. Er versprach, falls er freigelassen würde, sich auf seinen Jagdbezirk zurückzuziehen und gar nicht mehr in die Angelegenheiten der Kaufleute einzumischen. Er wurde auch wirklich losgelassen. Aber er hielt sein Wort nicht, sondern eilte zum Kontor am Moose River, versammelte etwa vierzig bis fünfzig Mestizen und kam mit diesen zurück, um seine Stelle wieder einzunehmen. Der Trupp hielt sich jedoch stets eine Meile weit von uns entfernt und lagerte in unserer Nähe.

Einunddreißigstes Kapitel

Nach Verlauf von zwanzig Tagen ging ich wieder zu meiner Familie nach Pembina, und nachher mit Wa-ge-to-te auf die Prärien, um Bisons zu jagen. Da sagte man mir, dass die meisten Mestizen im Land äußerst erbittert auf mich wären, weil ich Partei gegen die Nordwest Company genommen hätte. Ja, einige Männer versicherten mich, es sei

en Anschläge auf mein Leben gemacht worden. Ich entgegnete aber, sie müssten im Schlaf über mich herfallen, etwa so, wie ich es mit Harshield und seinen Gefährten gemacht hätte. Sonst fürchtete ich nichts. Allerdings schlichen mehrmals Männer in feindseligen Absichten um mich herum. Ich entging jedoch glücklich allen Gefahren.

Die übrige Zeit in jenem Winter brachte ich bei den Indianern zu und kehrte im Frühling an den Assiniboine zurück. Damals kam dort auch Lord Selkirk vom Fort William an.

Herr Cumberland und ein anderer Handelsdiener der Northwest Company fuhren in einem Kanu vorüber, flussaufwärts. Da sie beim Fort nicht anhielten, so sandte Lord Selkirk ihnen ein Kanu nach. Sie wurden gefangen genommen und eingekerkert.

Die Beamten des Kontors am Moose River, welches der Northwest Company gehörte, fuhren nachher stromabwärts, wollten aber aus Furcht nicht über das Fort hinausrudern, und lagerten sich diesseits, in einiger Entfernung von demselben. Damals versammelten sich die Indianer aus den entfernteren Gegenden. Sie hatten bisher noch nichts von allen jenen Unruhen und Veränderungen gehört und waren jetzt höchlich überrascht, als sie das Fort nicht mehr im Besitz der Handelsleute fanden, mit welchen sie bis dahin verkehrt hatten.

Gegen Sommeranfang ließ der Richter Codman einen Brief bekannt machen und versprach dem zweihundert Dollar Belohnung, welcher drei bei den letzten Unruhen sehr beteiligte Mestizen einfangen und ausliefern würde. Es waren Grant, Häuptling der Mestizen von der Northwest Company, Joseph Cadotte und einer namens Assiniboine. Alle drei wurden von Leuten aus unserem Fort, mit wel-

chen der Dolmetscher Nowlan auszog, gefänglich eingebracht, aber losgelassen, als sie das Versprechen gaben, wieder zu kommen, sobald der Richter erscheinen würde. Kaum waren unsere Leute wieder im Fort, da stellte sich Assiniboine und zeigte an, Grant und Cadotte wären entflohen, sobald Nowlan mit den Seinen den Rücken gekehrt hätte. Sie waren zu den Assiniboine gegangen und erschienen erst wieder, als man sie gefangen genommen hatte, um vor dem Richter Rede zu stehen. Der Mann, welcher sich freiwillig wieder gestellt, erhielt Verzeihung.

Lord Selkirk wartete schon lange Zeit auf die Ankunft des Richters, der über das Schicksal der Gefangenen, welche schwerer Verbrechen angeschuldigt wurden, entscheiden, auch in Bezug auf die Ansprüche der beiden rivalisierenden Pelzcompanys ein Endurteil fällen sollte. Der Lord wurde täglich ungeduldiger und sandte einen Boten mit Lebensmitteln und Geschenken nach Sah-gi-uk. Derselbe hatte Befehl, so lange weiter zu gehen, bis er endlich den Richter antreffen würde. Aber jenseits Sah-gi-uk, bei einem Kontor der Northwest Company wurde dieser Mann gefangen genommen und von einem Agenten, namens Black sehr geschlagen und misshandelt. Weil aber inzwischen der Richter angelangt war, so entfloh Black mit einem anderen Handlungsdienner, Mac Cloud, und ging zu den Indianern. Als der Richter Codman sie aufsuchen ließ, waren sie nirgends zu finden.

Die Einleitung zum Prozess währte lange, nach und nach wurden viele Gefangene entlassen, Herr Harshield aber und der Mestize Maveen mit Ketten belastet und sorgfältig bewacht. Der Richter hatte sein Zelt gleichweit vom Fort als auch vom Lager der Northwest Company aufgeschlagen,

wahrscheinlich um zu zeigen, dass er völlig unparteiisch verfare.

Als ich eines Morgens an der Tür des Forts stand, sah ich den Richter, einen großen, dicken Mann, auf mich zukommen. Er wurde von Herrn Mackenzie, einem Mestizen namens Cambell und einem alten Naudoway begleitet. Sie gingen ins Fort, von Gemach zu Gemach, und kamen endlich in das des Lord Selkirk. Cambell folgte dem Richter, hielt ein Papier in der einen Hand und legte die andere dem Lord auf die Schulter. Dabei sprach er einige Worte, welche ich nicht verstand. Dann folgte eine Unterredung, die mir auch vollkommen unverständlich blieb. Ich bemerkte aber, dass Herr Mackenzie und Cambell sich den ganzen Tag in unserer Nähe aufhielten. Gegen Einbruch der Dunkelheit sagte mir Nowlan, der Richter hätte die Nordwest Company mit einer beträchtlichen Geldstrafe verurteilt. Ich weiß aber nicht, ob sich dieselbe auf dreihundert oder dreitausend Dollars belief. Lord Selkirk wurde freigelassen. Nun reisten Herr Mackenzie und Cambell ab, wurden aber von der Agentur der Hudson's Bay Company arg verhöhnt. Der Richter blieb bei Lord Selkirk und speiste mit ihm.

Der Oberst Dickson, welcher sich damals am Red River aufhielt, sandte einen Boten zu den Sioux, weil es für zweckmäßig erachtet wurde, sie zusammenzuberufen, damit sie vom jetzigen Stand der Dinge unterrichtet würden. Im vergangenen Winter waren zwei Chippewafrauen nach der Abreise von Pembina aus dem Land der Sioux zurückgekommen und hatten den Männern ihres Volkes Friedenspfeifen mitgebracht. Diese beiden Frauen waren Gefangene gewesen, die Botschaft selbst, und dass sie freigelassen

worden waren, betrachtete man als Pfänder friedlicher Absichten.

Eine dieser Frauen hatte sich mit einem Sioux verheiratet. Ihr neuer Mann war ihr sehr zugetan. Als sein Volk entschieden hatte, dass die Frau in ihre Heimat zurückgeschickt werden sollte, ließ er ihrem Chippewa-Gemahl diejenige von seinen übrigen Frauen, welche demselben am besten gefallen würde, zum Tausch anbieten. Dieser wurde jedoch nicht angenommen, und es fand sich niemand, der den Sioux eine Antwort überbringen wollte. Endlich bot Herr Bruce, der Dolmetscher, seine Dienste an. Diese Unterhandlung, so wenig auch dem Anschein nach dadurch bewirkt wurde, hatte die Gemüter der Sioux doch auf die Botschaft des Herrn Dickson einigermaßen vorbereitet. Sie sandten zwanzig Krieger mit zwei gefangenen Chippewa ab, welche in Freiheit gesetzt werden sollten.

Der eine Gefangene war eine junge Frau, Tochter des Gitsche-ope-zhe-ke (der dicke Bison). Sie hatte sich ebenfalls unter den Sioux vermählt, und ihr junger Mann, einer der zweiundzwanzig Abgesandten, war sterblich verliebt in sie. Die Häuptlinge seiner Partei wollten, da sie eben abzureisen im Begriff waren, ihn überreden, sie aufzugeben. Er blieb aber hartnäckig und wollte nichts davon hören. Sie sahen sich endlich genötigt, ihn zu verlassen, obgleich er augenscheinlich nur mit Gefahr seines Lebens unter den Chippewa sich aufhalten konnte. Als seine Gefährten sich entfernt hatten, irrte er zwischen unseren Hütten umher und schrie wie ein Kind. Sein Zustand dauerte mich, und ich lud ihn ein, in meine Hütte zu kommen. Freilich hinderete mich die Verschiedenheit unserer Sprachen, ihm alle meine Gedanken verständlich zu machen. Ich versuchte ihn

aber dadurch zu trösten, dass ich ihm andeutete, er könne selbst unter den Chippewa Freunde finden. Am anderen Morgen entschloss er sich, seinen Gefährten zu folgen und mit ihnen in die Heimat zurückzugehen. Demnach verließ er uns und folgte zwei- oder dreihundert Schritte ihren Spuren. Dann aber warf er sich auf die Erde, schrie und wälzte sich umher wie ein Wahnsinniger. Endlich trug seine Leidenschaft für die Frau den Sieg über die Liebe zur Heimat davon. Er setzte sein Leben aufs Spiel und kam zu uns zurück. Bald aber hörten wir, einige Chippewa hätten gesagt, sie wollten ihn töten. Auch wussten wir recht gut, dass er jedenfalls häufigen Angriffen ausgesetzt war, solange er bei uns blieb. Wa-ge-to-te und Be-gwa-is, unsere Häuptlinge, beschlossen daher, ihn zurückzuschicken, wählten acht Männer aus, auf welche sie sich verlassen konnten, und diese sollten ihn, nach der Grenze seines Landes zu, etwa eine Tagesreise weit fortschaffen. Er ließ sich ziehen und musste bis an den Assiniboine geschleppt werden. Dort begegneten uns zweihundert Indianer, welche mit jenem Fluss ein und denselben Namen führen. Der junge Sioux war so vorsichtig gewesen, sich wie ein Chippewa zu kleiden. Als uns nun der Häuptling jener Assinneboine fragte, wohin wir wollten, ward geantwortet, wir wären von unseren Häuptlingen auf die Bisonjagd geschickt worden.

Dieser Häuptling hieß Re-zho-ta-we-nau-ba und war ein guter Mann. Der Schreck, welcher sich des jungen Sioux bemächtigte, verriet ihm, dass wir gelogen hatten. Er wollte es aber nicht bemerken, ja er stellte sich so, dass die Aufmerksamkeit seiner Krieger von dem Fremden abgelenkt wurde, bis wir vorüber wären. Dann redete er den Sioux in

seiner Sprache an und sagte: »Fliehe, junger Mensch, und denk daran, dass, wenn du auf dem Zug nach deiner Heimat überfallen wirst, nur wenige Chippewa oder Assiniboine nicht Lust haben möchten, dir das Leben zu rauben.« Der junge Sioux ließ sich das nicht zweimal sagen und lief fort, aber fing, als er kaum hundert Schritte von uns entfernt war, wieder an zu seufzen und zu schreien, doch hörten wir später, er habe sich zu Pembina mit seinen Landsleuten vereinigt und sei mit ihnen wohlbehalten in der Heimat wieder angelangt.

Es wurde über diesen Frieden zwischen den Sioux und Chippewa viel hin und her gesprochen. Der Oberst Dickson sagte, die Sioux würden gewiss nicht zuerst den Vertrag brechen und nichts ohne seine ausdrückliche Beistimmung zu tun wagen. Eines Tages, da er sich gerade des Einflusses, welchen er auf sie übe, rühmte, kam ein Chippewa-Häuptling, von vierzig Mann begleitet, und wies blutbefleckte Pfeile vor. Er hatte sie aus den Leichnamen mehrerer Landsleute gezogen, die kürzlich von Sioux und noch dazu ganz nahe beim Kontor, welches eben diesem Herrn Dickson gehörte, überfallen und ermordet worden waren.

Um dieselbe Zeit rief Lord Selkirk alle Indianer zusammen, und teilte eine Menge Tabak, starke Getränke und vieles andere an sie aus. Dabei hielt er eine jener langen, väterlichen Reden, welche bei Indianerversammlungen so häufig vorkommen. Er sprach: »Meine Kinder, lange Zeit hat der Himmel finster und dunkel über Euren Häuptionen gehangen. Aber jetzt ist er lichter und heller geworden. Euer großer Vater, jenseits der Gewässer, welcher, wie Euch bekannt ist, im Grunde seines Herzens Teilnahme hegt für seine roten Kinder, hat mich hergesandt, auf dass

ich die Hindernisse von Eurem Pfad wegräume, und Eure Füße nicht mehr blutig verwundet werden. Ihr habt von Euch diejenigen weißen Männer entfernt, welche, um Vortheile für sich zu erlangen, böswillig versuchten, Euch gegen Euren großen Vater aufzuhetzen. Sie werden nicht wieder kommen und fernerhin die Ruhe nicht stören. Wir haben auch die Sioux zu uns berufen, welche, obwohl sie auch rote Häute haben, wie Ihr, doch lange Zeit Eure Feinde gewesen sind. Künftig werden dieselben in ihrem Land bleiben, und Ihr werdet Frieden haben. Der Krieg zwischen Euch fing lange vor jener Zeit an, in welcher Eure Väter geboren wurden. Statt ruhig das Wild zu jagen, und Weib und Kinder zu ernähren, habt ihr Euch untereinander erwürgt. Aber diese Zeit ist nun für immer dahin. Ihr könnt nun jagen, wo es Euch gefällt. Eure jungen Männer werden diesen Frieden halten, und Euer großer Vater will jeden als seinen Feind betrachten, der den Tomahawk wieder aufhebt.«

Die Indianer antworteten auf diese Rede, wie gewöhnlich, mit Vorstellungen und Versprechungen, stahlen aber noch an demselben Abend, als sie vom Fort wieder abzogen, dem Lord Selkirk und den übrigen Weißen alle Pferde. Am anderen Morgen war auch nicht eins mehr da, und von den Indianern waren nur noch wenige zurückgeblieben.

Der Blätterfall war bereits so weit vorgerückt, dass ich in jenem Jahr nicht mehr in die Vereinigten Staaten zurückkehren konnte. Lord Selkirk, dem manches von meiner Lebensgeschichte zu Ohren gekommen sein musste, wurde aufmerksam auf mich. Er fragte nach meinen Verhältnissen, und ich erzählte ihm mancherlei, namentlich aber sprach ich von dem Anteil, welchen ich an der Überrumpe-

lung des Forts gehabt hatte. Der Richter Codman⁴, welcher gleichfalls da geblieben war, sprach mit Lord Selkirk oft über mich.

»Dieser Mann«, sagte er, »hat unsere Leute zur Winterszeit vom Wälder-See bis hierher geführt. Er hat wesentlich zur Einnahme des Forts beigetragen. Seine Anstrengungen waren bedeutend, er wagte sein Leben, und das alles für vierzig Dollar. Sie können nichts Geringeres für ihn tun, als diese Summe verdoppeln, ihm auch auf Lebenszeit eine jährliche Rente von zwanzig Dollar aussetzen.« Das wollte Lord Selkirk sehr gern. Und die Rente ist auch mir während der ersten fünf Jahre ausgezahlt worden, der zweite fünfjährige Termin aber noch nicht abgelaufen.

Lord Selkirk konnte die Mündung des Assiniboine nicht so schnell verlassen, als er wohl gemeint haben mochte. Die Nordwest Company hatte ihm Hinterhalte gelegt, Indianer geworben, mehrere ihrer Agenten als Indianer verkleidet, und diese sollten ihn töten. Unter den Letzteren befand sich ein gewisser Sacksayre. Der Lord erfuhr aber alles und sandte den Obersten Dickson ab, welcher eine Bedeckung von hundert Sioux herbeiholte. Erst als diese angekommen waren, wagte er die Reise anzutreten. Er verließ das Fort bei Nacht und vereinigte sich mit Dickson bei Pembina.

⁴ Fast alle Namen von weißen Männern, die Tanner anführt, sind arg verstümmelt. Der amerikanische Herausgeber schrieb sie jedoch nieder, wie Tanner sie aussprach, falls er nicht etwa genaue Kunde vom Namen jener Männer anders woher hatte. Godman soll wahrscheinlich Gottmann heißen, Maveen wohl Mainville, Tußnenon wahrscheinlich d' Orsennens. Manche Namen hat Tanner wohl auch verwechselt, denn seine Nachrichten kamen zumeist aus indianischen Quellen. Der Mann, welchen er Mac Donald oder Macdolland nennt, hieß Semple.

Er nahm einen Brief mit, den er eigenhändig für mich und in meinem Namen an meine Verwandten in den Vereinigten Staaten geschrieben hatte. Ich erinnerte dieselben besonders an die Schicksale meiner früheren Jugend. Er bot alles auf, um mich zu bewegen, ich möchte ihn doch begleiten. Und ich hatte auch wohl Lust dazu, glaubte aber immer noch, die meisten meiner Angehörigen wären von den Indianern erwürgt worden. Und wenn auch noch einige am Leben geblieben waren, so musste doch die lange Trennung sie mir entfremdet haben. Er wollte mich auch mit nach England nehmen. Indessen meine Neigungen fesselten mich an die Indianer, und es stand ja auch meine Hütte auf indianischem Boden. Ich hatte hier im Land einen großen Teil meines Lebens verbracht. Es schien mir zu spät, neue Verbindungen anzuknüpfen. Indessen sandte er noch einmal sechs Mann zu mir an den Wälder-See, wo ich mich, noch spät im Herbst, der Ernte wegen aufhielt. Anfang des Winters ging ich an den Be-gwi-o-nus-ko, und von dort, nachdem Schnee gefallen war, auf die Prärie, um Bisons zu jagen. Die Indianer langten auch nach und nach in dieser Gegend an, und wir bildeten eine so zahlreiche Gruppe, dass sich bald Hunger fühlbar machte. Der Winter war streng, und unsere Leiden wuchsen von Tag zu Tag. Zuerst starb eine junge Frau vor Hunger. Bald danach verfiel der Bruder desselben in Wahnsinn, welcher gewöhnlich der Erschöpfung vorhergeht. In diesem Zustand ging er aus der Hütte, in der seine, in Dämpfen Erstarrung dasitzenden Angehörigen zurückblieben. Als ich von der Jagd zurückkam - es war spät am Abend - wussten sie nicht, was aus ihm geworden war. Mitten in der Nacht verließ ich das Lager, folgte seinen Spuren, und fand ihn in geringer Entfer-

nung tot im Schnee liegen.

Zweiunddreißigstes Kapitel

Alle Männer, die noch so viele Kräfte hatten, dass sie imstande waren, zugehen, entschlossen sich, die Bisonherden aufzusuchen, welche damals ziemlich weit von uns entfernt sich aufhalten mussten. Ich aber wollte nicht mitgehen, und ein anderer guter Jäger, der gleichfalls meinte, dass die Bisonjagd nicht sehr ergiebig ausfallen würde, blieb bei mir. Wir gingen ein wenig rückwärts, und schossen binnen kurzer Zeit fünf Moosetiere, deren Fleisch wir unter die Frauen und Kinder verteilten, sodass sich diese wieder ein wenig erholten. Es war aber auch Zeit, sonst wären manche vor Hunger umgekommen. Die Männer kehrten einer nach dem anderen zurück, alle schwächer, als sie zur Zeit ihrer Abreise gewesen waren, und in einem höchst entkräfteten Zustand. Sie hatten nur einen einzigen Bison erlegt.

Nur unter den mühseligsten Anstrengungen war es uns möglich, das Leben zu fristen, und ich befand mich deshalb fortwährend auf der Jagd. Einst hatte ich einen Bären aufgejagt. Den stellte ich drei Tage lang nach, ohne dass es mir möglich war, ihn zu erlegen. Endlich, beim Einbruch der Nacht, war ich so matt und müde, dass ich nicht mehr weiter konnte, und ich musste ablassen, ihn zu verfolgen. Ich war nicht imstande, mir ein Lager zu bereiten oder Feuer anzumachen, und dachte an den Tod, der mir ganz nahe bevorzustehen schien. Da kamen Indianer vorüber, welche

beinahe ebenso entkräftet waren wie ich selbst. Sie halfen mir aber doch in so fern, dass ich wieder bis zu unserem Lagerplatz kam. Solch ein Jammerleben führen die meisten nördlich wohnenden Chippewa im Winter. Ihr unfruchtbares, ungastliches Land liefert ihnen so wenig Lebensmittel, dass sie alle Tätigkeit aufbieten müssen, um nur ihre Tage zu fristen. Und doch ereignet es sich nicht selten, dass die geschicktesten und kräftigsten Jäger eine Beute des Hungertodes werden.

Die Indianer gingen noch einmal allesamt auf die Bisonjagd und wollten diesmal ihre Familien mitnehmen. Nur Un-di-no, derselbe Jäger, welcher sich voriges Mal nicht von mir trennte, wollte auch jetzt bleiben, damit seiner Frau Zeit bliebe, die Haut eines von ihm erlegten Moosetieres zu rösten und zu dörren. Diese Haut wollten sie essen, wenn keine anderen Nahrungsmittel aufzutreiben wären. Ich entschloss mich, bei ihm zu bleiben. Aber gleich in der Nacht, welche auf den Abzug der Indianer folgte, stieg der Jammer und die Not meiner Kinder auf eine solche Höhe, dass es mir unmöglich war, länger in der Hütte zu bleiben. Ich ging also hinaus und sagte zu Un-di-no, dass ich gleich zurückkommen wollte, sobald ich etwas geschossen haben würde. So schnell ich konnte, folgte ich den Indianern und war schon am anderen Morgen bei ihnen.

Ich vernahm, als ich mich näherte, ein Geräusch, trat in die Hütte und hörte, dass ein alter Mann zum großen Geist betete und ihm dankte, dass er im Augenblicke der dringendsten Not sich seiner Kinder erbarmt habe. Das erlegte Tier bezeichnete er nicht anders als mit dem Namen Mani-to-wais-se, was ungefähr so viel wie Tier des Geistes bedeutet. Ich erfuhr nachher, dass es ein alter, magerer Bison

gewesen sei, und schloss daraus, dass die Herden nicht weit entfernt sein konnten. Zwei junge Männer wollten sich mir anschließen. Wir machten uns unverzüglich auf den Weg und schlugen die Richtung ein, welche wir für die beste hielten.

Nachdem wir etwa drei Stunden Wegs zurückgelegt hatten, stiegen wir auf einen kleinen Hügel und erblickten jenseits desselben ein Tal, das ganz schwarz aussah, so viele Bisons trieben sich in demselben umher. Wir krochen vorsichtig bis zu ihnen hinauf, und ich schoss bald zwei fette Weibchen. Als ich eben damit beschäftigt war, sie in Stücke zu zerschneiden, fielen Schüsse. Die Indianer, welche meiner Spur gefolgt waren, hatten Feuer gegeben. Ich kam ein wenig spät ins Lager zurück. Die meisten waren früher angekommen. Es befremdete mich sehr, dass alles totenstill war. Kein Freudengeräusch, wie es bei festlichen Schmäusen herrscht, war zu hören. Ich sah keine Frau und kein Kind umhergehen, und vernahm keine Stimme.

Sollte denn die Hilfe zu spät gekommen sein, fragte ich mich. Und sind Frauen und Kinder schon tot? Ich warf einen Blick in die Hütten. Alle Indianer lebten noch, aber keiner hatte etwas zu essen. Die Mehrzahl dieser Leute lebte gewöhnlich in holzreichen Gegenden. Nun waren sie zum ersten Mal auf der Bisonjagd gewesen, und ich allein hatte Fleisch mit heim gebracht. Ich trug eine tüchtige Ladung, und die beiden jungen Leute ebenfalls. Wir teilten mit den anderen.

Damals befand sich ein Mann namens Waw-be-be-nais-sa (der weiße Vogel) bei uns, den ich von früher her schon kannte. Da ich auf der Jagd sehr viel Glück hatte, wurde er neidisch auf mich. Dieses Menschen halber, und um jeden

Schein zu vermeiden, als wolle ich mich meiner Geschicklichkeit rühmen, gab ich keinen Festschmaus in meiner Hütte, wie es doch bei einer solchen Gelegenheit passend gewesen wäre. Aber einer meiner Begleiter tat es, und ich teilte, was ich übrig hatte, den mir zunächst wohnenden Familien mit, nachdem ich das für den Unterhalt meiner Kinder Notwendige zurückgelegt hatte. Einer meiner Jagdgefährten hatte Waw-be-be-nais-sa eingeladen, und außer ihm noch mehrere andere Männer. An jenem Abend versäumte jener, wie ich nachher erfuhr, nichts, um die Indianer gegen mich einzunehmen. Er nannte mich einen stolzen, unverschämten Menschen. Aber ich blieb doch in meiner Hütte und tat, als beachtete ich ihn gar nicht, denn ich hatte keine Lust, mich mit ihm in Zank einzulassen.

Am anderen Morgen, noch ehe es Tag geworden war, gingen die Frauen aus, um zu holen, was von den beiden Bisons noch übrig war. Ich zeigte einigen Jägern die Stellen am Körper, nach denen sie zielen mußten. Die Jagd begann wieder, und mehrere erlegten wirklich etwas, sodass es uns an Fleisch nicht fehlte. Die Kranken und Halbverhungerten erholten sich nun bald. Nur eine Frau, die vor Hunger wahnsinnig geworden war, blieb es länger als einen Monat lang.

Der angesehenste Mann unter der ganzen Gruppe war O-poih-gun (die Pfeife). Er, nebst den Insassen dreier Hütten, blieb bei mir. Die übrigen zerstreuten sich, um zu jagen. Waw-be-be-nais-sa und sein Sohn gehörten zu denen, welche nicht fortgingen. Ich erlegte viel Wild und dörnte das beste Fleisch von etwa vierzig Bisons. Wir hatten vor Hunger so viel gelitten, dass ich für die Zukunft meine Familie sicher stellen wollte. Auch dachte ich immer daran, eine

Reise nach den Vereinigten Staaten zu machen, und dass, solange ich ausblieb, doch wohl niemand für sie sorgen würde. Das wusste ich. Ich machte zwanzig große Säcke Pemmikan zurecht, kaufte von den Indianern zehn Fässer, von denen jedes zehn Gallonen hielt, und füllte sie mit Fett. Auch besaß ich noch eine große Anzahl geräucherter Zungen und andere Vorräte.

Bald merkte ich, dass Waw-be-be-nais-sa in keiner anderen Absicht in meiner Nähe geblieben war, um mich zu ärgern und zu belästigen. Als wir nun abziehen wollten, besaß ich so viele Habe, dass ich die Reise hin und zurück mit meinen Hunden viermal machen musste. Eines Tages überraschte er mich an einer Stelle, an welcher ich meine Bürde abgelegt hatte, um auszuruhen. Ich war allein. Er kam auf mich zu, packte mit beiden Händen in meine Haare, welche zu beiden Seiten lang auf die Schultern herabhingen, und sprach: »Hier ist das Ende deines Weges. Sieh hier die Stelle, wo die Wölfe und die Raubvögel an deinem Gerippe nagen werden.«

Ich fragte, was ihn zu einer solchen Gewalttat antriebe.

»Du bist ein Fremdling«, rief er. »Du hast kein Recht, unter uns zu sein, und doch rühmst du dich der beste Jäger zu sein. Du willst, dass wir dich für einen großen Mann halten. Ich bin schon längst deiner Unverschämtheit müde und entschlossen, dich keinen Tag mehr am Leben zu lassen.«

Da ich sah, dass auf eine vernünftige Weise mit ihm nichts anzufangen war, und er meinen Kopf gegen einen Pappelbaum stieß, so riss ich mich plötzlich mit einer solchen Heftigkeit los, dass ein Teil meiner Haare in seinen Händen blieb, worauf wir dann miteinander rangen. Dabei

gelang es ihm, drei Finger meiner rechten Hand zwischen seine Zähne zu bekommen, und er biss sie mir ab bis auf die Knochen. Ich konnte sie nicht eher aus seinem Mund herausziehen , bis ich ihm mit meiner linken Faust einen Schlag ins Auge gegeben hatte. Da ließ er los und zitterte am ganzen Leib. Mein Tomahawk lag dicht neben mir auf der Erde. Das sah er, packte die Streitaxt und wollte mir damit einen Schlag auf den Kopf versetzen. Er führte denselben aber mit solcher Wucht, dass er das Gleichgewicht verlor und hinstürzte, so lang er war.

Nun sprang ich auf ihn zu, entriss die Waffe seinen Händen und schleuderte sie weit weg. Dabei hielt ich ihn so fest, dass er sich kaum rühren konnte. Ich war aber auch sehr wütend und zornig über den Angriff von seiner Seite, zu welchem ich ihm nicht die geringste Veranlassung gegeben hatte. Töten wollte ich ihn zwar nicht, nahm aber einen derben Hüttenpfahl, hieß Waw-be-be-nais-sa aufzustehen, und fing an, auf ihn einzuschlagen. Da nahm er Reißaus. Ich lief ihm nach, und prügelte ihn derb ab. Erst, nachdem ich ihn etwa dreihundert Schritte verfolgt hatte, ließ ich ihn laufen.

Als ich wieder umkehrte, kamen sein Schwiegersohn und noch zwei andere junge Leute, die mit ihm verwandt waren, herbeigelaufen.

»Was hast du gemacht?«, fragte der eine zornig , und die übrigen stürzten auf mich los. Ich war matt und erschöpft, und so bekamen sie mich denn leicht unter. Nun ließ sich Waw-be-be-nais-sa auch wieder sehen, packte ein schwarzseidenes Tuch, das ich um den Halse trug, bei den Zipfeln, und wollte mich erwürgen. Dabei schlug er mit den Fäusten auf mich los, trat mit den Füßen und warf mich zuletzt

in den Schnee.

Einer dieser Menschen sagte: »Er ist tot!«

Und da ich unmöglich allen Vieren Widerstand leisten konnte, so stellte ich mich, als wäre aller Atem aus mir gewichen. So ließen sie mich denn zuletzt, in dem Glauben, ich sei eine Leiche, liegen. Als sie sich aber eine kleine Strecke entfernt hatten, sprang ich zu ihrem größten Erstaunen auf und griff rasch nach einem Hüttenpfahl. Als sie das sahen, rissen sie aus. Ich aber lief ihnen nach und prügelte Waw-be-be-nais-sa noch einmal derb ab. Jetzt ließen sie mich in Ruhe und ich konnte wieder an meine Arbeit gehen. Meine Frau hatte unsere, durch Anstrengung abgematteten Hunde vor meine Hütte geführt. Sie lagen an der Tür. Als Waw-be-be-nais-sa das sah, zog er sein Messer, stach zwei davon tot und drohte meine Frau, die auf das Geheul der Tiere herbeilief, ebenso behandeln zu wollen.

Am anderen Morgen sah ich ihn. Er war arg zugerichtet, und sein Gesicht ganz aufgeschwollen. Da ich nun meinte, dass er sich wohl schwerlich entfernen werde, und zugleich für meine Frau Gefahr fürchtete, falls dieselbe allein zurückbliebe, so schickte ich diese mit Vorräten weg und blieb selbst zurück. Um Mittag aber übermannte mich die Müdigkeit, und ich schlief ein. Waw-be-be-nais-sa dem dieses irgendeiner gesagt haben mochte, oder der vielleicht auch ahnte, dass ich müde war, schlich vorsichtig in meine Hütte und wollte mir mit dem Messer einen Stich versetzen, als ich eine Bewegung machte und munter wurde. Da ich meine Waffe bei mir liegen hatte, so lief er davon, und ich verfolgte ihn nicht.

Dieser Mensch hörte gar nicht auf, mich zu martern und zu quälen. Wenn er mir auf irgendeinem Pfad begegnete,

so wollte er niemals ausweichen, selbst wenn ich eine schwere Last trug und er unbepackt war. Sein Auge blieb lange Zeit so geschwollen, dass er nichts damit sehen konnte. Seine ganze Gestalt gewährte ohnehin einen lächerlichen Anblick, denn er war sehr schlecht gebaut. Eines Tages hatte er wieder einen misslungenen Versuch gewagt, mir einen Messerstich zu versetzen. In seiner ohnmächtigen Wut stellte er sich vor meine Hütte und machte dieselbe Gebärde, welche die Frauen machen, wenn sie eine der anderen Geringschätzung zeigen wollen. Darüber wurde er von allen Indianern, seine eigenen Anverwandten nicht ausgenommen, verhöhnt.

Diese unablässige Verfolgung wurde mir endlich so zur Last, dass ich beschloss, ihr aus dem Wege zu gehen. Auf einem unserer Ausflüge war ich dem übrigen Zug, der auf einem betretenen Pfad einher zog, vorausgegangen und wollte ein wenig abseits des Weges gehen, um mein Lager in einer Gegend aufzuschlagen, wo ich mutmaßlich mit ihm nicht zusammentreffen würde. Als er aber an die Stelle, wo mein Weg abbog, gelangte, hörte ich, wie er zu seinem zwölfjährigen Sohn sagte: »Warte hier ein wenig, ich will diesen weißen Mann töten.« Dabei legte er seine Bürde ab, kam mir, trotz der Bitten des Kindes, auf etwa fünfzig Schritte nahe, zog sein Gewehr aus dem ledernen Überzug, legte an und zielte auf meine Brust.

So blieb er eine Zeit lang im Anschlag. Als er aber sah, dass ich mich nicht fürchtete, wollte er im Zickzack auf mich zuspringen und stieß ein Kriegsgeschrei aus. Da er mit den Drohungen nicht aufhörte, so griff ich endlich nach meiner Flinte. Das Kind eilte herbei, fiel mir in den Arm und bat mich, seinen Vater zu schonen, denn er sei ja

wahnsinnig. Da legte ich mein Gewehr zur Seite, packte den Alten, nahm ihm sein Gewehr weg und machte ihm Vorstellungen über sein so unvernünftiges Betragen.

»Ich bin,« sagte ich zu ihm, »so oft in deiner Gewalt gewesen, dass du nun endlich einsehen solltest, wie es dir durchaus an Mut gebricht, mich zu töten. Du bist kein Mann, hast nicht einmal das Herz einer Frau oder den Mut eines Hundes! Dieses ist das erste Mal, dass ich mit dir spreche. Ich will dir nur sagen, dass ich deiner Narrheiten satt und müde bin. Lässt du mich von nun an nicht in Ruhe, so ist es um dein Leben geschehen.«

Da ging er ab und den anderen Indianern voraus. Meine Familie allein blieb zurück. Am anderen Morgen folgte ich den Spuren der Übrigen und zog einen beladenen Schlitten, während meine gleichfalls beladenen Hunde vor mir herliefen. Als wir uns einem Gebüsch näherten, sagte ich zu meiner Tochter Martha, sie solle auf der Hut sein, weil vielleicht Waw-be-be-nais-sa im Gesträuch liegen könnte. In demselben Augenblicke sprang sie in die Höhe, lief auf mich zu, hob die Hände empor und rief: »Vater, Vater!«

Da griff ich nach meinem Gewehr, sprang ins Gestrüpp und durchsuchte jede Stelle, an der sich ein Mensch verbergen konnte. Ich fand aber nur Hüttenpfähle und einige ausgebrannte Kohlen und kehrte um, ohne etwas entdeckt zu haben. Als ich das Mädchen fragte, weshalb es sich gefürchtet hatte, bekam ich zur Antwort, es hätte Feuer gerochen. So heftig war sein Schreck in Folge der unaufhörlichen Nachstellungen Waw-be-be-nais-sas.

Dreiunddreißigstes Kapitel

Endlich war ich nun so glücklich, vor den Nachstellungen dieses bösen Menschen mich sicher zu wissen. Hoherfreut darüber, beschloss ich, am Rush-See allein mit meiner Familie zu bleiben, weil ich wusste, dass jener die Absicht hätte, unverzüglich mit den übrigen Indianern zum Regen-See zu ziehen. Ich suchte mir also einen passenden Platz für das Winterlager aus, überließ die Bewachung der Hütte meinen Kindern und ging mit meiner Frau fort, um einen Teil unserer Vorräte zu holen. Als wir zur Nachtzeit heimkamen, erzählten uns die Kinder, ihre Großmutter habe sie während unserer Abwesenheit besucht, und gesagt, ihre Tochter möge doch am anderen Tage zu ihr kommen. Sie hatte die Stelle bezeichnet, wo sie mit drei oder vier uns befreundeten Indianerfamilien sich aufhielt.

Ich gab gern meine Einwilligung dazu, beschloss, meine Frau zu begleiten, da die Schwiegermutter mich gleichfalls hatte einladen lassen, und wollte auf dem Rückweg den Rest unserer Vorräte mitnehmen. Allein in der Nacht hatte ich einen Traum. Der junge Mann, welcher mir mehrmals, wenn ich mich damit beschäftigte, meine Jagdmedizin zu bereiten, erschienen war, kam wie gewöhnlich durch die in dem Dach meiner Hütte befindliche Öffnung und stellte sich vor mir hin.

»Du sollst nicht an den Ort gehen, wohin du morgen dich zu begeben beabsichtigst«, sprach er. »Bleibe du bei deinem Vorsatz. Verachtest du meinen wohlgemeinten Rat, so wirst du erfahren, was geschieht. Sieh nur dorthin«, fuhr er fort und zeigte zu der anderen Seite, auf welcher ich Shegwaw-ku-sink, Me-zhuk-ko-naun und andere meiner

Freunde kommen sah. Darauf musste ich meine Augen nach oben richten und erblickte einen mit dem Schwanz befestigten kleinen Falken, der über meinem Haupt schwebte.

Weiter sagte der junge Mensch nichts, er drehte sich um und ging aus der Tür. Ich erwachte in einer sehr aufgeregten Gemütsstimmung und konnte nicht wieder einschlafen. Am anderen Morgen sagte ich meiner Frau, ich könnte nicht mit ihr gehen.

»Und weshalb willst du dein Versprechen nicht halten«, fragte sie. Da erzählte ich ihr meinen Traum. Sie aber erklärte mich für einen furchtsamen Mann. Endlich gab ich ihren Bitten nach und beschloss, mit ihr zu gehen.

Früh am Morgen sagte ich zu meinen Kindern, ihr Oheim würde heute mit anderen Indianern in meine Hütte kommen, und sie möchten ihm nur sagen, dass ich gegen Mittag zurückzukehren gedenke. Käme ich aber um diese Zeit nicht, so sollten sie sich nur überzeugt halten, dass ich umgebracht worden sei. Darauf ging ich mit meiner Frau fort. Aber als ich kaum zweihundert Schritte zurückgelegt hatte, erblickte ich einen über mir schwebenden Falken, ganz jenem ähnlich, der mir im Traum erschienen war. Ich sah wohl ein, dass diese Erscheinung eine neue Warnung sein sollte, und sagte zu meiner Frau, dass ich auf keinen Fall weitergehen wollte.

Während ich zu meiner Hütte zurückkehrte, machte sie sich abermals über meine Furchtsamkeit lustig. Ich wusste, wie sehr die Familie meiner Schwiegermutter gegen mich eingenommen war, und meine Weigerung, sie zu besuchen, musste ihre Abneigung gegen mich noch verstärken. Dieses erwägend, setzte ich meinen Weg fort, obschon ich mir sagte: Du hast doch unrecht, hierin nachzugeben.

Als ich vor der Hütte meiner Schwiegermutter angelangt war, legte ich mein Gewehr vor der Tür ab, trat ein und setzte mich zwischen die beiden Schwestern meiner Frau, welche gemeinschaftlich einen Mann hatten. Darauf begann ich mit zweien ihrer kleinen Kinder zu spielen. Als ich meinen Kopf bückte, hörte ich plötzlich ein starkes Geräusch und verlor auch zugleich mein Bewusstsein. Ich sah und hörte nichts mehr. Endlich aber kam ich wieder zu meinen Sinnen. Mehrere Frauen hielten mich mit ihren Händen. Ich sah es ihnen an, dass sie sehr besorgt und erschrocken waren. Was aber eigentlich mit mir vorgegangen war, wusste ich nicht, vernahm aber bald von außen her ein Triumphgeschrei und erkannte Waw-be-be-nais-sas Stimme.

Es floss mir etwas Warmes über das Gesicht herab. Ich griff unwillkürlich mit meiner Hand auf den Kopf und fühlte, dass mein Schädel zerschmettert war. Endlich machte ich mich von den Frauen los und begann den Waw-be-be-nais-sa zu verfolgen, aber ich holte ihn nicht ein, weil die Indianer ihm zum Entrinnen behilflich waren. Gegen Einbruch der Nacht kam ich wieder, obwohl schwer verwundet, in meiner Hütte an. Ich glaubte, der Schädel sei mir zerschmettert worden. Als ich die Wunde erhielt, floss nur wenig Blut, und lange Zeit nachher kam kein Tropfen zum Vorschein. Ich hörte ein sonderbares Brausen in meinem Kopf, fiel aber doch nicht in Ohnmacht, ehe ich meine Hütte erreicht hatte. Mein Gewehr hatte Waw-be-be-nais-sa weggenommen.

In meiner Hütte fand ich She-gwaw-ku-sink, Me-zhuk-ko-naun und Nah-gaun-esch-kaw-waw, Wa-ge-to-tes Schwiegersohn, der gewöhnlich Oto-pun-ne-be genannt

wurde. Als ich den Ersteren bei der Hand fasste, begann das Blut von meinem Kopf herabzuströmen.

»Was bedeutet das, mein Sohn?«, fragte er.

Zur Antwort gab ich: »Ich wollte mit einem anderen Manne spielen, und da Be-gwi-o-nus-ko uns betrunken gemacht hatte, haben wir zu handgreiflich gespielt.« Ich wollte nämlich einen Scherz aus der Sache machen, wurde aber bei jenen Worten ohnmächtig, und alle sahen, wie groß die Wunde war.

Oto-pun-ne-be war ein alter Bekannter von mir und hatte sich immer freundschaftlich mir gegenüber gezeigt. Er war daher jetzt sehr betrübt und fasste den Vorsatz, Waw-be-be-nais-sa für diese ungerechte Gewalttat zu bestrafen. Diesen Mann, dem ich für mancherlei Wohltaten, die er mir erwiesen hatte, großen Dank schuldig war, erteilte bald nachher dasselbe Schicksal, welches allen Chippewa, guten und bösen, bestimmt zu sein scheint. Er starb später den Hungertod.

Als ich in die Hütte meiner Schwiegermutter trat, hatte ich nicht daran gedacht, die an meinem Oberkleid befestigte, aus starkem Mooseleder gefertigte Kopfbedeckung abzunehmen, und deshalb nicht gesehen, dass Waw-be-be-nais-sa eintrat. Wahrscheinlich wäre ich auf der Stelle tot geblieben, wenn jene Bedeckung meinen Kopf nicht geschützt hätte. So aber war der heftige Schlag durch das dicke Leder etwas gemildert worden; indessen mein Schädelknochen war zerbrochen, und die Stelle, wohin der Tomahawk fiel, kann man noch heute an einem knorpeligen Auswuchs fühlen, welcher seitdem zurückgeblieben ist. Es dauerte lange, ehe ich wieder genas, obwohl die mir aufgezwangene Ruhe, an welcher sie schuld war, nicht so lange

währte, wie ich anfangs befürchtet hatte.⁵

Waw-be-be-nais-sa war nach vollbrachter Tat sogleich zu unserem Dorf Me-nau-zhe-tau-nung geflohen. Die anderen Indianer, welche noch niemals auf der Prärie gejagt hatten, überfiel ein panischer Schrecken, denn sie glaubten alle, die Sioux säßen ihnen auf den Fersen. Ich war zu schwach, um reisen zu können, auch wusste ich recht gut, dass wir von den Sioux nichts zu fürchten hatten. Aber meine Schwiegermutter war sehr ärgerlich darüber, dass ich mit den Indianern nicht fortzog.

Es war mir klar, dass meine Schwiegermutter um den schändlichen Plan Waw-be-be-nais-sas wusste. Auch hatte ich Gründe zu glauben, dass meine Frau Kunde von demselben hatte. Ich sagte ihnen also, sie möchten mich, wenn sie wollten, nur verlassen. Das taten sie, nahmen auch alle meine Kinder mit fort. Oto-pun-ne-be⁶ und dessen Vetter, ein etwa vierzehnjähriger Knabe, blieben allein bei mir und behandelten mich mit aller Sorgfalt, welche mein Zustand verlangte, während meine eigenen Verwandten mich meinem Schicksal überließen. Nach Verlauf von vier Tagen befand ich mich sehr schlecht, ich konnte mich nicht aufrecht halten und war kaum imstande, mich zu bewegen. Aber am zehnten Tag fing es an, mir besser zu gehe.

Als ich wieder etwas zu Kräften gekommen war, machten wir uns gemeinschaftlich auf den Weg zum Dorf und lie-

⁵ Schon Charlevoix bemerkt: So geschickt diese Völker sind, äußere Wunden und Brüche zu heilen, so ungeschickt sind sie in der Behandlung innerer Krankheiten.

⁶ Dieser Name bedeutet Bär in der Sprache der Chippewa. Ein Bär war auch der Totem des genannten Mannes.

Anmerkung des amerikanischen Herausgebers

ßen die Hütten alle so stehen, wie sie waren, einige mit Lebensmitteln, andere mit ziemlich wertvollen Gegenständen angefüllt. Unser Handelsmann hielt sich in einiger Entfernung vom Dorf auf. Als wir nun die Stelle erreichten, wo die Pfade sich teilen, verabredete ich mich mit Oto-pun-ne-be, an einem festgesetzten Tag und an einem bestimmten Ort zusammenzukommen. Wir waren beide pünktlich, und nachdem wir wieder zusammengetroffen waren, erzählte er, was sich im Dorf ereignet hatte.

Kaum war er angekommen und hatte sich in der Hütte niedergesetzt, als auch schon Waw-be-be-nais-sa erschien und ihm gegenüber Platz nahm. Beide sahen eine Weile einander schweigend an.

Da sprach der Letztere zu ihm: »Oto-pun-ne-be, du bist früher nie in unser Dorf gekommen. Ich kenne aber den Beweggrund, der dich aus weiter Ferne zu uns führt, gar wohl. Du hast keine Brüder mehr, welche mit dir eines Blutes sind. Sie wurden von den Männern mit den langen Messern getötet, und du bist töricht genug, einem Mann den Namen Bruder zu geben, welchen ich kürzlich geschlagen habe.«

Oto-pun-ne-be antwortete: »Es ist nicht wahr, dass die mit den langen Messern mir einen Bruder getötet haben. Wäre das aber auch der Fall, so würde ich doch nicht leiden, dass du über meinen Freund herstürzt, der uns in allem ähnlich ist. Ich würde nicht erlauben, dass du ihn, wie geschehen ist, ohne Ursache und ohne Herausforderung beleidigst und verwundest. Es ist wahr, ich nenne ihn meinen Bruder und will ihn auch als solchen rächen. Aber ich mag nicht Blut in der Hütte eines Häuptlings vergießen, der mich als Freund aufgenommen hat.«

Bei diesen Worten packte er Waw-be-be-nais-sa bei der Hand, zog ihn aus der Hütte und wollte ihm schon das Messer ins Herz rammen, als der Häuptling, ein sehr starker Mann, ihm in den Arm fiel, ihm das Messer wegnahm und es zerbrach. Darauf entstand nun ein Ringkampf. Drei oder vier Männer stürzten zumal über Oto-pun-ne-be her. Dieser aber, ein kräftiger Mann und eingedenk des Zweckes seiner Reise, ließ den Waw-be-benais-sa nicht los, der erst dann befreit worden war, nachdem ihm zwei Rippen zerbrochen waren. Oto-pun-ne-be war selbst im Rausch ein sehr friedlicher Mensch. Wenn er sich in einen Streit mischte, so tat er es, wie in diesem Fall, mehr für einen Freund, als seiner eigenen Person wegen.

Ich war zufrieden, dass Waw-be-be-nais-sa auf diese Weise eine Züchtigung erhalten hatte. Zwei zerbrochene Rippen schienen mir eine genügende Ausgleichung für den Schlag zu sein, welchen ich auf den Kopf erhalten hatte. Mein Freund und ich schmausten bei einer festlichen Mahlzeit, denn meine Wiedergenesung war so rasch vor sich gegangen, dass ich Wildbret hatte schießen können. Als wir zu dem verlassenen Lager zurückkamen, fanden wir noch alles in dem Zustande wie beim Abzug der Indianer. Zehn Tage später kamen sie, einer nach dem anderen, wieder zurück, um zu holen, was ihnen gehörte. Oto-pun-ne-be nahm mein Kanu, um zum Red River zurückzukehren, wo er sich angesiedelt hatte.

Die übrigen Indianer nahmen ihre Hütten, Lebensmittel und Gerätschaften. Ich besaß damals einen beträchtlichen Vorrat an gedörrtem Fleisch, der gut und gern reichte, um meine und meiner Familie Bedürfnisse ein Jahr lang zu befriedigen. Ich packte meine beste Habe zusammen und reis-

te allein nach Mackinack ab, von wo ich zu den Staaten zurückzukehren und dann einige meiner Verwandten zu treffen hoffte, vorausgesetzt, dass noch einige derselben am Leben waren.

Am Regen-See traf ich Herrn Giasson und mehrere andere Agenten der Hudson's Bay Company. Alle sagten mir, es würde gefährlich für mich ablaufen, wenn ich mit Beamten der Nordwest Company zusammenträfe, weil diese noch wütend über mein früher beobachtetes Betragen wären. Ich wusste, dass die Agenten der Hudson's Bay Company, die mit dem unteren Teil des Oberen Sees keine Verbindung unterhielten, mir nicht zu Hilfe kommen konnten, und dass, wenn ich allein ging, mir unfehlbar einige Weiße von der Nordwest Company begegnen müssten.

Ich entschloss mich daher, geradewegs zum Regen-See zu gehen, wo ich meinen früheren Handelsmann, Herrn Tace, traf, der sich grade am Ufer des Sees aufhielt, als ich in einem kleinen Kanu ankam. Er sagte mir, ich möchte in sein Haus kommen, und ich folgte ihm. Nun fragte er mich in einem sehr strengen Ton, weshalb ich hergekommen sei.

»Weshalb suchst du deine Freunde von der Hudson's Bay Company auf?«

Ich entgegnete ihm, ich wollte in die Staaten zurückkehren.

»Das hättest du längst tun sollen«, gab er mir zur Antwort.

Ich blieb zwanzig Tage bei ihm. Er behandelte mich sehr gut und brachte mich in seinem eigenen Kanu nach Fort William. Von da schickte mich der Doktor Mac Laughlin in einer seiner Barken zu dem St-Marien-Wasserfall. Herr Ermatinger nahm mich mit nach Mackinack. Alle Agenten

der Northwest Company, welche ich unterwegs antraf, behandelten mich sehr gut, und keiner sagte mir auch nur ein Wort über meine Verbindungen mit der Hudson's Bay Company.

Vierunddreißigstes Kapitel

Major Puthuff, indianischer Agent der Vereinigten Staaten zu Mackinack, gab mir ein Kanu aus Birkenrinde, einige Lebensmittel und einen Brief an den Gouverneur Caß in Detroit. Mein Kanu wurde an einen Schoner befestigt, an dessen Bord ich ging. Ein Herr, dessen Namen ich vergessen habe, sorgte für mich, und ich glaube, derselbe war vom Major ausdrücklich mitgeschickt worden, um sich meiner anzunehmen. Die Überfahrt dauerte fünf Tage. Als wir an Land gingen, sagte der Gentleman, ich möchte auf ihn warten. Ich habe ihn jedoch niemals wieder gesehen.

Am anderen Tage ging ich in den Straßen umher und blieb dann stehen, um alles, was ich sah, genau zu betrachten. Endlich erblickte ich einen Indianer, ging geradeswegs auf ihn zu und fragte, wer er sei und woher er komme.

»Ein Ottawah von Saugenong«, gab er mir zur Antwort.

»Kennst du Kisch-kau-ko?«

»Er ist mein Vater.«

»Wo ist sein Vater, dein Großvater Manito-o-gheezhik?«

»Der ist gestorben, als zum letzten Mal die Blätter abfielen.«

Da bat ich ihn, er möge seinen Vater aufsuchen und ihn zu mir bringen; aber der Alte wollte nicht.

Als ich am anderen Morgen in den Gassen umherschlenderte, um mich ein wenig umzusehen, ward ich einen alten Indianer gewahr und lief ihm nach. Er hörte mich kommen, drehte sich um, blickte mich scharf und etwas unruhig an und schloss mich dann in seinem Arme. Es war Kisch-kau-ko⁷. Er glich keineswegs mehr dem jungen Mann, welcher mich vor vielen Jahren zum Gefangenen gemacht hatte. Mit großer Lebhaftigkeit fragte er mich, wie es mir gegangen sei, und wo ich mich seit unserer Trennung aufgehalten hätte. Ich bat ihn, mich zum Gouverneur Caß zu führen. Allein er weigerte sich dessen und erschrak, als ich ihm diesen Auftrag gab.

Da ich wohl sah, dass er mir diesen Dienst nicht leisten wollte, so nahm ich den Brief des Major Puthuff zur Hand, ließ mir von Indianern das Haus des Gouverneurs zeigen und wollte unverzüglich eintreten. Ein Soldat, welcher vor der Tür auf- und abging, versperrte mir den Weg. Zum Glücke sah ich den Gouverneur auf dem Hausflur sitzen und hielt ihm den Brief hin, worauf er dem Soldaten befahl, mich einzulassen. Als er das Schreiben gelesen hatte, reichte er mir die Hand und ließ einen Dolmetscher kommen, durch dessen Vermittlung er sich lange Zeit mit mir unterhielt. Kisch-kau-ko wurde gleichfalls geholt, und bestätigte, was ich über meine Entführung und meinen zweijährigen Aufenthalt unter den Ottawah von Saugenong erzählt hatte.

Damals erfuhr ich von Kisch-kau-ko einige Einzelheiten über meine Entführung, welche ich gleich zu Anfang mei-

⁷ Dieser Mann war in Michigan und in anderen Gegenden der Nordwestgrenze durch viele von ihm verübte Mordtaten und Räubereien sehr berüchtigt. Er starb im Herbst 1825 im Gefängnis zu Detroit.

ner Erzählung mitgeteilt habe, und wovon mir immer ein freilich nur schwacher Schimmer im Gedächtnis zurückgeblieben war. Ich glaubte immer noch, dass beinahe alle Angehörigen meiner Familie bei dem zweiten Zug, welchen Manito-o-gheezhik zur Mündung des Big Miami unternommen hatte, ums Leben gebracht worden seien, weil der Alte mir den Hut meines Bruders mitgebracht hatte, um mir den Beweis davon in die Hände zu geben.

»Ist es wahr«, fragte ich nun Kisch-kau-ko, dass dein Vater alle meine Verwandten ermordet hat?«

Er sagte: »Nein. Manito-o-gheezhik war in dem Jahr, welches auf meine Entführung folgte, und in derselben Jahreszeit in jene Gegend zurückgekehrt und hatte meinem Vater und dessen Arbeitern vom frühen Morgen bis zum Mittag aufgelauert. Alle Weißen, mein neunzehnjähriger Bruder, welcher mit einem Gespann Pferde arbeitete, allein ausgenommen, waren nach Hause gegangen. Er hatte die Zügel über seinen Nacken gehängt. Da stürzten die Indianer über ihn her, die Pferde wollten davon rennen. Da verwickelte sich mein Bruder ins Riemenwerk, fiel zu Boden und wurde von den Indianern gefangen genommen. Ohne Weiteres schossen die Ottawah die Pferde mit Pfeilen tot und schleppten meinen Bruder in den Wald. Als es Nacht geworden war, setzten sie über den Ohio und machten erst Halt, als sie eine weite Strecke zurückgelegt hatten. Mein Bruder wurde, nachdem sie ihm die Hände auf dem Rücken zusammengeknebelt hatten, an einen Baum gebunden. Auch um Hals und Brust schlangen sie ihm einen Riemen, diesen aber nagte er mit den Zähnen durch. Es gelang ihm, eine Hand frei zu machen, er zog ein Federmesser aus der Tasche und durchschnitt die Fesseln, lief geradeswegs

an den Ohio und schwamm über den Fluss. Die Indianer, durch das von ihm verursachte Geräusch aus dem Schlaf geweckt, rannten ihm durch den Wald nach, allein die Nacht war finster und sie holten ihn nicht ein. Sein Hut war liegen geblieben, und diesen nahmen sie mit, um mich glauben zu machen, dass mein Bruder von ihnen getötet sei, während er doch schon bei Sonnenaufgang wieder im väterlichen Haus angelangt war.

Der Gouverneur gab mir Kleider, die siebzig Dollar wert waren, und ich wohnte eine Zeit lang bei seinem Dolmetscher, etwa eine (englische) Meile von des Gouverneurs Haus entfernt. Dort sollte ich bis zu der Zeit bleiben, in welcher eine große Vereinigung von Indianern und weißen Männern zu St. Mary am Miami stattfinden würde. Danach wollte er mich zu meinen Verwandten am Ohio zurückbringen lassen.

Ich wartete wenigstens zwei Monate, und meine Ungeduld, die Reise fortzusetzen, stieg von Tag zu Tag. Endlich reiste ich mit Be-nais-sa, Kisch-kau-kos Bruder und acht anderen Indianern, welche sämtlich zu der großen Versammlung wollten, ab. Da ich mich ohne des Gouverneurs Wissen entfernte, so nahm ich keinerlei Art von Vorräten mit. Bald hatten wir viel durch Anstrengungen und noch mehr vom Hunger zu dulden, besonders seit wir die Stromschnellen des Miami, wo wir unser Kanu ließen, hinter uns hatten. Die Indianer, welche uns begegneten, besaßen zwar Lebensmittel in Fülle, weigerten sich jedoch in der Regel, uns etwas abzugeben. Mehr als einmal machten wir Halt, um neben dem Getreidefeld eines weißen Mannes zu schlafen. Das Korn war reif, wir waren halb tot vor Hunger, und doch wagten wir nicht, etwas davon zu nehmen. Eines

Abends blieben wir bei einem Haus stehen, das recht hübsch aussah. Neben demselben befand sich ein großes mit Getreide bestelltes Feld. Die Indianer, beinahe tot vor Hunger, sagten zu mir: »Schaw-schaw-wa-ne-ba-se, du bist weit hergekommen, um deine Verwandten zu sehen. Geh hinein und sieh zu, ob sie dir etwas zu essen geben.«

Ich stellte mich darauf an die Tür, aber die Weißen, welche gerade beim Essen saßen, jagten mich fort, und die Indianer verspotteten mich.

Als wir einige Zeit danach mitten auf dem Weg uns zum Schlafen niedergelegt hatten, kam ein Reiter daher und fragte in der Ottawahsprache, wer wir wären.

Einer der Indianer entgegnete: »Wir sind Ottawah und Chippewa. Wir haben ein Langmesser (sie deuteten auf die Säbel, welche die Weißen und namentlich die Soldaten tragen) bei uns. Der ist vor vielen Jahren von Kisch-kau-ko zum Gefangenen gemacht worden.« Der Reiter wusste, wer wir waren und wohin wir wollten, und sagte uns, dass er Ah-koo-nah-goo-zik heiße. »Wenn ihr gut auf den Beinen seid«, sprach er, »so werdet ihr morgen Nachmittag in meiner Wohnung sein und eine gute Mahlzeit finden. Ich muss die ganze Nacht unterwegs sein, um früh anzukommen.«

Mit diesen Worten verließ er uns.

Am anderen Morgen waren alle meine Kräfte dermaßen erschöpft, dass ich jenes abwerfen musste, was ich trug. Ein Indianer nahm mein Gewehr, ein anderer meine Decke, und gegen Abend kamen wir an die Stelle, wo der Miami sich teilt. Dort fanden wir ein Indianerdorf, ein Kontor und mehrere weiße Familien. Ich wandte mich an den Handelsmann und sagte ihm, wie es mir und meinen Gefährten, den Indianern, gehe. Allein er wollte uns nicht helfen. Am

anderen Tag war ich unfähig, meinen Weg fortzusetzen. Endlich erbarmten sich unserer einige Indianer, und ihnen verdankten wir es, dass es uns möglich war, das gastliche Dach Ah-koo-nah-goo-ziks zu erreichen.

Dieser Mann setzte uns zwei große mit Getreide gefüllte Schüsseln und Wildbret vor, welches er im Voraus hatte kochen lassen. Die eine Schüssel, nebst Teller und Holzlöffel, stellte er vor mir hin, die andere gab er dem Be-nais-sa. Als wir gegessen hatten, sagte er, es werde wohl für uns am besten sein, wenn wir zehn oder fünfzehn Tage bei ihm ausruhen wollten, denn er habe Getreide in Menge und Wild sei im Überfluss vorhanden. Ich antwortete ihm, dass die Reise, deren Ziel ich nun bald erreichen würde, seit langen Jahren mein innigster Wunsch gewesen wäre. Meine Ungeduld, zu erfahren, ob noch einige meiner Verwandten am Leben wären, sei aufs Höchste gestiegen. Ich würde mich jedoch glücklich schätzen, einige Tage bei ihm zu bleiben. Zugleich bat ich ihn, mir ein Pferd zu borgen, auf welchem ich bis Kau-wis-se-no-ki-ug oder St. Mary reiten wollte.

»Das soll geschehen!«, gab er mir zur Antwort.

Als wir am festgesetzten Tage frühmorgens unsere Vorkehrungen zur Abreise trafen, führte er mir ein hübsches Pferd vor, gab mir den Zaum in die Hand und sprach: »Das gebe ich irr zu deiner Reise.«

Ich sagte ihm nicht, dass ich es zu Kau-wis-se-no-ki-ug lassen wollte, denn ich wusste, dass in solchen Angelegenheiten die Indianer wiederholte Beteuerungen nicht gern haben.

Nach zwei Tagen kam ich auf dem zur Versammlung bestimmten Platz an. Die Indianer waren noch nicht da, in-

dessen hatte sich schon ein Mann eingefunden, um den Ankommenden Lebensmittel auszuteilen. Gleich nach meiner Ankunft überfiel mich ein heftiges Fieber, das mir sehr peinlich war, obgleich ich dabei aus meiner Hütte gehen konnte.

Zehn Tage später setzte ein junger Ottawah, welchen Be-nais-sa zu meiner Verfügung gestellt hatte, damit er während meiner Krankheit mich pflegen und mit Nahrung versorgen sollte, über die kleine Bucht und ging zu einem Lagerplatz der Potawatomie, welche kürzlich erst dort angekommen waren und sich nun allen Ausschweifungen der Völlerei überließen. Um Mitternacht wurde er betrunken zurückgebracht. Einer der Männer, welche ihn begleitet hatten, sprach: »Gib acht auf den jungen Mann, er hat einen bösen Streich verübt.«

Ich weckte Be-nais-sa, um Feuer zu machen. Als es brannte, sahen wir jenen Ottawah aufrecht stehen. Er hielt ein Messer in der Faust, sein Arm und ein großer Teil des Körpers waren mit Blut bedeckt. Die Indianer vermochten es nicht, ihn dahin zu bringen, dass er sich schlafen legte. Als aber ich es ihm befahl, gehorchte er augenblicklich. Ich verbot allen jede Nachfrage über das, was geschehen war, und sagte, sie sollten so tun, als bemerkten sie das blutige Messer gar nicht.

Als er am anderen Morgen aus seinem tiefen Schlaf erwachte, wusste er gar nichts von allem, was vorgegangen war. Er sagte uns, dass er schwer betrunken gewesen zu sein glaube. Nun sei er hungrig und wolle essen. Er war von Erstaunen ganz betroffen, als ich ihm sagte, er habe einen Menschen getötet. Er erinnerte sich nur, dass er während des Rausches Geschrei ausgestoßen habe, als es ihm

eingefallen wäre, dass an derselben Stelle vor vielen Jahren die Weißen seinen Vater ermordet hätten. Er war jetzt sehr betrübt und eilte sogleich fort, um den Mann, welchen er getötet hatte, zu betrachten. Der Unglückliche atmete noch. Von den Potawatomie erfuhren wir, dass er nach einem jungen Menschen gestochen habe, der berauscht und sinnlos auf der Erde ausgestreckt lag, dass zwischen beiden keinerlei Streit vorgefallen war, und der Mörder wahrscheinlich gar nicht wusste, wer eigentlich sein Opfer war. Die Verwandten des Ottawa sagten kein Wort, aber der Dolmetscher des Gouverneurs überhäufte den Ottawa mit vielen Vorwürfen.

Jedermann sah wohl, dass der junge Potawatomie von seinen Wunden nicht wieder genesen würde und dass sein letzter Augenblick nahe war. Als unser Gefährte zurückkam, fand er, dass wir beträchtliche Geschenke in Bereitschaft hielten. Der eine hatte eine Decke gegeben, der andere ein Stück Zeug, der Dritte noch etwas anderes und so fort. Er nahm alles zusammen, legte es neben den Verwundeten auf den Boden und sprach zu dessen Verwandten: »Meine Freunde, ich habe, wie Ihr seht, diesen Mann, Euren Bruder, getötet. Ich wusste nicht, was ich tat, ich hatte keinerlei Zorn gegen ihn. Als er vor einigen Tagen in unser Lager kam, habe ich ihn gern gehabt. Meine Trunkenheit hat mich wahnsinnig gemacht, und von Rechtswegen gehört mein Leben Euch. Ich bin arm, ich lebe unter Fremden. Aber mehrere von denen, welche mich aus meinem Land hierher brachten, wollen mich gern wieder zu meiner Familie führen. Daher schicken sie mich zu Euch mit diesem kleinen Geschenke. Mein Leben liegt in Eurer Hand, und hier sind meine Geschenke. Nehmt, was ihr wollt, meine

Freunde werden sich nicht darüber beklagen.«

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, setzte er sich neben dem Verwundeten nieder, ließ den Kopf hängen, hielt beide Hände vor die Augen und erwartete den Todesstreich.

Aber die hochbetagte Mutter des Opfers trat ein wenig vor und sprach: »Was mich und meine Kinder betrifft, so stehe ich dir dafür, dass wir dir nicht ans Leben wollen. Aber gegen den Zorn meines Mannes, der gerade abwesend ist, vermag ich dich nicht zu schützen. Indessen nehme ich dein Geschenk an und werde bei meinem Mann zu deinen Gunsten sprechen. Ich weiß, du hast nicht aus Vorbedacht oder Hass dieses Unheil angerichtet. Weshalb sollte deine Mutter weinen, wie ich es jetzt muss.«

Sie nahm die Geschenke, und der Gouverneur Caß war zufrieden über die Wendung, welche diese Angelegenheit genommen hatte.

Am anderen Morgen starb der Verwundete, und mehrere Leute von unserer Partei waren dem Mörder behilflich, ein Grab zu graben. Als die Vorbereitungen beendet waren, schenkte der Gouverneur dem Toten Decken, Kleidungsstücke und andere Gegenstände, welche, nach indianischem Brauch, mit dem Leichnam begraben werden sollten. Diese Gaben wurden am Rand der Grube zerstückelt. Die alte Frau machte den jungen Leuten den Vorschlag, sie möchten dieselben nicht einscharren, sondern unter sich ausspielen.

Da es mancherlei Gegenstände waren, so folgten verschiedene Spiele aufeinander. Es wurde geschossen, geworfen, gesprungen und gerungen. Das schönste Stück Tuch blieb aber dem vorbehalten, welcher im Wettlauf den Sieg

davontragen würde. Und diesen gewann der Mörder selbst.

Die alte Frau rief ihn zu sich und sprach: »Junger Mann, mein Sohn war mir sehr wert. Ich fürchte, dass ich ihn viel und oft beweinen werde. Ich wäre glücklich, wenn du an seiner Statt mein Sohn sein, mich lieb haben und für mich Sorge tragen wolltest. Nur bin ich vor meinem Mann besorgt.«

Der Jüngling, der die Bemühungen, ihm das Leben zu retten, dankbar anerkannte, nahm von Herzen gern diesen Antrag an. Der Gouverneur indes, welchem zu Ohren gekommen war, dass mehrere Freunde des Toten immer noch entschlossen waren, sich an dem Mörder zu rächen, schickte seinen Dolmetscher zu dem jungen Ottawah, und ließ ihn eindringlich ermahnen, unverzüglich zu fliehen und sich in sein Heimatland zu begeben. Anfangs weigerte er sich dessen, aber Be-nais-sa und ich gaben ihm denselben Rat wie der Gouverneur, leisteten ihm bei seinen Vorbereitungen hilfreiche Hand, und noch in derselben Nacht verließ er uns.

Am anderen Morgen sah ich sehr früh zwei Freunde des getöteten jungen Mannes auf unsere Hütte zukommen. Anfangs war ich etwas bestürzt darüber, denn ich glaubte, sie kämen in der Absicht, eine Gewalttat zu verüben. Bald bemerkte ich, dass sie ohne Waffen waren. Sie traten in die Hütte und blieben lange sitzen, ohne ein Wort zu sprechen.

Endlich sagte der eine: »Wo ist unser Bruder? Wir sind bei uns oftmals allein und möchten gern mit ihm Gespräche führen.«

Ich entgegnete, er sei ganz kürzlich fortgegangen, würde aber bald wiederkommen. Sie warteten lange auf ihn, und

drangen darauf, ihn zu sehen. Da ging ich hinaus und rief seinen Namen. Doch glaubte ich fest, dass keine Antwort erfolgen würde. Allein er erschien und trat mit mir in die Hütte. Anstatt unserem Rat zu folgen und in seine Heimat zurückzukehren, hatte er sich einige Schritte weit von unserer Hütte entfernt in ein Gebüsch gelegt, von diesem Versteck aus die beiden kommen sehen und legte ihrem Kommen keine feindselige Absicht unter. Sie drückten ihm die Hand und behandelten ihn mit großer Freundlichkeit. Bald erfuhren wir, dass alle Gerüchte von Racheplänen, die man ihnen andichtete, völlig unbegründet waren.

Fünfunddreißigstes Kapitel

Da die Versammlung sich bald trennen wollte, lud mich Gouverneur Caß ein, mit ihm zu speisen, und mehrere Gentlemen wollten mit mir zechen. Als ich vom Tisch aufgestanden war, hatte ich Mühe, meine Hütte wieder zu erreichen. Einige Tage später sagte mir der Dolmetscher, der Gouverneur wäre begierig gewesen, zu sehen, bis zu welchem Grad ich die Leidenschaft der Indianer für starke Getränke teile, und ob ich mich im Rausch ebenso betragen würde wie sie. Der Wein hatte jedoch nicht so stark auf mich gewirkt, dass ich mir meiner nicht mehr bewusst gewesen wäre. Ich hatte mich niedergelegt und wachte auf, ohne nur die geringste Folge des Rausches zu spüren.

Einige Potawatomi stahlen das Pferd, welches mir unterwegs der gütige Alte, Ah-ku-na-gu-zik, geliehen hatte. Die jungen Leute jedoch, welche bei meinem Freund Be-nais-sa

waren, machten es wieder ausfindig, und ich stellte es seinem Eigentümer, welcher auch zur Versammlung gekommen war, zurück. Als Gouverneur Caß vernahm, wie gütig dieser Mann mir gegenüber gewesen war, beschenkte er denselben mit einem wertvollen Sattel. Der Alte weigerte sich eine Zeitlang, denselben anzunehmen. Als man ihn aber endlich dazu bewogen hatte, zeigte er sich äußerst dankbar. Er sprach: »Es haben mir die Greise gesagt, welche mich vor vielen Jahren unterrichteten, als ich noch ein Knabe war, ich sollte gut sein und allen Menschen Gutes tun, besonders den Fremden, welche aus einer weit entlegenen Gegend kommen, überhaupt allen, die ich in einem hilflosen und verlassenen Zustand sähe. Wenn ich das täte, sagten sie mir, dann würde auch der große Geist an mich denken, mir Gutes tun und mich für mein Betragen belohnen. Für diesen Menschen hier habe ich nur so wenig getan, und was für eine große Belohnung habe ich nicht erhalten!«

Er drang in mich, ich sollte sein Pferd nehmen, das seiner Meinung nach bei Weitem nicht so viel wert war wie jener Sattel, und ließ mir keine Ruhe deshalb. Endlich gab ich unter der Bedingung nach, dass er es so lange behalten sollte, bis ich es ihm abfordern würde. Der Gouverneur gab mir Sachen, die wohl zwanzig Dollar wert sein mochten. Da ich eine weite Reise zu machen hatte, so kaufte ich ein Pferd für achtzig Dollar, die in Waren bezahlt wurden. Beim Meeting (der Indianerversammlung) waren zwei Männer aus Kentucky anwesend, welche mehrere meiner Verwandten kannten. Der Eine hatte sogar in seiner frühen Jugendzeit in der Familie meiner Schwester gelebt. Mit diesen beiden machte ich mich auf den Weg, obwohl meine Gesund-

heit noch etwas schwankend war. Kurze Zeit nachher verschlimmerte sich mein Zustand dermaßen, dass ich nicht mehr zu Pferde sitzen konnte. Da entschlossen sie sich, ein kleines Boot zu kaufen, und der eine übernahm es, mich zu Wasser weiter fortzuschaffen, während der andere mit unseren Pferden auf dem gewöhnlichen Weg fürbass zog. Auf jener Strecke des Big Miami trifft man auf viele Mühlenschleusen und andere Hindernisse. Selbst die Reise auf dem Fluss war für mich sehr angreifend, und dabei ging sie langsam vonstatten.

Kurze Zeit später wurde ich so schwach, dass ich mich kaum noch bewegen konnte, und ich hielt vor dem Haus eines armen Mannes an, welcher am Ufer des Flusses wohnte. Da er Mitleid mit mir zu haben schien und sehr geneigt war, mich sorgfältig zu pflegen, so entschloss ich mich, bei ihm zu bleiben. Der Mann, welcher bis jetzt mein Reisegefährte gewesen war, sagte mir, er nehme seinen Weg nach dem Ohio zu, wolle aber wiederkommen oder mir jemand anderes schicken.

Der Mann, in dessen Haus ich blieb, verstand einige Wörter von der Ottawasprache und versäumte nichts, um mir meine Lage erträglich zu machen, bis mein Neffe kam, den mir meine Verwandten in Kentucky geschickt hatten. Von ihm erfuhr ich, dass mein Vater im Jahr 1811, drei Monate nach dem großen Erdbeben, welches New Madrid zerstörte, gestorben war. Auch erzählte er mir manches andere von meinen Angehörigen.

Unsere Reise bis Cincinnati, wo wir ein wenig ausruhten, war sehr langweilig und beschwerlich. Wir fuhren dann den Ohio in einer Barke hinunter. Mein Fieber kehrte regelmäßig Tag für Tag wieder, und wenn mich der Frost über-

fiel, mussten wir immer eine Zeitlang stillhalten. Wir kamen daher auch nicht rasch von der Stelle. Wir hatten einen Mann bei uns, der meinem Neffen behilflich war, mich in das Schiff hinein und wieder heraus zu heben, denn ich war wie ein Gerippe geworden und konnte ohne Unterstützung weder aufrecht stehen noch essen.

Nach einem düsteren und bewölkten Tag kamen wir bei Einbruch der Nacht vor einem hübschen Landgut an, dessen Wohnhaus recht einladend aussah. Wir stiegen aus unserem Boot, als es schon dunkel geworden war. Meine beiden Begleiter nahmen mich beim Arm und führten oder trugen mich vielmehr bis vor das Haus. Mein Neffe setzte den Eigentümer von unserer Lage in Kenntniss und sagte ihm, wie schwierig und vielleicht lebensgefährlich es für mich sein würde, wenn ich gezwungen wäre, weiter zu reisen. Er schlug uns aber nichtsdestoweniger ein Obdach ab und warf uns, da mein Neffe dringend wurde, barsch vor die Tür.

Es war schon ziemlich spät am Abend, und die nächste Pflanzung mochte anderthalb Meilen weit entfernt liegen. Da dieselbe nicht am Strom, sondern landeinwärts lag, so konnte unser Boot uns nichts nützen. Mein Neffe trug mich mit Hilfe seines Gefährten auf den Armen dorthin. Es mochte Mitternacht gewesen sein, als wir vor einem großen, aus Backsteinen aufgeführten Gebäude standen. Die Bewohner lagen alle in tiefem Schlaf, an keinem Fenster war Licht zu sehen. Als aber mein Neffe an die Tür klopfte, kam ein Mann und öffnete. Sein Erstes, was er tat, war, mir Beistand zu leisten. Er half mir beim Hineingehen und rief seine Frau und Tochter herbei, welche meinen Gefährten zu essen brachten. Für mich bereitete er eine Arznei und

brachte mich dann in ein Bett. So schlief ich denn bis zum späten Morgen und blieb beinahe den ganzen Tag über in diesem Haus, wo ich mit der größten Freundlichkeit behandelt wurde. Seitdem fühlte ich mich etwas wohler und kam ohne weiteres Ungemach bis zu dem Orte, wo die Kinder meiner Schwester wohnten. Eine Nacht blieb ich bei einem meiner Neffen John und ging dann zu einem seiner Brüder, bei welchem ich etwa einen Monat lang krank lag. Damals erhielten meine Verwandten einen Brief und machten mir begreiflich, dass derselbe an mich gerichtet sei. Ich verstand aber seinen Inhalt nicht, obwohl sie mir dasselbe verschiedene Mal vorlasen. Seit meiner Ankunft hatte ich fast immer das Bett gehütet, und da man mich beinahe immer allein ließ, so hatte ich noch nicht gelernt, mich verständlich auszudrücken, verstand auch nicht, was mir andere sagten. Ich fühlte mich übrigens ein wenig besser, konnte auch schon einigermaßen begreiflich machen, was ich wollte, als ein zweiter Brief ankam. Nun erfuhr ich, dass mein Bruder Eduard, dessen Namen ich niemals vergessen hatte, eine Reise zum Red River gemacht hatte, um mich aufzusuchen. Einer meiner Oheime, welcher etwa hundert Meilen von meinem damaligen Aufenthaltsort entfernt wohnte, lud mich ein, zu ihm zu kommen. Aber alle meine Gedanken waren auf meinen Bruder Eduard gerichtet, und ich verlangte nach meinem Gaul, um ihn am Red River aufzusuchen. Etwa zwanzig bis dreißig Nachbarn traten zusammen, um mich von dem Reiseplan abzubringen. Als sie jedoch sahen, dass ich fest bei meinem Vorsatz blieb, gab jeder von ihnen mir etwas Geld, der Eine einen Schilling, der Andere ein Poar, noch andere reichten mir mehr, und so ritt ich fort.

Kaum mochte ich etwa zehn Meilen weit geritten sein, als in Folge der Anstrengung mich ein Krankheitsanfall heimsuchte, und ich musste bei einem Mann einkehren, dessen Namen ich später erfahren habe. Er hieß Morgan. Bei ihm blieb ich vier Tage, und als ich nach Ablauf derselben mein Pferd verlangte, versammelten sich auch hier Leute um mich und machten mir einige Geschenke. Der Eine steckte mir Brot in einen Sack, der Andere band sein Spanferkel hinter meinem Sattel fest, kurz, sie versorgten mich mit Geld und Lebensmitteln.

Ich wollte nach Detroit zurückkehren. Da ich aber noch sehr schwach war, so begleitete mich Herr Morgan nach Cincinnati. Ich hatte die Bemerkung gemacht, dass ich krank wurde, sobald ich in einem Hause schlief, und deshalb weigerte ich mich nun, während dieser Reise mich in einem solchen zur Ruhe zu legen und wählte mir einen anderweitigen passenden Platz aus. Ich tat recht daran, denn ich merkte bald, dass ich kräftiger wurde. Als Herr Morgan Cincinnati verlassen hatte, setzte ich meine Reise allein fort, und bald fehlte es mir an Lebensmitteln.

Damals rief mir ein alter Mann, der vor seiner Tür saß, zu: »Halt an, komm!«

Von allem, was er mir sagte, verstand ich nur diese paar Worte. Aus seinem ganzen Benehmen aber sah ich, dass er es gut meinte, und ritt daher in seinen Hof. Er nahm mir mein Pferd ab und gab demselben viel Korn zu fressen. Ich selbst ging ins Haus. Er stellte mir viel Fleisch vor, ich konnte es aber nicht essen, und nun reichte er mir Nüsse, von denen ich mehrere verzehrte. Als er bemerkte, dass ich lebhaft wünschte, weiter zu reisen, sattelte er mein Pferd, das sich sattgefressen hatte, und führte es mir vor. Ich bot

ihm Geld, er wollte aber nichts nehmen.

Ein paar Tage später hielt ich vor einem Haus an, in dessen Hofraum eine große Menge Korn aufgehäuft war. Mein Pferd war fast dem Hungertod nahe. Ich ritt hinein, zog einen Dollar aus der Tasche und gab ihn einem dastehenden Mann. Darauf nahm ich mehrere Garben Getreide und warf diese meinem Pferde vor. Ich konnte den Bewohnern dieses Hauses nicht begreiflich machen, dass mich hungernte, oder vielmehr, sie schienen mich nicht verstehen zu wollen. Ich trat ins Haus. Die Frau schien verärgert zu sein. Ich sah ein Stück Brot liegen, zeigte auf dasselbe hin und führte meine Hand zum Mund. Aber sie wollte auch dieses Zeichen nicht verstehen. Da nahm ich das Brot, führte es zum Mund und tat so, als wollte ich es essen.

Sie aber rief ihren Mann, der schnell herbeikam, mir das Brot wegriss, mich vor die Tür warf, auch meinem Pferd das Korn wegnahm und rief, ich sollte mich packen.

Darauf ging ich in ein großes, aus Backsteinen aufgeführtes Haus und beschloss, in diesem mein Glück zu versuchen. Aber ein sehr dicker Mann fuhr mich laut und barsch an. Was er sagte, weiß ich nicht. Aus seinen Bewegungen aber nahm ich an, dass er mir den Eintritt verbot. Dessen ungeachtet wollte ich hineingehen. Er stürzte jedoch auf mich zu, packte mein Pferd beim Zaum und sprach vielerlei zu mir. Ich merkte wohl so ungefähr, dass er mich für einen Indianer hielt. Er wollte mir mein Gewehr wegnehmen. Später erfuhr ich, dass er eine obrigkeitliche Person war und eine Schenke hielt. Damals aber war ich hungrig, krank und sehr reizbar. In meiner Hand hielt ich einen Hickorystock, der etwa so dick wie mein Daumen und drei oder vier Fuß lang sein mochte. Damit zog ich ihm einen so

derben Hieb über das Gesicht, dass er mich los ließ, und ich machte mich davon. Zwei junge Männer, deren Pferde vor dem Haus angebunden waren, und die mir Reisende zu sein schienen, schlossen sich mir an, und wir zogen eine Strecke weit desselben Weges.

Jene Reise war sehr beschwerlich und unangenehm. Ich fühlte mich alle Tage schwächer und mutloser, war wieder allein, fand bei den Leuten keine Anteilnahme und litt viel von Hunger und Krankheit. Nachts schlief ich, meinem Entschluss getreu, immer im Wald. Aber es war für mich nicht leicht, Wildbret zu schießen, und meine Gesundheitsumstände erlaubten mir nicht, weit vom Wege ab zu jagen.

Als ich ziemlich nahe bei der Quelle des Big Miami war und eines Abends einem Landmann einen Dollar angeboten hatte, nichtsdestoweniger aber von ihm fortgejagt worden war, ohne für mich oder mein Pferd das Geringste erhalten zu haben, legte ich mich eine geringe Strecke weit von seinem Haus entfernt im Holz nieder und machte mich, als meiner Meinung nach alle schliefen, auf die Beine, um ein wenig Korn für mein Pferd zu holen. Ich hatte denselben Abend für mich ein Huhn gekauft, wovon ich einen Teil verzehrte. Am anderen Morgen befand ich mich ein wenig besser. In jener Gegend wurden die Wohnungen immer seltener, die unangebauten Zwischenräume immer größer. In einem Wale traf ich auf ein Rudel Schweine, tötete eins davon und hing das Fleisch an meinem Sattel auf. So war ich denn für eine Weile vom Hunger frei.

Am Erie-See lebte ein Handelsmann, den ich recht gut kannte und der die Ottawasprache so gut redete wie ich selbst. Als ich diesen Mann aber um etwas Futter für mein Pferd ansprach, rief er, ich sollte mich fortpacken, er gebe

mir nichts. Er besann sich jedoch gleich und bot mir Korn für Bärenfleisch, denn dafür hielt er das an meinen Sattel gebundene Schweinefleisch. Ich wandte ihm jedoch den Rücken zu, setzte über den Big Miami und schlief im Wald.

In jener Nacht befand ich mich sehr unwohl, und als ich am anderen Morgen bemerkte, dass mein Pferd fortgelaufen war, sah ich mich kaum imstande, es zu suchen. Ich schleppte mich jedoch bis an den Fluss, und bemerkte nun, dass sich mein Tier am anderen Ufer befand. Ich rief den Handelsmann, dessen Haus mir gerade gegenüber war, bei Namen, und bat ihn, er möge mir doch mein Pferd bringen oder schicken, denn ich sei schwer krank. Er aber weigerte sich dessen. Da ersuchte ich ihn, mich im Kanu hinüberzuholen, denn in meinem Zustand möchte ich nicht gern den Körper nass machen. Auch das schlug er mir ab, und so blieb mir nichts anderes übrig, als durch den Fluss zu schwimmen. Ich nahm mein Pferd und ritt wieder zu meinem Lagerplatz zurück, konnte jedoch an jenem Tage nicht weiterreisen.

Am anderen Morgen brach ich auf und hatte das Glück, ein Haus zu finden, in welchem ich von der Frau mit großer Freundlichkeit behandelt wurde. Sie gab meinem Pferd Korn und setzte mir gepökelttes Schweinefleisch vor. Das reichte ich ihr jedoch zurück, weil ich es nicht essen konnte. Sie gab mir darauf frisches Wildbret, und davon nahm ich ein wenig. Sie lud mich durch Zeichen ein, unter ihrem Dach zu schlafen. allein ich dankte dafür und wählte mir unweit von der Behausung einen passenden Lagerplatz, wo ich das Fleisch, welches sie mir gegeben hatte, kochte. Noch ehe meine Mahlzeit fertig war, schickte sie mir durch ein Kind etwas Brot und frische Butter.

Am anderen Morgen ritt ich weiter und traf beinahe gar kein angebautes Land mehr. Im Dorf, wo Ah-ku-nah-guzik wohnte, wollte ich nicht anhalten. Ich hatte schon zu viele Verpflichtungen gegen diesen Mann und befürchtete, er möge noch einmal in mich dringen, sein Pferd anzunehmen. Als ich etwa hundert Meilen von der Stadt Detroit entfernt sein mochte, wurde meine Krankheit sehr bedenklich. Ich konnte nicht weiter fort und entschloss mich endlich, etwas *Tartarus emeticus* zu nehmen, welchen ich seit langer Zeit bei mir trug, und den ich vom Doktor Mac Laughlin am Regensee erhalten hatte. Als ich denselben kaum geschluckt hatte, fing es an zu regnen. Mich fror, ich wurde nass und litt an einem furchtbar heftigen Krampf. Nach dem Regen bedeckte sich die Oberfläche des Baches, an welchem ich lagerte, mit Eis. Ich durchbrach dasselbe, und blieb, um mir die Fieberhitze zu vertreiben, lange Zeit im Wasser. Mehrere Tage lang lag ich schwer krank, konnte nicht von der Stelle und hoffte nicht einmal mehr auf Genesung. Endlich kamen zwei Männer mit dem Postwagen vorüber. Einer von ihnen sprach etwas Indianisch. Sie konnten jedoch, da sie keine Zeit verlieren durften, nichts für mich tun.

Sechsendreißigstes Kapitel

Endlich bekam ich einige Kräfte wieder, und vermochte weiter zu reisen. Etwa zwei Tagereisen von Detroit traf ich unterwegs einen Mann, der eine Siouxpfeife in der Hand hielt. Seine auffallende Ähnlichkeit mit meinem Vater er-

regte im hohen Grade meine Aufmerksamkeit. Ich bemühte mich, ihn zum Stillhalten zu bewegen und mich ihm bemerklich zu machen. Er aber beachtete mich kaum und entfernte sich. Zwei Tage später erfuhr ich, dass meine Ahnung sich bestätigt hatte. Der Mann war mein Bruder gewesen. Der Gouverneur erlaubte mir nicht, ihm nachzueilen, weil er sich vorgenommen hatte, unterwegs in allen Häusern nach mir zu fragen, also notwendig erfahren musste, welchen Weg ich genommen hatte und unverzüglich zurückkommen würde.

Des Gouverneurs Vermutung war ganz richtig gewesen, denn drei Tage später kam mein Bruder zurück. Er hielt mich lange in seinen Armen. Da ich aber die englische Sprache nicht verstand, so konnten wir uns nur mit Hilfe eines Dolmetschers unterhalten. Er schnitt mir die langen Haare ab, welche ich damals nach Indianersitte trug. Wir besuchten zusammen den Gouverneur Caß, der sehr damit zufrieden war, dass ich meine bisherige Kleidung abgelegt hatte. Aber die der Weißen war mir sehr unbequem, und wenn ich es mir recht behaglich machen wollte, zog ich mich wieder wie ein Indianer an.

Ich wollte meinen Bruder gern bewegen, mich zu meinem Wohnsitz am Wälder-See zu begleiten. Er aber beharrte darauf, ich sollte mit ihm über den Mississippi gehen, und wir reisten zusammen ab. Der Militärkommandant des Fort Wayne nahm uns sehr freundlich auf, und im Allgemeinen war unsere Reise recht angenehm. Nach vierzig Tagen langten wir in der Wohnung meines Bruders an. Sie lag am Mississippi, etwa fünfzehn Meilen oberhalb von New Madrid. Ein anderer meiner Brüder wohnte nicht weit von dort entfernt, und beide gingen mit mir in eine Gegend,

etwa fünfzehn Meilen jenseits von Cape Girardeau, wo zwei von meinen Schwestern lebten. Darauf fuhren wir, etwa sechs oder sieben an der Zahl, etwas oberhalb von Cape Girardeau über den Mississippi, gingen über Golconda, an den Ohio und begaben uns nach Kentucky. In diesem Staat, in der Nähe der kleinen Dörfer Salem und Princeton, wohnten viele von meinen Verwandten.

Meiner Schwester Lucie hatte in der Nacht vor dem Tag meiner Ankunft geträumt, ich käme durch ein Getreidefeld, welches ihr Haus umgab. Sie hatte zehn Kinder. Verwandte, Freunde, Nachbarn, alle kamen herbei, um Zeugen des Wiedersehens zu sein. Obgleich wir uns einander nicht verständlich machen konnten, so vergossen doch alle viele Tränen. Am nächsten Sonntag war der Zusammenfluss der Menschen noch viel größer, im Haus meiner Schwester wurde Gottesdienst gehalten. Mein Schwager, Jeremias Rucker, wollte im Testament meines Vaters einige Verfügungen zu meinen Gunsten finden. Er brachte mich daher nach Princeton und stellte mich der Behörde vor. Es ließ sich jedoch nichts tun. Meine Schwiegermutter, welche nicht weit entfernt wohnte, gab mir 137 Dollar.

Ich ging mit meinen männlichen und weiblichen Verwandten nach Scottsville, wo ein Oheim vom mir wohnte, der mich gern sehen wollte. Dort wurde für mich gesammelt, und ich erhielt hundert Dollar. Nach meiner Rückkehr brachte Oberst Ewing aus Hopkinsville in einer einzigen Stunde, welche ich bei ihm zubrachte, auch hundert Dollar zusammen, die er mir aushändigte. Dieser Gentleman behandelte mich mit großer Aufmerksamkeit und vielem Wohlwollen. Er ist mir seit jenem Tag ein aufrichtiger und tätiger Freund geblieben.

Von Hopkinsville kehrte ich zu meiner Schwägerin zurück und traf Vorkehrungen zu einer Reise an den Wälder-See. Mehrere meiner Verwandten, welche mich bis über den Mississippi begleitet hatten, gingen wieder heim. Mein Bruder blieb jedoch mit seiner Frau bei mir, denn er wollte mich nicht verlassen. Von meinem Bruder Eduard, bei New Madrid, kehrte ich nach Jackson zurück, wo ich krank wurde. Durch die freiwilligen Gaben gastfreier, teilnehmender Menschen, mit denen ich bekannt geworden war, besaß ich damals fünfhundert Dollar in Silber. Mein Bruder war darüber besorgt, diese beträchtliche Summe könnte mich, wenn ich allein ginge, Gefahren aussetzen, und deshalb begleitete er mich.

Von Jackson aus begaben wir uns gemeinschaftlich nach St. Louis, wo wir den Gouverneur Clark trafen, der meinem Bruder schon früher, als er nach dem Norden reiste, um mich aufzusuchen, sehr behilflich gewesen war. Dieser nahm uns wohlwollend auf und bot uns alle mögliche Unterstützung an, deren wir nur bedürfen würden, um den Plan, meine Familie aus dem Indianerland zu holen, auszuführen. Mein Bruder wollte viele Leute zu unserem Beistand mitnehmen, um im Notfall meine Kinder mit Gewalt zu entführen. Ich begab mich indessen eines Tages zum Gouverneur und bat ihn, nicht auf meinen Bruder zu hören, weil dieser mit dem Land, wohin wir wollten, nicht genau bekannt sei und sich auf die Mittel, welche unserer Unternehmung das Gelingen sichern könnten, ebenso wenig verstehe. Mein Wunsch war, weder von meinem Bruder, noch von irgendeinem anderen Weißen begleitet zu werden. Ich wusste wohl, dass jener die Anstrengungen der Reise schwerlich würde ertragen und noch weniger, gleich

mir, den ganzen Winter hindurch in einer Indianerhütte leben können. Ich war überzeugt, dass er mich weit mehr hindern als mir förderlich sein würde.

Gouverneur Clark wollte mich den oberen Mississippi hinauf nach dem Wälder-See schicken. Allein ich konnte mich nicht entschließen, diesen Weg zu nehmen, weil ich dann durch das Land der Sioux hätte gehen müssen. Er gab mir ein Mackinack-Boot, in welchem eine hinlängliche Anzahl von Ruderern saß, und das Platz genug für sechzig Mann hatte. Außerdem schenkte er mir drei Fass Mehl, zwei Fass Schiffsbrot, Flinten, Zelte, Hacken und andere dergleichen Sachen. Endlich bewog ich meinen Bruder, zurück zu bleiben, und reiste ab. Die heftige Strömung des Mississippi unterhalb der Mündung des Missouri überzeugte mich bald, dass ein so großes und schweres Fahrzeug für meine Reise sehr unpassend war, und ich ließ es daher am Trageplatze der Sioux zurück. Von dort aus fuhr ich in meinem Kanu, von nur zwei Männern begleitet, bis zu den Quellen des Illinois und von da nach Chicago.

Ich hatte vom Gouverneur Clark einen Brief an den indianischen Agenten zu Chicago, Herrn Mackenzie. Da derselbe kein Fahrzeug besaß, das unverzüglich nach Mackinack hätte fahren können, so ließ er für mich ein aus Rinde zusammengefügtes und mit Indianern bemanntes Kanu instandsetzen. Diese Indianer aber ergaben sich mehrere Tage hintereinander dem Trunk, und während dieser Zeit kam ein Boot an, welches mich aufnahm. Zehn Tage blieb ich in Mackinack, und Captain Knapp bot mir Überfahrt zu der Drummond-Insel an. Doktor Mitchell und der indianische Agent, Oberst Anderson, behandelten mich sehr freundschaftlich. Der Letztere machte eine Reisegelegenheit

bis zum St. Marinewasserfall für mich ausfindig. Dort blieb ich zwei oder drei Monate, weil Oberst Dickson, der selbst sich zu einer Reise anschickte, nicht zugeben wollte, dass ich auf einem Boot der Nord west Company, welches während meiner Anwesenheit zwei- oder dreimal abfuhr und wieder zurückkam, über den Oberen See fahren sollte. Endlich segelte er ab und nahm mich mit in sein Schiff. Kaum waren wir eine Strecke weit vom Ufer entfernt, da gab er mir ein Ruder in die Hand, und ich musste, ungeachtet meiner misslichen Gesundheitsumstände, arbeiten, so viel es meine Kräfte nur irgend erlaubten. Er setzte mich darauf, etwa zwanzig Meilen oberhalb des Fort William, an Land, wo wir Herrn Giarson fanden, welcher die Aufsicht über die der Hudsonsby-Gesellschaft angehörenden Waren führte. Ich war sehr missvergnügt über das Benehmen des Obersten Dickson gegen mich und sagte beim Abschied, obwohl er mich so weit vom Ziel meiner Reise verlassen hätte, so würde ich doch früher nach Me-nau-zhe-tau-nung kommen als er. Mein ganzes Gepäck ließ ich bei Herrn Giarson zurück und wurde mit einem alten Franzosen Handels eins, der mich in einem Kanu über den See bringen sollte. Meine Überfahrt war glücklich, und ich kam in der Tat eher an als Oberst Dickson.

Meine Familie befand sich wohl auf. Am anderen Morgen sagte man mir, dass ein rotköpfiger Engländer (denn als solchen bezeichneten die Indianer den Oberst Dickson) auf meine Hütte zukäme. Ich rief ihm aus derselben zu, er möchte ja nicht eintreten.

»Du findest mich hier in meiner Hütte, obwohl du mich am Ufer des Sees, fern von meiner Wohnung oder einem Ort, wo ich hätte Hilfe suchen können, verlassen hast. Mein

Wigwam ist nicht für einen Menschen, wie du es bist, gemacht. Ich hoffe daher, du wirst ihn nicht betreten.«

Ich wusste recht gut, dass er Essen von mir verlangen werde. Ich war jedoch fest entschlossen, ihm weder etwas zu essen zu geben, noch ihn überhaupt nur zu sehen.

Er verließ unser Dorf, um auf dem Weg, welchen gewöhnlich die Indianer nehmen, zum Red River zu gelangen. Da das Wasser außerordentlich niedrig stand, so hatte er viel auszustehen und wäre beinahe, wie wir später erfuhren, vor Hunger gestorben. Am Weg lag ein indianischer Begräbnisplatz, der ringsum eingehegt war. Auf demselben ruhte einer meiner Schwäger, eine Tochter Otopun-ne-bes und andere meiner Verwandten und Freunde. Mehrere dieser Gräber waren umzäunt, und auf jedem derselben stand eine aus Zweigen ausgeführte Hütte. Oberst Dickson zerstörte sowohl die Zäune als auch die Hütten. Ein solches Benehmen empörte die Indianer. Sie nahmen sich vor, ihn zu töten und würden es getan haben, wenn eine günstige Gelegenheit dazu sich geboten hätte. Er ging aber nach Pembinah, begab sich von da zum Traverse-See und ließ sich niemals wieder im Land der Chippewa blicken.

Einige Tage nach meiner Ankunft in Me-nau-zhe-taunung erkrankte eines meiner Kinder an Masern, die damals unter den Indianern große Verwüstungen anrichteten, und starb. Auch die Übrigen wurden nach der Reihe angesteckt. Ich wusste aber recht gut, wie man diese Krankheit behandeln muss, und so wurden alle gerettet. Bald nachher begann es, an Lebensmitteln zu fehlen, und ich traf gemeinschaftlich mit Me-zhuk-ko-naun Vorbereitungen zu einer Jagdmedizin. Im Traum erblickte ich den jungen Mann,

welcher mir schon bei ähnlichen Gelegenheiten erschienen war. Er schwebte, wie früher, so auch diesmal, herab, und stellte sich vor mich hin.

Mit mehr Härte als sonst wohl tadelte er mich, dass ich über den Verlust meines Kindes schreie und klage.

»Von nun an«, sprach er, »wirst du mich nicht wiedersehen, und der Pfad, den du noch zu wandeln hast, wird voll sein von Dornen und Schlingkraut. Wegen der vielen Verbrechen und des schlechten Betragens deiner Frau wird deine Zukunft seine mühevoll sein. Da du mich aber gerufen hast, so will ich dir diesmal noch zu essen geben.«

Als er diese Worte sprach, blickte ich vor mir hin, und sah eine Menge Enten welche einen Teich bedeckten. An einem anderen Platz erblickte ich einen Stör und an einem dritten ein Rentier. Dieser Traum wurde, gleich allen übrigen, erfüllt, wenigstens insoweit er sich auf Jagd und Fischfang bezog.

Als der Winter kam, ging ich an den Red River, um dort Bisons zu jagen und ihr Fleisch zu dörren. Und als es Frühjahr wurde, machte ich mich auf den Rückweg zu den Staaten. Von meiner ersten Frau hatte ich mich schon zehn Jahre vor dem Zeitpunkt, von welchem ich jetzt rede, getrennt. Die Bitten der Indianer und teilweise auch die Lage, in welcher ich mich befand, hatten mich dringend veranlasst, eine andere zu nehmen, von welcher ich damals drei Kinder hatte. Die von meiner ersten Frau befanden sich damals nicht im Dorf. Da die zweite durchaus nicht mit mir gehen wollte, so nahm ich die drei Kinder und zog fort ohne die Frau. Aber am Regen-See kam sie zu mir, und willigte ein, mich bis nach Mackinack zu begleiten.

Auf meinem Rückweg war mir die Nord West Company

in mancher Hinsicht behilflich. Da ich aber zu der Drummond-Insel kam, erlebte ich etwas sehr Unangenehmes. Als ich früher nach dem Wälder -See reiste, hatte ich mehrere sehr wertvolle Geschenke abgelehnt, weil ich dieselben nicht fortschaffen konnte. Man hatte mir jedoch versprochen, sie mir zu geben, wenn ich abermals die Insel besuchen würde. In der Zwischenzeit aber war der Beamte, welcher sich so gütig gegen mich gezeigt hatte, durch einen anderen ersetzt worden, der auch ganz anders beschaffen und durchaus nicht geneigt war, etwas für einen Menschen zu tun, der mit den Indianern in Verbindung stand. Dieser Mann wollte mich nicht einmal sehen, geschweige denn mir in irgendeiner Weise behilflich sein. Indessen gelangte ich doch, dank dem Herrn Ermatinger, vom St. Marine-Wasserfall nach Mackinack.

Oberst Boyd, welcher dort zu jener Zeit Agent war, zog mich an sich und wollte mich als Arbeiter in seiner Schmiede verwenden. Da mir aber diese Arbeit nicht zusagte, so mochte ich nicht bleiben. Er gab mir hundert Pfund Mehl, ebenso viel Schweinefleisch, etwas Branntwein, Tabak und andere Dinge. Es lagen damals gerade zwei Fahrzeuge bereit, die nach Chicago segeln wollten, aber keins von beiden wollte mich an Bord nehmen, obwohl ich Geld genug hatte und die Überfahrt bezahlen wollte. In dieser Verlegenheit verkauften mir Indianer für sechzig Dollar ein altes, in schlechtem Zustand befindliches Kanu aus Rinde. Ich mietete drei Franzosen, die mich begleiten sollten. Allein Oberst Boyd erlaubte es ihnen nicht, gab mir jedoch einen Brief an den Doktor Wolkott, indianischer Agent zu Chicago, mit. So reiste ich denn, nur von einem Mann begleitet, ab.

Siebenunddreißigstes Kapitel

Ich hielt mich nur kurze Zeit bei der Ottawaniederlassung Waw-gun-nuk-kiz-ze auf. Dort sah ich wohl ein, dass die Weiterreise in einem Kanu, welches von allen Seiten Wasser einließ und sehr gebrechlich war, unmöglich sei und kaufte daher ein neues, für welches ich achtzig Dollar zahlte. Mehrere meiner Bekannten unter den Ottawa wollten mich begleiten, und so brachen wir auf. In dem einen Kanu saßen acht Männer, in einem anderen sechs nebst einigen Frauen. Sie begleiteten mich, bis wir noch einige Tagereisen weit von Chicago entfernt waren, wo wir andere Indianer trafen, die uns betrübende Nachrichten über den niedrigen Wasserstand der Flüsse in Illinois gaben. Da verließen mich jene, und meine Frau ging mit ihnen.

In Chicago bekam ich das Fieber wieder. Meine Lebensmittel waren mir ausgegangen und ich befand mich in einer sehr kläglichen Lage. Ich gedachte den Doktor Wolkott zu besuchen, aber der mochte mich nicht sehen und wollte sich überhaupt nicht um mich kümmern. Und doch wusste er recht gut, wer ich war. Er hatte mich bei meiner letzten Anwesenheit in Chicago gesehen. Ich konnte gar nicht begreifen, aus welchen Gründen er sich weigerte, mir Hilfe zu leisten. Mein Zelt hatte ich unweit von seiner Wohnung aufgeschlagen, ganz in der Nähe eines mit wildem Reis bestellten Ackers. Obwohl ich mehrere Tage lang außerstande war, mich länger als fünf Minuten aufrecht zu halten, so tötete ich doch so viele Vögel, die sich auf jenem Acker niederließen, um wenigstens meine Kinder sättigen

zu können.

Als ich mich ein wenig kräftiger fühlte und mich mithilfe zweier Stäbe bis zum Haus des Doktor Wolkott schleppen konnte, stellte ich ihm vor, dass meine Kinder in der Gefahr schwebten, Hungers zu sterben. Er wies mich aber auch jetzt barsch zurück. Als ich fortging, vergoss ich einige Tränen, was bei mir selten vorkam. Aber damals hatte mich die Krankheit weiblich gemacht. Mir wurde ohnmächtig, und ehe ich mein Zelt erreichte, sank ich wohl drei- bis viermal zu Boden. Bald danach aber machte ein Franzose, der mit ein paar Fahrzeugen über den Tragplatz kam, meinem Leiden und der Not meiner Kinder ein Ende.

Die Frau dieses Mannes war aus dem Volk der Chippewa und pflegte ihn auf seinen Reisen zu begleiten. Einige seiner Pferde waren durch den langen Marsch, welchen sie gemacht hatten, schon sehr ermüdet, und dennoch wollte er mich mit meinem Kanu sechzig Meilen, und wenn es seine Tiere aushalten könnten, hundertzwanzig Meilen weit fortschaffen, denn so breit ist der Tragplatz. Wir wurden über den Preis einig, der mir sehr mäßig vorkam. Er gab mir ein junges Pferd, auf das ich mich setzte, denn gehen konnte ich nicht.

Wir hatten noch keine sechzig Meilen zurückgelegt, da wurde er selbst krank und bekam einen Blutfluss. Bei ihm war ein junger Mann, und ich leistete ihm daher den einzigen Dienst, der in meiner Macht stand. Ich stellte ihm frei, umzukehren. Das Pferd, welches ich ihm gelassen hatte, wurde in der folgenden Nacht von Potawatomi gestohlen. Mein Franzose also hatte mich bald nach unserer Abreise von Chicago verlassen, und ich hatte zur Unterstützung nur einen alten Indianer bei mir, der Gos-so-kwaw-waw

oder der Raucher hieß. Es war zu jener Zeit ein wenig Wasser im Fluss, und ich beschloss deshalb, mein Kanu flott zu machen, um zu versuchen, ob ich hinabfahren konnte. Das Wasser war jedoch nicht tief genug, um uns zu tragen. Wir konnten nur die Kinder auf demselben fortschaffen, wenn der eine das Kanu zog und der andere nachschob.

Nachdem wir auf eine höchst beschwerliche Weise und sehr langsam drei Meilen zurückgelegt hatten, mussten wir den Versuch aufgeben, und ich vereinigte mich mit einem Potawatomi, den wir unterwegs antrafen. Für eine Decke und ein Paar Beinschienen ließ er sich bereitfinden, auf seinem Pferd mein Gepäck und meine Kinder etwa sechzig Meilen weit fortzuschaffen, bis zur Mündung des An-num-mun-ne-se-be oder gelben Okerflusses. Es kam mir etwas bedenklich vor, einem Potawatomi meine Kinder und mein wertvolles Gepäck anzuvertrauen. Der alte Gos-so-kwaw-waw meinte indes, er werde wohl redlich sein.

Als er die Kinder auf das Pferd hob, sprach er: »In drei Tagen bin ich an der Mündung des An-num-mun-ne-se-be und dort erwarte ich Euch.«

Wir trennten uns, ohne weiter etwas zu reden. Der alte Raucher und ich setzten den beschwerlichen und ermüdenden Weg den Illinois entlang fort. Von Chicago bis zum gelben Okerfluss liegen zu beiden Seiten dieses Letzteren fast nur Prärien, und man kommt, ohne auf Hindernisse zu stoßen, mit Pferden und Karren recht gut von der Stelle. Als wir auf dem bestimmten Platz ankamen, fanden wir den Potawatomi, der sein Wort redlich gehalten hatte.

Wir schafften alle meine Sachen ins Kanu und fuhren bis zum Fort Clark hinab, das auf einer Erdzunge zwischen beiden Seen liegt. Die Indianer nennen es Kah-gah-gun-

miug (die Landenge). Ich traf dort einige Bekannte und selbst mehrere, gleichfalls indianische Verwandte, sah Taw-ga-we-ninne, den Sohn des Gleichnamigen, der als Mann der Net-no-kwa gestorben war. Auch fand ich noch andere, mit denen ich durch eine meiner Frauen verwandt war, namentlich eine alte Indianerin, welche mir einen Sack Wis-ko-bim-me-nuk schenkte. Das ist eine Getreideart, welche unreif geerntet, gesotten und dann erst getrocknet wird.

Ich fuhr den Fluss hinab und mochte kaum drei Meilen weiter gekommen sein, als ich einen Mann bemerkte, der an einem Anlandeplatze stand, und mir laut zurief: »Mein Freund, magst du wohl gern Wildbret?«

Ich antwortete, dass ich es sehr gern möchte, und ruderte dem Ufer zu.

Er warf mir einen fetten Damhirsch ins Boot und sagte: »Vielleicht isst du gern ein wenig von diesem Damhirsch, welchen ich soeben erst erlegt habe.« Als er das gesprochen hatte, ging er fort.

Ich rief ihn zurück. Er wollte jedoch nichts annehmen, und nur mit Mühe konnte ich ihm etwas Pulver sowie einige Kugeln und Flintensteine aufdrängen. Er schien dafür sehr erkenntlich zu sein.

Um jene Zeit schoss ich eines Tages, nachdem ich mich bei der Arbeit sehr erhitzt hatte, einen Kranich, und warf mich ins Wasser, um ihn herauszuholen. Bald darauf wurde mir unwohl. Ich dachte aber nicht daran, woher das kam, sondern ging noch einmal in das Wasser, um ein zweites Stück Wild zu holen. Und da wurde ich denn bald so krank, dass ich mich nicht imstande befand, meine Reise fortzusetzen. So heftig packte mich das Fieber, dass ich

mein Ende nahe glaubte und dem alten Raucher schon Aufträge gab, meine Kinder dem Gouverneur Clark zu bringen, der sie, wie ich fest überzeugt war, zu den meinen schicken würde. Aber gegen alles Erwarten besserte es sich mit meiner Gesundheit ungemein rasch, und nach wenigen Tagen konnten wir weiterfahren.

Wir sahen damals eine beträchtliche Menge von Potawatomi, deren Hütten haufenweise, fast ohne Unterbrechung am Ufer entlang standen. Mehrere dieser Leute waren zu Wasser, und wir fuhren denselben Weg. Eines Tages kam ein Mann aus seiner Hütte gelaufen und fragte, wer ich sei. Als ich ihm das sagte, erkundigte er sich, ob meine Kinder wohl Honig essen könnten. Ich antwortete, das glaubte ich wohl, und sogleich erschienen nun zwei junge Leute, kamen ins Wasser und brachten zwei bis zum Rand mit Honig angefüllte Gefäße.

So fuhr ich den Illinois hinunter, erlegte viel Wild, war stets in Fülle mit Lebensmitteln versehen, kam glücklich nach St. Louis und mit meiner Gesundheit besserte es sich immer mehr. In jener Stadt bewies Gouverneur Clark sich auch diesmal wie immer sehr gütig, nicht nur gegen mich, sondern auch gegen meine Kinder und den alten Raucher, welcher mir auf der Reise so gute Dienste geleistet hatte. Er machte diesem Alten ein hübsches Geschenk und ließ ihn erst wieder fortziehen, nachdem er ihn überflüssig mit allem, was er zur Rückreise nur irgend bedurfte, versorgt hatte. Ich blieb länger in St. Louis, als ich eigentlich beabsichtigt hatte, denn ich musste meinen Kindern neue Kleider machen lassen. Da aber, als ich fortreiste, noch nicht alle fertig geworden waren, so schickte sie der Gouverneur mir nach Kentucky. Von St. Louis fuhr ich in meinem aus

Rinde verfertigten Kanu nach Cap Girardeau und gab beim dortigen Indianeragenten einen Brief vom Gouverneur Clark ab.

Bei diesem ließ ich mein Kanu. Ich hatte während meines dortigen Aufenthaltes, der freilich nur kurz war, Gelegenheit, mehrere Personen von der Expedition des Major Long zu sehen. Sie kamen damals von ihrem Zug nach den Felsengebirgen zurück. Das mochte gegen Ende des Jahres 1820 sein, etwa ein Jahr nach meiner ersten Ankunft am Ohio, die 1819 stattfand. Seitdem mich Manito-o-geezhik und Kisch-kau-ko entführt hatten, waren gerade dreißig Jahre verflossen, als ich im Frühling des Jahres 1819 den Wälder-See verließ. Meine Gefangennahme fällt wahrscheinlich in das Frühjahr von 1789. Ich bin jetzt (1830) siebenundvierzig Jahre alt.

Ich blieb etwa vier Monate lang bei meinen Schwestern in Jackson, das etwa zehn Meilen von Cap Girardeau entfernt liegt, ging dann nach Kentucky, und als die Blätter abfielen, wieder nach St. Louis, um Gouverneur Clark zu besuchen, hielt mich indessen nicht lange auf, weil viele Einwohner dieser Stadt am Fieber starben. Auf dem Rückweg, zu Grande Prärie, etwa achtzig Meilen von dem Ort entfernt, wo ich meine Kinder gelassen hatte, bekam auch ich das Fieber. Glücklicherweise nahm sich eine Frau meiner an, die mich so menschenfreundlich pflegte, dass ich bald wieder hergestellt wurde. Damals erfuhr ich, dass auch meine Kinder von dem Fieber, welches in der ganzen Gegend Verheerungen anrichtete, befallen worden waren, und machte mich deshalb, trotz meiner Schwäche, in aller Eile auf den Weg. Nur eins von ihnen starb, die Übrigen litten zwar viel, kamen aber doch zuletzt durch. Jedoch starben

sieben meiner nächsten Verwandten an dieser Seuche. Die Sterblichkeit in jenem Teil der Staaten war zu jener Zeit wirklich furchtbar.

Im nächsten Frühjahr wurde abermals ein Versuch gemacht, um für mich etwas von dem Nachlass meines Vaters zu erhalten. Meine Stiefmutter ließ auf der Insel Kuba einige Schwarze verkaufen, die man für mein Eigentum erklärt hatte. Diese Erbschaftsangelegenheit ist bis jetzt nicht erledigt und liegt noch in den Händen der Rechtskundigen. Im Frühjahr 1822 gefiel es mir nicht mehr bei meinen Verwandten in Kentucky, und ich machte mich wieder auf den Weg nach dem Norden.

Ich reiste über die große Prärie, ließ mein Kanu bei meinem Bruder zurück, und verschaffte mir Pferde, auf denen meine Kinder ritten. Ich ging erst nach St. Louis und dann durch Illinois nach Chicago. Der Indianeragent vom Fort Clark wohnte damals etwas unterhalb dieses Platzes. Der Ort hieß Elk Heart (Herz des Elentieres). Er hatte sich auf meiner Reise, wie beinahe alle übrigen Leute, sehr wohlwollend gegen mich benommen und gern meinen Bedürfnissen abgeholfen.

Ich glaubte also, diesmal in Elk Heart anhalten zu können. Er selbst war zwar nicht daheim, aber nichtsdestoweniger wurden meine Pferde gefüttert, meine Kinder und ich erhielten zu essen, und das alles geschah, ohne dass man Bezahlung dafür nehmen wollte. Am anderen Morgen begegnete ich dem Agenten, welcher vom Fort Clark zurückkam, und erzählte ihm, wie gut man mich in seinem Haus aufgenommen habe. Er war darüber sehr zufrieden und sagte mir, ich würde bald einen schlimmen Fluss zu passieren haben.

Er fügte jedoch hinzu: »Auf dieser Seite werden Sie eine Fähre finden, welche mich übergesetzt hat. Der Mann, welchem sie gehört, wohnt am anderen Ufer. Geben Sie sie demselben zurück und sagen Sie ihm, er möchte mit Ihnen bis zu dem Fluss fahren, der oberhalb seines Hauses ist, und Sie übersetzen. Ich will ihn für seine Mühe bezahlen.«

Anfangs geschah alles, wie er mir gesagt hatte. Da jedoch meine Tochter Martha krank war, so blieben wir den ganzen Tag nahe bei dem Haus des Mannes, welchem das Kanu gehörte. Ich besaß ein sehr hübsches Pferd, welches mein Bruder mir geschenkt hatte. Jener Mann sagte mir, er sei fest entschlossen, mir dasselbe nicht zu lassen, und wollte es mir abkaufen. Ich erklärte ihm jedoch, es sei mir zur Reife unumgänglich notwendig, und um keinen Preis würde ich mich von demselben trennen. Er wurde aber nichts destoweniger immer dringender, und sagte endlich, wenn ich ihm das Pferd nicht überließe, so sollte ich auch sein Kanu nicht haben, um über den Fluss zu setzen. Das Kanu, welches ich so nötig hatte, war von einer anderen Person benutzt worden, und lag damals in demselben Fluss, dessen anderes Ufer ich erreichen wollte. Ich machte mich daher auf und glaubte sicher, es zu finden.

Unterwegs begegnete mir jene Person zu Pferde und sagte: »Ich habe das Kanu zurückgezogen. Ihr könnt nicht auf das andere Ufer hinüber.«

Ich ritt weiter, ohne eben viel auf seine Worte zu achten. Als ich aber an die rechte Stelle kam, sah ich wohl, dass er die Wahrheit gesagt hatte. Ich fand nicht einen einzigen Baumstamm oder irgendetwas, woraus ich ein Floß hätte fertigen können.

Da ich Abstand nahm, meine Kinder durch den Fluss rei-

ten zu lassen, denn das schien mir gefährlich, so stand ich eine Weile unentschlossen da. Endlich fragte ich mich, ob nicht etwa das Kanu bloß versteckt sei, und das schien mir sehr wahrscheinlich. Ich begann also zu suchen und fand es wirklich am Weg, nicht weit vom Fluss liegen, und zwar unter dichtem Gesträuch, nur etwa tausend Schritte entfernt. Unverzüglich schleppte ich es herbei, setzte meine Kinder hinein, ruderte sie hinüber, ließ meine Pferde durchschwimmen, stieß endlich das Kanu mit einem Fußtritt in die Strömung und rief: »Nun halte da still, wo dein Eigentümer dich verbergen will.«

In Chicago sah ich mich genötigt, meine Pferde, und noch dazu weit unter ihrem Wert, an Captain Bradley und einen gewissen Kenzie zu verkaufen, welcher an Doktor Wolcotts Stelle dort Agent war. Sie sagten, man könne mir die Pferde nicht nach Mackinack transportieren. Nur ein alter Gaul von keinem oder doch nur geringem Wert war mir geblieben. Gentlemen, die ihn brauchen konnten, und denen ich ihn recht gern geschenkt hätte, bezahlten ihn mir mit fünfzehn Dollar. Endlich kam Captain Keith auf dem Schoner Jackson an und sagte, als er die vom Captain Clark ausgefertigten Papiere gelesen hatte, er würde meine Pferde gern ohne alle Bezahlung nach Mackinack haben schaffen lassen. Allein es war nun zu spät.

Der Hauptzweck, welcher mich bewog, nach Mackinack zu gehen, war folgender. Ich wollte mich bei dem dortigen Indianeragenten als Dolmetscher anstellen lassen, denn er hatte häufig geäußert, es wäre ihm lieb, wenn ich in der Eigenschaft eines solchen bei ihm bleiben wollte, sobald ich des Englischen nur erst wieder einigermaßen kundig wäre. Es war mir daher sehr unangenehm, zu hören, dass ich zu

spät kam. Er hatte schon einen Dolmetscher angenommen. Indessen sagte mir der Oberst, mit dem nächsten Dampfboot erwarte er die Ankunft eines für die Niederlassung am St.-Marine-Wasserfall bestimmten Agenten, und bei diesem hoffe er mich unterzubringen. Dieser neue Agent, Herr Schoolcraft, kam sehr bald in Mackinack an und ging auf meine Vorschläge ein. Da er aber nur ein paar Stunden auf der Insel blieb, so musste ich ohne allen Verzug aufs Rascheste alle Vorkehrungen treffen, um ihm folgen zu können. Vier Tage nach seiner Abreise sollte ich am Wasserfall mich bei ihm einfinden. Als ich alle meine Angelegenheiten besorgt hatte und eben im Begriff war, aufzubrechen, kam ein Brief von Herrn Schoolcraft an. Er meldete mir, es sei am Wasserfall schon ein Dolmetscher vorhanden gewesen, und er bat mich daher, nicht zu kommen. Ich gab den Handelsleuten die Gegenstände, welche ich zum Behuf meiner Ansiedlung am St.-Marine-Wasserfall gekauft hatte, wieder zurück, und sie erstatteten mir, ohne irgendeine Schwierigkeit zu machen, mein Geld wieder.

Achtunddreißigstes Kapitel

So war mir nun jede Aussicht auf eine Anstellung als Dolmetscher geschwunden, und ich einigte mich daher mit Herrn Stewart, Agent der amerikanischen Pelzhandel-Company dahingehend, für ein jährliches Gehalt von 225 Dollar die Handelsleute zu den Indianern zu begleiten. Außer dieser Summe sollte ich auch Kleidungsstücke erhalten. Dieses Anerbieten schien mir passender als ein anderes,

denn ich mochte nicht in der Schmiede arbeiten.

Ich schickte meine Kinder zu Mackinack in die Schule und begab mich darauf mit Herrn Morrison, einem der angesehensten Handelsdiener der Company nach Mackinack. Von dort wurde ich in Gesellschaft mehrerer Franzosen in einem Schiff nach Fond du Lac geschickt. Ich kannte damals die Sitten und Gewohnheiten dieser Leute noch nicht und würde viel vom Hunger auszustehen gehabt haben oder wohl gar verhungert sein, wenn ich nicht imstande gewesen wäre, der Schiffsmannschaft einige Lebensmittel abzukaufen. Von Fond du Lac ging ich mit Herrn Cote zum Regen-See. Meine Unerfahrenheit in dem Geschäft, mit welchem ich jetzt zu tun hatte, zog mir vielerlei Unannehmlichkeiten zu.

Ich hatte noch einige Fallen bei mir und fing in denselben während der Reise eine große Anzahl von Moschusratten. Ich war sehr erstaunt und nicht wenig missvergnügt, als ich erfuhr, dass diese Felle nicht mir gehörten. Ich musste sie nicht nur abliefern, sondern wurde obendrein noch gezwungen, ganz allein ein schwer mit wildem Reis beladenes Kanu zu rudern. Auch hielt man mich zu anderen schweren Arbeiten an, die ich nur mit Widerwillen verrichtete.

Als wir am Regen-See angekommen waren, ging ich auf die Jagd, aber ohne sonderlichen Erfolg. Darauf schickte man mich zu den Stromschnellen, und ich fing dort, noch ehe das Eis ferneres Fischen unmöglich machte, nicht weniger als einhundertundfünfzig Störe. Als es Winter wurde, schickte mich Herr Cote mit meinem Kommiss, vier Franzosen und allerlei Waren, die höchstens 160 Dollar wert sein mochten, zu den Indianern, mit welchen wir Handel

treiben sollten.

An Lebensmitteln besaßen wir nur achtzehn Quart Reis für den Mann, und unsere Verhaltensbefehle lauteten dahin, nicht eher zurückzukommen, bis wir unsere sämtlichen Waren gegen Pelzwerk umgetauscht hätten.

Da ich wusste, dass wir sehr weit würden gehen müssen, ehe wir Indianer treffen konnten, so bat ich Herrn Cote um Erlaubnis, so lange bleiben zu dürfen, bis ich Schneeschuhe, einen Schlitten und Geschirr für zwei sehr kräftige Hunde, welche mir gehörten, angefertigt haben würde. Allein er wollte von längerem Harren und Warten nicht reden hören.

Am vierten Tag fiel tiefer Schnee. Unser wilder Reis war schon aufgezehrt. Der Kommiss und drei Franzosen kehrten zum Fort zurück, und bei mir blieb nur ein Franzose, namens Veiage. Dieser war ein herrlicher Mensch, kühn und ausdauernd. Wir arbeiteten uns, so gut wir konnten, mit unseren schweren Warenballen aus dem Schnee hervor.

Einige Tage später, als wir wegen mangelnder Lebensmittel sehr niedergeschlagen waren, kamen wir zu einigen Indianerhütten. Allein in ihnen herrschte gleichfalls Mangel. Ich ließ Veiage bei den Indianern, nahm einige Waren zum Tausch mit und ging zu einem anderen etwas entfernt liegenden Lagerplatz. Dort aber waren die Indianer gar dem Hungertod nahe. Ich kehrte also wieder um, fand jedoch die Hütten nicht mehr an der Stelle, wo ich meinen Gefährten zurückgelassen hatte. Niemand war zu hören oder zu sehen. Meine Kräfte schwanden, ich setzte mich nieder und erwartete den Tod, denn die Nacht war sehr kalt. In diesem Zustand fand mich ein Indianer, der in jene Gegend kam,

um nachzusehen, ob etwas in seinen Fallen wäre. Er machte Feuer und brachte mich in seine Hütte. Er hatte einen Biber gefangen, und dieser musste unter zwanzig Menschen verteilt werden, die seit zwei Tagen auch nicht einen Bissen genossen hatten. Alle befanden sich in der kläglichsten Lage.

Als ich bald darauf, so gut ich es eben vermochte, meinen Weg fortsetzte, traf ich auf die Hütte meines Freundes Otupun-ne-be, desselben, welcher in der Angelegenheit mit Waw-be-be-nais-sa meine Partei genommen hatte. Seine Frau stieß einen Schrei des Entsetzens aus, als sie mich in so großem Elend erblickte, denn Hunger und Mühseligkeiten hatten mich ganz entstellt. Damals kamen acht Franzosen, die gleichfalls halbtot vor Hunger waren, und schlossen sich uns an. Herr Cote hatte sie mir geschickt, denn dieser Mann lebte in der festen Meinung, ich hätte die Bisons längst ausfindig gemacht und besäße Lebensmittel in Hülle und Fülle. Einer von meinen Hunden starb, und wir verzehrten ihn.

Wir verfolgten einen von den Indianern gebahnten Pfad. Seit derselbe jedoch zuletzt betreten war, hatte sich tiefer Schnee auf denselben gelagert. Unter dem Schnee fanden wir mehrere tote Hunde und verschiedene von den Indianern zurückgelassene Gegenstände, zum Beispiel Knochen, alte Mokassins und Lederstücke. Wir aßen alles, um nur nicht vor Hunger zu sterben. Mein letzter Hund wurde geschlachtet und verzehrt. Wir hatten noch einen weiten Weg zurückzulegen, ehe wir hoffen durften, Bisons zu finden. Unsere Kräfte schwanden von Tag zu Tage mehr. Wir hielten also Beratung und beschlossen, einen von den, der Pelzhandel-Company gehörenden Hunde zu schlachten. Auf

diese Weise gelang es uns, bis in die Gegend zu kommen, wo sich die Bisons aufhielten. Nun hatten alle Entbehrungen ein Ende.

Als ich viele Bisons geschossen hatte und Überfluss in unserem Lager herrschte, fingen die Franzosen an, faul und unverschämt zu werden. Sie wollten weder das Fleisch herbeischleppen, noch irgendeine Last tragen, überhaupt mir in keiner Weise behilflich sein. Als wir im Begriff waren, zum Kontor zurückzugehen, wollten alle, Veiage allein ausgenommen, sich mit nichts weiter belasten, als ihren eigenen Lebensmitteln und Decken. Veiage und ich teilten also das Pelzwerk unter uns beide auf. Es wog in allem etwa sechshundert Pfund. Wir hatten lange Zeit nötig, um eine so schwere Bürde bis zum Kontor zu schleppen.

Als ich dort angekommen war, legte ich Rechnung ab. Alle Waren, welche man mir anvertraut hatte, waren durch mich in Pelzwerk umgetauscht, ein wenig Pulver und einige Kugeln, die ich zur Jagd benutzt hatte, ausgenommen. So viel wie diese wert waren, zog man mir an meiner Besoldung ab. Ebenso ging es mit zehn Dollar, welche man mir für den der Company gehörenden Hund anrechnet, welchen wir, dem Hungertode nahe, schlachten mussten, um mir und den neun Franzosen das Leben zu retten. Herr Cote meinte, wir hätten kein gutes Geschäft gemacht, und beschwerte sich darüber, dass ich unter meine Tauschartikel keinen Branntwein aufgenommen hatte. Ich gab ihm zur Antwort, für Branntwein würde ich allerdings eine große Menge Pelzwerk zurückgebracht haben, allein ich mochte nicht mit den Indianern handeln, wenn sie berauscht wären. Auch möchte ich mir niemals den Vorwurf aufbürden, geistige Getränke bei ihnen eingeführt zu haben. Er wollte

mich nichtsdestoweniger wieder auf den Handel ausschicken und drang darauf, ich sollte Branntwein mitnehmen. Endlich gab ich nach, bemerkte aber, dass ich nur dies eine Mal, seinen Instruktionen gemäß, mich bemühen wollte, für möglichst wenige Waren recht viel Pelzwerk zurückzubringen.

Ich begab mich nun in die Nähe des Wäldersees und brachte für Waren, die höchstens zweihundert Dollar wert sein mochten, dank des Whiskeys, zweimal so viel Pelzwerk mit, als nach meiner ersten Handelsreise. Herr Cote war darüber sehr vergnügt. Ich sagte ihm jedoch, wenn er seine Spekulationen in derselben Weise fortzusetzen gedenke, so müsse er sich nach einem anderen Agenten umsehen, denn ich wolle mich nicht mehr zum Werkzeug so vieler Betrügereien und Ungerechtigkeiten gebrauchen lassen. Ich hatte so lange unter den Indianern gelebt, dass viele unter ihnen meine persönlichen Freunde waren. Ich kannte die beklagenswerte Unordnung, welche eine Folge übermäßigen Genusses starker Getränke sind, so gut, dass ich dem Einführen derselben unter ihnen, mehr hinderlich als förderlich zu sein mich entschlossen hatte. Ich mochte kein Gift unter ihnen verbreiten. Außerdem hatte ich noch einen besonderen Grund, mir beim Handel mit ihnen, ihren unersättlichen Hang zum Branntwein nicht zunutze zu machen. Es war freilich leicht, sie zu übervorteilen. Aber jeder Betrug musste doch ans Tageslicht kommen, und dann hätten sie es mir, den sie als einen der ihren betrachteten, mehr nachgetragen als jedem anderen.

Ich blieb fünfzehn Monate im Dienste der amerikanischen Pelzhandel-Gesellschaft. Während dieser ganzen Zeit schlief ich nur dreizehn Mal im Haus - so sehr war ich be-

schäftigt. Bei meiner Übereinkunft mit Herrn Stewart war ausgehandelt worden, dass mir erlaubt wurde, meine Kinder am Red River zu besuchen, denn ich wollte den Versuch machen, ob ich sie würde mit mir nehmen können. Man ließ mich um die Zeit dorthin gehen, in welcher die Handelsleute ihre gewöhnliche Jahresreise nach Mackinack machen. Allein ich erhielt weder die Mokassins, noch andere Gegenstände, welche Herr Cote mir versprochen hatte, und ich hatte auf meiner Reise, die ich allein in einem kleinen Kanu machte, viel auszuhalten. Es waren der Kinder, welche ich besuchen wollte, drei, zwei Mädchen und ein Knabe, seit langer Zeit schon von mir getrennt.

Herr Clark, ein Angestellter der Hudson's Bay Company, welcher damals eine Niederlassung am Red River hatte, und an den ich einen Brief mitgenommen, weigerte sich, mir in irgendeiner Art behilflich zu sein. Am Tag meiner Ankunft hatte ich meine Decke bei ihm gelassen, da ich darauf rechnete, bei ihm wenigstens ein Nachtlager zu erhalten. Als es aber dunkel wurde, und ich mich in sein Haus begeben wollte, schickte er sie mir zurück. Aus der Art und Weise, wie er das tat, sah ich wohl, dass er mich vor die Tür weisen würde, wenn ich ihm noch einmal käme. Ich sah mich daher nach einem zweckmäßigen Platz im Wald um, wo ich die Nacht zubringen konnte. Allein Herr Bruce, der Dolmetscher, von welchem ich schon gesprochen habe, nahm mich, als er meine Vorbereitungen gesehen hatte, zu sich in seine Hütte, lud mich ein, bei ihm zu bleiben, und behandelte mich außerordentlich wohlwollend und gastfrei.

Ich sah wohl, dass ich von Seiten des Herrn Clark auf keinerlei Unterstützung rechnen durfte. Ohnehin wollte dieser

bald das Land verlassen. Ich wandte mich daher an den Militärkommandanten Bulger, der sich freundlich und wohlwollend gegen mich bewies. Gleich, nachdem ich ein paar Worte mit ihm gesprochen hatte, fragte er, wo ich übernachtet hätte. Denn er wusste nicht, dass ich schon am Abend vorher angekommen war. Als er erfuhr, dass man mir ein Obdach im Kontor verweigert hatte, lud er mich ein, während der ganzen Zeit meines dortigen Aufenthaltes bei ihm zu wohnen und zu essen. Da er den Zweck kannte, der mich in jene Gegend führte, so fragte er, ob ich denn wüsste, wo sich gegenwärtig meine Kinder befänden. Ich war überzeugt, dass ich sie, ohne gewaltsam mit Gi-ah-gewa-go-mo zu verfahren, nicht in meine Gewalt bekommen würde. Er schien sehr zufrieden darüber, dass ich ihm vertrauensvoll alles mitteilte, und beauftragte sogleich Herrn Bruce, die Kinder in das Fort zu schaffen. Wirklich erschienen sie bald und stellten sich vor sein Haus, waren aber von zehn oder zwölf Indianern begleitet, welche sorgfältig darauf achteten, dass sie immer in ihrer Mitte blieben. Ich zeigte dem Captain meine Kinder, worauf er seinem Bediensteten befahl, ihnen zu essen zu geben. Sie erhielten Speise von seinem eigenen Tisch, von welchem er eben aufstand. Allein die Indianer rissen ihnen alles weg, sodass sie auch nicht einen Bissen bekamen. Mit einem Stück Brot, welches man ihnen nachher gab, ging es ebenso. Da befahl Captain Bulger, ein Magazin zu öffnen, und sagte, ich möchte aus demselben etwas für sie wählen. Ich nahm einen halben Sack Pemmikan, im Gewicht von etwa zwanzig Pfund, hieß die Indianer setzen und teilte die Speise unter ihnen auf. Sie weigerten sich, die Kinder verabfolgen zu lassen. Weder ich noch der Captain sollten sie haben. Der

Letztere ließ darauf am folgenden Tag die angesehensten unter ihnen zu sich kommen. Gi-ah-ge-wa go-mo war mit dabei. Der Häuptling der Bande war nicht abgeneigt, mir die Kinder herauszugeben, und nahm gleich, nachdem er ins Versammlungszimmer getreten war, neben dem Captain Bulger und mir Platz, wodurch er andeutete, dass er ganz anderer Meinung war, als die übrigen vier Indianer, die von einer Herausgabe nichts wissen wollten. Nun wurden Geschenke, die etwa hundert Dollar wert sein mochten, herbeigebracht und zwischen beiden Parteien auf die Erde gelegt.

Captain Bulger nahm das Wort und sprach: »Meine Kinder, ich habe eine mit Tabak gefüllte Pfeife hierher stellen lassen, nicht um Euch anzudeuten, dass ich Euch, zum Besten dieses Mannes hier, das Recht abkaufen will, zu nehmen, was ihm gehört, sondern um Euch zu zeigen, dass ich darauf rechne, Ihr werdet meine Worte aufmerksam anhören. Dieser Mann ist hierhergekommen und spricht mit Euch nicht nur in seinem eigenen Namen, sondern auch im Namen Eures großen Vaters, der jenseits der Gewässer wohnt, und des großen Geistes, in dessen Hand wir alle sind. Dieses großen Geistes, welcher ihm jene Kinder geschenkt hat. Ihr müsst daher, ohne ihm weitere Hindernisse in den Weg zu legen, die Kinder herausgeben und diese Geschenke als Erinnerung des guten Einverständnisses annehmen, welches zwischen uns besteht.«

Die Indianer beratschlagten miteinander. Als sie ihre Antwort vorbringen wollten, bemerkten sie, dass eine zahlreiche Schar Bewaffneter vor dem Haus in Parade aufgezogen war. Sie sahen sich von allen Seiten umzingelt, nahmen die Geschenke und versprachen die Kinder herauszugeben.

Die Mutter der Kinder war alt geworden. Sie sprach den Wunsch aus, dieselben begleiten zu dürfen. Ich gab dazu meine Einwilligung. Mein Sohn, welcher schon ein ziemliches Alter erreicht hatte, wollte gern bei den Indianern bleiben. Da die Zeit, ihn durch Erziehung zu einer anderen Lebensweise anzuleiten, längst vorüber war, so gab ich ihm völlig freie Hand. Während der ersten vier Tage unserer Reise begleiteten uns mehrere Indianer. Als sie uns verlassen hatten, zog ich mit meinen beiden Töchtern und ihrer Mutter allein weiter.

Neununddreißigstes Kapitel

Ich nahm diesmal den Weg nach dem Wälder-See über den Be-gwi-o-nus-ko-se-be und reiste theils zu Lande und theils zu Wasser. Wenn man den schlimmen Fluss hinauffahren will, kann man vermittelst des Störflusses und eines Tragplatzes eine beträchtliche Wegstrecke sparen. An der Mündung des Störflusses befand sich damals ein Dorf oder Lager, das aus etwa sechs oder sieben Hütten bestand. Zu der Gruppe, welche dort wohnte, gehörte ein junger Mensch, namens Ome-zhuh-gwut-oons, der einige Zeit vorher auf Befehl des Herrn Cote abgeprügelt worden war, weil er entweder wirklich in der Nähe des Kontors sich schlecht betragen hatte oder doch im Verdacht stand, sich unnützlich gemacht zu haben. Deshalb hegte er tiefen Hass. Als er von meiner Reise hörte, stieß er mit seinem kleinen Kanu zu mir.

Dieser Mensch drängte sich auf eine befremdliche Art an

mich und behauptete, ein Verwandter von mir zu sein. Nachts blieb er bei uns und brach, wenn der Tag erschien, gemeinschaftlich mit mir auf. Als wir einst am Ufer haltmachten, bemerkte ich, dass er eine Gelegenheit suchte, eine meiner Töchter im Wald allein zu treffen. Sie kehrte etwas aufgeregt zurück. Im Laufe desselben Tages hatte ihre Mutter mehrmals vertrauliche Unterredungen mit ihr. Das junge Mädchen aber blieb sehr niedergeschlagen und schrie mehrmals laut auf.

Als wir gegen Abend anhielten, um zu lagern, entfernte sich der junge Mensch. Ich war dem Anschein nach sehr eifrig mit der Bereitung unseres Nachtlagers beschäftigt, verlor ihn aber keinen Augenblick aus den Augen. Plötzlich lief ich auf ihn zu und fand ihn mitten zwischen seinen Medizinen, welche er rings um sich ausgebreitet hatte. Er wickelte gerade eine etwa fünf Zoll lange Damhirschsehne um eine Kugel.

Ich sprach zu ihm: »Mein Bruder (denn so hatte er mich zuerst genannt), wenn es dir an Pulver, Kugeln oder Feuersteinen mangelt, so will ich dir geben, so viel du willst, denn ich habe genug.«

Er gab mir zur Antwort, daran mangle es ihm nicht, und ich ging zu meinem Lagerplatz zurück.

Jener blieb einige Zeit abwesend. Endlich kam er zurück, gekleidet und geschmückt wie ein Krieger, der in den Kampf zieht. Während der ersten Hälfte der Nacht überwachte er alle meine Bewegungen mit großer Aufmerksamkeit und bestätigte den Argwohn, welchen ich bereits gegen ihn hegte, immer mehr. Er sprach indessen viel und noch dazu freundschaftlicher als jemals. Er forderte mir mein Messer ab, um, wie er sagte, ein wenig Tabak zu

schneiden. Statt mir jedoch dasselbe wieder zu geben, steckte er es ein. Ich glaubte, er würde es mir wohl am nächsten Morgen zurückstellen.

Ich legte mich zum Schlafen nieder, denn ich wollte mir nicht den Anschein geben, als hege ich Verdacht gegen ihn. Ich hatte übrigens mein Zelt noch nicht aufgeschlagen. Mein einziger Schutz gegen das Wetter bestand in einem Stück bestrichenen Segeltuches, welches ich am Red River als Geschenk erhalten hatte. Ich legte mich auf die flache Erde, so jedoch, dass ich alle Bewegungen des jungen Mannes überwachen konnte. Da er mir gegenüber am Feuer saß, so bemerkte ich, dass er kein Auge schloss und gar keine Anstalten zum Schlafengehen traf. Als sich ein Sturm erhob, schien er unruhiger und ungeduldiger zu werden als bisher. Es fielen Regentropfen, und ich lud ihn deshalb ein, zu mir unter mein Obdach zu kommen. Das nahm er auch an. Der Platzregen wurde immer stärker und löschte unser Feuer aus. Bald danach wurden uns auch die Moskitos sehr lästig. Ome-zhuh-gwut-oons machte wieder Feuer an und hielt die Moskitos, mit einem Baumzweig wedelnd, von mir ab.

Ich fühlte wohl, dass ich nicht schlafen durfte. Allein endlich wurde ich doch sehr müde. Da kam ein neues Gewitter, das noch heftiger war, als das frühere. Es zuckte Blitz auf Blitz. Ich aber saß da, ohne mich zu bewegen oder die Augen weit zu öffnen, verwandte jedoch keinen Blick von dem jungen Mann, welcher, als ein sehr starker Donnerschlag ihn ängstigte, als Sühneopfer etwas Tabak in die Flamme warf. Ein anderes Mal, als mich der Schlaf beinahe übermannt hätte, sah ich, dass er auf mich wie eine Katze blickte, welche sich anschickt, über ihre Beute herzustür-

zen. Ich schlief aber nicht.

Wie gewöhnlich frühstückte er am anderen Morgen mit uns und reiste dann ab, ehe ich noch fertig war. Meine Tochter, mit welcher er im Wald gesprochen hatte, schien mir unruhiger als sonst und weigerte sich standhaft, ins Kanu zu steigen. Ihre Mutter gab sich indessen alle Mühe, sie zu beruhigen und versuchte mir alles zu verbergen. Endlich entschloss sich das Mädchen einzusteigen, und wir fuhren ab. Der junge Mensch ruderte eine kleine Strecke weit vor uns, bis etwa um zehn Uhr, dicht am Ufer hin. Plötzlich, als er an eine Stelle gekommen war, wo das Land weit in das schnellströmende Wasser hineinragt, erblickte ich weder ihn noch sein Kanu. Der Fluss mag auf jener Stelle etwa achtzig Klafter breit sein, und etwa zehn Ruten von der erwähnten Landspitze erhebt sich eine aus nacktem Fels bestehende Insel. Ich hatte mein Kleid abgelegt und ruderte mit großer Anstrengung gegen das heftig strömende Wasser. Dabei war ich gezwungen, mich nahe am Ufer zu halten. Plötzlich hörte ich ganz in meiner Nähe einen Schuss fallen. Die Kugel pfiff, es war, als säße sie mir in der Seite. Das Ruder fiel aus meiner rechten Hand, der Arm fiel mir am Leib nieder. Aus dem Gebüsch stieg Qualm auf. Ich erkannte deutlich den Ome-zhuh-gwut-oons, welcher davonlief.

Meine Töchter schrien laut auf, und ich bemerkte nun, dass das Kanu ganz blutig war. Ich versuchte mein Fahrzeug mit der linken Hand ans Ufer zu rudern und war erschlossen, den jungen Mann zu verfolgen. Allein die Strömung war zu stark für mich, und trieb uns nach der andern Seite hin gegen das Felseneiland. Dort stieg ich an Land, zog das Kanu auf den Felsen und versuchte mein Ge-

wehr zu laden. Als ich damit fertig war, fiel ich bewusstlos zu Boden. Endlich kam ich wieder zu mir selbst. Ich befand mich ganz allein auf der Insel. Das Kanu, in welchem meine Töchter saßen, schwamm stromabwärts und war kaum noch zu sehen. Ich wurde zum zweiten Male ohnmächtig, doch endlich kehrte mir das Bewusstsein zurück.

Ich vermutete, dass der Mensch, welcher nach mir geschossen hatte, sich noch irgendwo in der Nähe versteckt hielt, und untersuchte meine Wunden. Der rechte Arm war mir sehr beschädigt, und die Kugel, welche in der Nähe der Lunge eingedrungen war, im Körper stecken geblieben. Mein Zustand schien mir hoffnungslos zu sein. Ich rief Ome-zhuh-gwut-oons beim Namen und flehte ihn an, meinem qualvollen Leben ein Ende zu machen.

»Du hast nach mir geschossen«, rief ich aus. »Die Wunde ist zwar tödlich, aber ich lebe noch. Wenn du ein Mann bist, so komm und schieß noch einmal.« Ich erhielt jedoch keine Antwort.

Ich war beinahe nackt, denn als ich verwundet wurde, hatte ich nichts auf dem Leib als Beinkleider und ein ganz zerrissenes Hemd, von welchem während der mühseligen Arbeit des Ruderns mehrere Fetzen abgerissen worden waren. Ich lag da, den Sonnenstrahlen ausgesetzt, mit grün- und schwarzköpfigen Mücken bedeckt, auf einem nackten Felsen an einem Juli- oder Augusttag, mit der Aussicht, langsam dahinzusterben. Gegen Sonnenuntergang aber kehrten mit der Hoffnung auch einige Kräfte zurück, und ich schwamm ans andere Ufer. Als ich ans Land stieg, konnte ich auf den Füßen stehen und stieß zum Zeichen der Freude und der Verachtung das Sassakwi oder Kriegsgeschrei aus. Allein der Blutverlust, welchen ich infolge der

Anstrengung beim Schwimmen erlitten hatte, verursachte mir abermals eine Ohnmacht.

Als ich wieder zu mir selbst kam, verbarg ich mich am Ufer, um meinen Feind zu beobachten. Bald danach sah ich, wie Ome-zhuh-gwut-oons aus seinem Versteck kam und sein Kanu flott machte, um den Fluss hinabzufahren. Er kam ganz in meiner Nähe vorüber, und ich fühlte einen mächtigen Drang, mich auf ihn zu stürzen, ihn zu packen und im Wasser zu erwürgen. Allein ich befürchtete, meine Kräfte mochten dazu nicht ausreichen, und ich ließ ihn vorbeifahren.

Bei mir stellte sich bald ein quälender Durst ein. Die Ufer des Flusses bestanden aus steilen Felsen. Mit meinem verwundeten Arm konnte ich mich nicht niederlegen, um zu trinken, sondern musste so tief ins Wasser gehen, dass es mir bis an den Mund reichte. Am Abend wurde es kühl, und ich bekam wieder einige Kräfte. Es floss aber viel Blut aus den Wunden und ich dachte deshalb daran, sie zu verbinden. Das Fleisch war schon bedeutend angeschwollen. Dennoch aber versuchte ich die Knochenstücke wieder einzurichten. Ich zerriss den Rest meines Hemdes in kleine Streifen, befestigte mit Hilfe der Zähne und der linken Hand diese Streifen um den rechten Arm und zog sie allmählich stärker an, bis dieser Verband fest saß. Kleine Holzstücke legte ich als Schienen an, und ließ den Arm in einem Seil ruhen, welches ich über den Hals geworfen hatte.

Als ich damit fertig war, schälte ich etwas Rinde von einem in der Nähe stehenden Baum, der wie ein Kirschbaum aussah, kaute dieselbe und legte sie, um den Blutfluss aufzuhalten, auf meine Wunde. Das Gesträuch und der Platz

zwischen diesem und dem Ufer waren mit Blut bedeckt. Als es Nacht wurde, wählte ich eine mit Moos bewachsene Stelle als Lager, und ein Baumast ward mein Kopfkissen. Ich blieb vorsätzlich in der Nähe des Flusses, um alles, was vorging, beobachten und meinen Durst, falls derselbe sich wieder so heftig einstellen sollte, stillen zu können. Ich wusste, dass ein den Handelsleuten gehörendes Kanu, dessen Ankunft am Red River bereits gemeldet war, bald vorüberkommen musste, und von ihm erwartete ich Hilfe. Indianerhütten lagen in dieser Gegend nicht. Das nächste Dorf war jenes, in welchem Ome-zhuh-gwut-oons zu mir gekommen war. Ich hatte alle Ursache anzunehmen, dass mehrere Meilen weit in der Umgegend niemand anderes sich aufhielt als mein Mörder, meine Frau und meine Töchter.

Ich lag auf der Erde ausgestreckt und bat den großen Geist, einen Blick der Barmherzigkeit auf mich zu werfen und mir in diesem großen Unglück Hilfe zu senden. Während ich betete, fingen die Moskitos, welche in unzählbarer Menge meinen Körper bedeckten und mich durch ihre Stiche furchtbar quälten, an, sich zu erheben, flogen einige Zeit rings um mich herum und verschwanden endlich. Diese Linderung aber hielt ich nicht für eine unmittelbare Einwirkung des großen Geistes, als ob dieser dadurch meine Bitte gewährt hätte. Ich wusste vielmehr recht gut, dass diese Erscheinung ihren Grund in dem Erkalten der Luft hatte. Aber ich war wie stets, wenn ich mich in Unglück und Gefahr befand, davon überzeugt, dass der Herr meines Lebens, obgleich unsichtbar, doch in meiner Nähe war und über mich wachte. Ich schlief, ohne Schmerzen zu fühlen, ganz ruhig, allein nicht ohne Unterbrechung. Jedes Mal,

wenn ich erwachte, glaubte ich im Traum ein Kanu mit weißen Männern auf dem Fluss gesehen zu haben.

Als es etwa Mitternacht sein mochte, glaubte ich in einer Entfernung von etwa zweihundert Ruten auf der anderen Seite des Flusses Frauenstimmen zu vernehmen, die mit jenen meiner Töchter Ähnlichkeit hatten. Ich war der Meinung, Ome-zhuh-gwut-oons habe ausfindig gemacht, wo sie sich aufhielten und tue ihnen Gewalt an, denn es waren wehklagende Stimmen. Ich war aber so schwach, dass ich nicht einmal aufstehen, geschweige denn ihnen zu Hilfe kommen konnte.

Am anderen Morgen, noch vor zehn Uhr, hörte ich abermals vom Fluss her, und zwar oberhalb meines Lagerplatzes, Menschenstimmen und sah ein Kanu herankommen, in welchem weiße Männer saßen, und das ganz jenem glich, welches ich während der Nacht im Traum gesehen hatte. Diese Leute stiegen unweit von mir an Land und trafen Vorbereitungen zum Frühstück. Ich erkannte Herrn Stewart, von der Hudson's Bay Company, und Herrn Grant. Da ich überzeugt war, dass mein Anblick auf sie einen peinlichen Eindruck machen würde, so wartete ich, bis sie gegessen haben würden.

Als sie sich anschickten, ihr Kanu wieder flott zu machen, watete ich ins Wasser, um ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Sobald sie mich erblickten, ließen die Franzosen ihre Ruder ruhen, und alle blickten mich ganz erstaunt an. Die Strömung führte sie weit weg von mir, und auf meine Rufe in Indianersprache schienen sie gar nicht zu achten. Da rief ich Herrn Stewart bei Namen, sprach einige Worte englisch, und bat die Reisenden, mich aufzunehmen. Sogleich waren die Ruder wieder im Wasser, und das Kanu

kam so dicht heran, dass ich einsteigen konnte.

Niemand wusste, wer ich war, nicht einmal die Herren Stewart und Grant, die mich doch recht gut kannten. Ich hatte mein Blut noch nicht ordentlich abwaschen können, und die Leiden, welche ich erduldet hatte, mochten mich auch bedeutend verändert haben. Frage folgte nun auf Frage. Bald wusste man, wer ich war und was sich mit mir ereignet hatte. Man machte mir ein Lager im Kanu und ich bat die Handelsleute, sie möchten in der Gegend, von woher das Geschrei zu mir gedrungen war, meine Kinder aufsuchen. Ich befürchtete, sie würden als Leichen gefunden werden. Aber alle Nachforschungen waren erfolglos.

Vierzigstes Kapitel

Ich nannte den beiden Handelsleuten den Namen des Menschen, welcher mich verwundet hatte, und sie hielten es für zweckmäßig, mich sogleich zum Dorf zu bringen, welchem Ome-zhuh-gwut-oons angehörte. Sie sagten, wenn es uns gelänge, seiner habhaft zu werden, so wollten sie mir zur Rache behilflich sein, und ich sollte ihn auf der Stelle töten. Sie versteckten mich daher auf dem Boden des Kanus. Als sie bei den Hütten jenes Dorfes landeten, kam ein alter Mann ans Ufer und fragte: »Was gibt es Neues in der Gegend, aus welcher Ihr kommt?«

»Alles geht gut«, antwortete Herr Stewart, »weiter wissen wir nichts.«

»So behandeln uns die Weißen immer«, nahm der Alte wieder das Wort auf. »Ich weiß recht gut, dass in der Ge-

gend da etwas vorgefallen ist. Ihr wollt nur nicht darüber reden. Ome-zhuh-gwut-oons, einer von unseren jungen Leuten, ist zwei oder drei Tage lang den Fluss hinab gerudert und hat uns gesagt, dass das Langmesser, genannt Schaw-scha-wa-ne-ba-se (der Falke), der vor einigen Tagen hier mit Frau und Töchtern durchgekommen ist, diese ermordet hat. Aber ich befürchte, dass er selbst etwas Böses getan hat. Er ist unruhig und immer auf seiner Hut, und als ihr ankamt, hat er die Flucht ergriffen.«

Nichtsdestoweniger suchten die Herren Grant und Stewart nach dem Mörder in allen Hütten. Als sie sich endlich überzeugt hatten, dass er wirklich davongelaufen war, sprachen sie zu dem Alten: »Es ist wahr, er hat in dem Land, aus welchem wir kommen, Böses verübt. Aber der Mann, welchen er töten wollte, befindet sich in unserem Kanu. Wir wissen noch nicht, ob derselbe am Leben bleiben oder sterben wird.«

Nun zeigten sie mich den Indianern, welche sich am Ufer versammelt hatten.

Wir blieben dort ein wenig liegen, um auszuruhen und meine Wunden zu untersuchen. Ich fand, dass die Kugel, welche dicht unterhalb der Gegend, in welcher mein Arm verletzt wurde, in den Leib gegangen war, in den Rippen festsaß, und bat Herrn Grant, er möge sie herausnehmen. Allein er als auch Herr Stewart mochten nicht den Versuch wagen, und ich musste mit meiner linken Hand die Operation selbst machen. Eine Lanzette, welche Herr Grant mir gab, brach sogleich ab, ebenso ging es mit einem Federmesser, denn das Fleisch in jenem Körperteil war sehr hart und fest. Endlich gab man mir ein Rasiermesser mit weißer Schale, und so schnitt ich denn die Kugel heraus. Sie war

ganz abgeplattet. Die Damhirschsehne aber und die Medizin, welche Ome-zhuh-gwut-oons daran gebunden hatte, blieben in der Wunde. Da ich jetzt fand, dass die Kugel nicht eigentlich in den Leib gedrungen war, so durfte ich auf Genesung hoffen, aber auch annehmen, dass dieselbe sehr langsam vonstattengehen würde, da sich vermuten ließ, dass sich einiges Gift in der Wunde befand.

Als die Operation vorbei und die Wunde verbunden war, begaben wir uns nach Ah-kee-ko-bow-we-tig (der Fall des Kessels), einem Dorf, in welchem der Bruder des Ome-zhuh-gwut-oons Häuptling war. Derselbe hieß Waw-wish-e-ga-bo. Auch diesmal war Herr Stewart so vorsichtig, mich im Kanu zu verstecken, und schenkte gleich nach unserer Ankunft jedem einzelnen Indianer etwas Tabak. Als er aber fand, dass auch hier seine Nachforschungen vergeblich waren, zeigte er mich dem Häuptling und sagte ihm geradezu, sein Bruder habe die Absicht gehabt, mich zu ermorden. Da ließ dieser Mann den Kopf hängen und wollte auf die Fragen der Weißen keine Antwort mehr geben. Wir erfuhren indessen von mehreren anderen Indianern, dass meine Töchter mit ihrer Mutter auf ihrem Weg zum Regen-See in diesem Dorf verweilt hatten.

Als wir beim Kontor der North West Company an jenem See ankamen, fanden wir, dass sie alle von den dortigen Handelsleuten angehalten worden waren. Sie hatten sich nämlich dadurch, dass sie sich sehr unruhig und erschrocken bewiesen, höchst verdächtig gemacht, und man erinnerte sich gleich daran, diese Personen kurze Zeit vorher in meiner Gesellschaft gesehen zu haben. Sobald man mich vom Fort aus erblickte, lief die Mutter in den Wald und zog ihre beiden Töchter mit sich fort. Alle aber wurden von den

Agenten der Company wieder eingeholt und vor uns geführt.

Die Herren Stewart und Grant sagten, ich möchte nur bestimmen, wie diese Frau bestraft werden sollte, welche offenbar bei dem Mordversuch gegen mich beteiligt war. Sie erklärten, meine ehemalige Frau sei in allem Betracht ebenso strafbar wie Ome-zhuh-gwut-oons und habe den Tod oder jede andere schwere Strafe verdient, mit welcher ich sie belegen wollte. Ich verlangte indessen weiter nichts, als dass man sie unverzüglich ohne die geringsten Lebensmittel aus dem Fort jagen und ihr streng verbieten solle, sich jemals wieder in demselben blicken zu lassen. Sie war doch Mutter meiner Kinder, ich wollte sie deshalb nicht aufhängen oder durch die Arbeitsleute, welche mir den Vorschlag dazu machten, zu Tode peitschen lassen. Aber ihr Anblick war mir unerträglich geworden. So wurde sie denn ohne weitere Züchtigung fortgejagt.

Nun teilten mir meine Töchter Folgendes mit: Als ich bewusstlos auf dem Felsen niedergesunken war, hielt mich ihre Mutter für tobt. Sie gaben ihrem Befehl nach, wendeten das Kanu und entflohen so schnell es nur gehen wollte. Nachdem sie eine Strecke weit gekommen waren, lenkte die Frau das Kanu gegen eine niedrige, mit Gesträuch bewachsene Landspitze und warf meinen Rock dorthin. Nach einer langen Fahrt versteckten sie sich dann im Wald. Die Alte dachte aber, es sei besser, alles, was mir gehört hatte, bei sich aufzubewahren und kehrte wieder um. Damals, als die Mutter meine Sachen am Ufer zusammenraffte, hatten meine Kinder laut aufgeschrien. Das war also jenes Geschrei gewesen, welches ich gehört hatte.

Herr Stewart ließ mich im Kontor am Regen-See und be-

antragte Herrn Simon Macgillivray, für mich zu sorgen. Dieser war der Sohn des gleichnamigen Mannes, welcher einige Jahre früher bei der North West Company einen so wichtigen Posten bekleidete. Dieser wies mir einen kleinen Raum zu, wo meine Töchter mir die Speisen bereiteten und die Wunden verbanden. Ich war sehr schwach, mein Arm blieb geschwollen, und von Zeit zu Zeit kamen Knochensplitter heraus.

Ich mochte etwa achtundzwanzig Tage an jenem Ort gewesen sein, da kam Major Delafield, Kontorkommissar der Vereinigten Staaten, ins Kontor, hörte von meinen Abenteuern und erbot sich, mich in seinem Kanu nach Mackinack mitzunehmen. Gern hätte ich ihn begleitet, ich war aber viel zu schwach, eine solche Reise unternehmen zu können. Major Delafield sah selbst ein, dass es nicht anging. Er schenkte mir aber viele gute Lebensmittel, zwei Pfund Tee, Zucker, ein Zelt, Kleider und noch manch andere Sachen.

Zwei Tage nach seiner Abreise zog ich die Damhirschsehne, welche mein Mörder um die Kugel gewickelt hatte, aus meinem Arm. Sie war von grüner Farbe, sehr breit und etwa fünf Zoll lang. Bald nach des Majors Abreise zeigte es sich deutlich, dass Herr Macgillivray mir nicht wohl wollte. Nur aus Furcht vor dem Major hatte er früher mich mit einiger Aufmerksamkeit behandelt. Er beschimpfte und beleidigte mich, und endlich wurde ich gar aus dem Kontor gejagt. Aber die Franzosen benahmen sich mitleidiger gegen mich. Sie kamen, als es dunkel geworden war, heimlich heraus und schlugen mir, ohne dass Macgillivray etwas davon ahnte, ein Zelt auf. Durch des Majors Delafield Güte war ich mit den notwendigsten Bedürfnissen versehen, und

meine Töchter blieben bei mir, obwohl Herr Macgillivray oftmals sagte, er wolle sie fortreisen lassen. Seine Verfolgungen gegen mich nahmen an Heftigkeit durchaus nicht ab, obwohl ich das Fort verlassen hatte. Er nahm mir meine Töchter weg und ließ sie im Quartier der Männer schlafen. Sie liefen ihm aber davon und flüchteten in das Zelt seines Schwiegervaters, der ein alter Franzose war, dessen Töchter mit den meinen auf einem sehr freundschaftlichem Fuß lebten.

Seit meiner Ankunft waren nun dreiundvierzig Tage verflossen, und ich befand mich in einer sehr kläglichen Lage. Seit einiger Zeit schon war ich auch der Unterstützung meiner Töchter beraubt. Da trat eines Abends ganz unerwartet Herr Bruce, mein alter Freund, in mein Zelt. Er gehörte zum Gefolge des Majors Long, der vom Winnipegsee zurückkam. Er glaubte, dieser Offizier werde mir gern dazu behilflich sein, meine Töchter aus Herrn Macgillivrays Händen zu befreien, und sie vielleicht wohl auch mit nach Mackinack nehmen.

Obwohl ich kaum imstande war zu gehen, so schleppte ich mich doch spät in der Nacht dreimal bis zum Lagerplatz des Major Long. Aber immer erhielt ich zur Antwort, seine Kanus wären besetzt und er könne nichts für mich tun. Als er aber zuletzt etwas Näheres über mich hörte, schien er mehr Interesse an mir zu nehmen. Da er die Papiere gelesen hatte, welche Gouverneur Clark und andere Personen mir gegeben hatten, sagte er, es sei sehr töricht von mir, dass ich sie nicht gleich vorgezeigt habe. Er hätte mich, sagte er, für einen jener Weißen gehalten, die aus Faulheit oder Hang zu Ausschweifungen sich unter den Indianern umhertreiben. Da er aber jetzt wisse, wer ich sei, so

wolle er sehen, was sich für mich tun lasse. Nun ging er selbst, von mehreren Männern begleitet, ins Kontor, um meine Töchter zu suchen. Es war eigentlich seine Absicht gewesen, schon am anderen Morgen weiterzureisen. Da er aber beinahe die ganze Nacht sich mit meinen Angelegenheiten beschäftigt hatte, so beschloss er, einen Tag länger zu verweilen und noch größere Anstrengungen zu machen, um meiner Kinder habhaft zu werden.

Das einzige Resultat seiner Nachforschungen war die Überzeugung, dass die Mädchen durch die Ränke des Herrn Macgillivray und der Familie seines Schwiegervaters in die Hände des Kaw-been-tusch-kwaw-naw, der zu den Häuptlingen im Dorf Me-nau-zhe-tau-nung gehörte, geliefert worden waren. Ich musste also darauf verzichten, sie in diesem Jahr noch fortführen zu können. In der kläglichen Lage, in welcher ich mich befand, blieb mir nur der einzige Ausweg, den bevorstehenden Winter unter Leuten meiner Farbe und bei meinen jüngeren Kindern in Mackinack zuzubringen.

Ich wusste, dass auch Herr Macgillivray, wie beinahe alle übrigen Handelsleute der North West Company, gegen mich aufgebracht war, weil ich vor Zeiten mit dazu beigetragen hatte, dass Lord Selkirk ihr Kontor am Red River eingenommen hatte. Auch war es mir wohl bekannt, dass ich meiner persönlichen Stellung wegen, welche ich den Indianern gegenüber einnahm, schwerlich Erlaubnis bekommen würde, in einem der nahe gelegenen Kontore einer oder der anderen Company mich aufzuhalten. Ich war von einem Indianer auf die hinterlistigste Weise gefährlich verwundet worden, und nach der Landessitte war ich genötigt, mich an dem ersten Besten, welcher von der Horde, zu

welcher der Mörder gehörte, mir in den Weg kam, Rache zu nehmen. Und man glaubte, dass ich es auch tun würde. Und hatten nun die Indianer erfahren, dass ich mich in irgendeinem Kontor aufhielt, so würden nur sehr wenige dorthin gekommen sein.

Das alles überlegte ich mir und nahm daher gern das wohlgemeinte Anerbieten des Major Long an. Er wollte mich in die Staaten zurückbringen und räumte mir Platz in seinen Kanus ein. Nach Ablauf einiger Stunden sah ich selbst jedoch ein, und der Major konnte es sich gleichfalls nicht verhehlen, dass ich eine solche Reise ohne die größte Gefahr nicht unternehmen konnte. Er vertraute mich daher der Obhut mehrerer Männer an, die sich im Gefolge der Handelsleute befanden. Ich wurde ins Fort zurückgebracht.

Ich wusste wohl, dass die Pforten aller Kontore der North West Company mir verschlossen sein würden. Ich wandte mich daher an die amerikanische Pelzhandelsgesellschaft, in deren Diensten ich vor einiger Zeit gestanden hatte. Der junge Herr Davenport, einer ihrer Beamten, räumte mir sogleich ein Gemach ein. Da jedoch die Lebensmittel auf jener Seite des Flusses ziemlich selten waren, so unterstützte mich der Doktor Mac Laughlin von der North West Company, der an Herrn Macgillivrays Stelle gekommen war. Er schickte täglich genug zu essen, für Herrn Davenport, für dessen Frau und mich.

Einige Zeit nach meiner Ankunft bei Herrn Davenport wurde dieser durch Herrn Cote abgelöst. Der trat in mein Zimmer und sagte, als er mich in demselben liegen sah, weiter nichts als: »Also, Sie haben allein auf Ihre eigene Hand Krieg geführt?«

Abends ließ er mir zu essen geben, und am anderen Mor-

gen früh mich vor die Tür werfen. Ja er verbot mir sogar, den Boden der Vereinigten Staaten zu betreten!

Alle meine Bitten, mit denen sich die des Doktors Mac Laughlin vereinigten, waren nicht imstande, ihn von seinem Entschluss abzubringen.

In dieser Not erlaubte mir der Doktor, auf das englische Gebiet zu kommen. Er gab mir zu essen und sorgte auch anderweitig für mich. Und doch wusste er, dass diese Großmut ihm bei seinem Winterhandel schaden würde. Am Anfang dieser Jahreszeit waren meine Wunden soweit geheilt, dass ich schon wieder auf die Jagd gehen konnte. Mein Gewehr hielt ich in der linken Hand. Aber als ich in den ersten Tagen des neuen Jahres einmal abends ausgegangen war, um Wasser zu holen, glitt ich aus, fiel auf das Eis und brach mir nicht nur an derselben Stelle von Neuem den Arm, sondern auch noch das Schlüsselbein. Und nun musste ich mich noch einmal einer lang andauernden Heilung unterwerfen.

Im Frühling konnte ich wieder auf die Jagd gehen, erlegte viele Kaninchen und einige andere Tiere, deren Felle der Doktor mir auf das Freigebigste bar bezahlte. Als der Zeitpunkt gekommen war, in welchem die Handelsleute ihre Winterquartiere verlassen, sagte er mir, die North West Company hätte keine nach Mackinack bestimmten Fahrzeuge. Er werde jedoch Herrn Cote schon zu zwingen wissen, mich dorthin schaffen zu lassen. Das tat er auch, und Cote versprach, mich in seinem eigenen Kanu bis Fond du Lac zu befördern.

Auf der Strecke von Fond du Lac bis zum St.-Marien-Wasserfall stand ich unter der Aufsicht des Herrn Morrison. Dessen Ruderknechte behandelten mich indessen so

barsch, dass ich 25 Meilen oberhalb des Wasserfalles darauf bestand, ans Ufer gesetzt zu werden. Dort wollte mich Herr Schoolcroft als Dolmetscher haben, ich konnte aber diesen Vorschlag nicht annehmen. Ich hatte gehört, dass die wenigen Sachen, welche ich in Mackinack gelassen hatte, verkauft worden waren, um von denselben das Kostgeld für meine Kinder zu bestreiten. Die Lage, in welcher sich diese befanden, machte meine Gegenwart erforderlich. Ich ging also dorthin, und Oberst Boyd nahm mich als seinen Dolmetscher an. Das blieb ich bis zum Jahr 1828, wo ich, missvergnügt über die Behandlung, welche man mir angedeihen ließ, nach New York ging, um dafür Sorge zu tragen, dass meine Denkwürdigkeiten veröffentlicht würden. Nach meiner Rückkehr in den Norden nahm mich Herr Schoolcroft, der noch immer Indianer-Agent am St.-Marien-Wasserfall ist, als Dolmetscher an, und seit jener Zeit wohne ich dort mit meiner Familie.

Drei von meinen Kindern befinden sich noch unter den Indianern. Die beiden Mädchen, von denen ich früher gesprochen habe, kämen gern zu mir, wenn sie nur entfliehen könnten. Mein Sohn, der etwas älter ist, hängt sehr am Jägerleben. Ich hoffe, dass ich noch einmal einen Versuch werde machen können, um meine Töchter wiederzuholen.

Anhang

I. Über die Feste der Indianer

Wer bei den Indianern viele Festlichkeiten gibt oder um in der Sprache ihrer Gesänge zu reden, das Volk fortwährend in Bewegung hält, gilt für einen großen Mann. Besonders in den Zeiten, wo dass diese Feste die Hauptvergnügungen der Indianer in Zeiten der Ruhe und des Friedens waren, ehe die Weißen den Gebrauch berauschender Getränke eingeführt hatten. Es gibt mehrere Arten von Festen.

1. Das *Metai-we-koon-de-win*, oder das Medizinfest, dessen Begehung einen Teil ihrer großen religiösen Feierlichkeit, des *Metai*, bildet. Es steht unter der Leitung mehrerer bejahrten Männer, welche Häuptlinge des *Metai* genannt werden. Man lässt nur Eingeweihte zu. Die Gäste werden von einem *Me-zhin-no-way* oder Agenten des Häuptlings eingeladen, der jedem einen kleinen Stab aushändigt. Im Süden bedient man sich kleiner Rohrstöcke, im Norden nimmt man auch wohl Federn, welche zu diesem Zweck gefärbt und aufbewahrt werden. Mündlich bestimmt der Bote nichts. Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier die vielen Vorbereitungen zu dieser Feierlichkeit sowie die Einzelheiten desselben aufführen wollten. Wie dieselbe bei den Menominee begangen wird, hat der Verfasser dieser Bemerkungen der historischen Gesellschaft zu New York 1827 mitgeteilt.

Bei diesem Fest werden immer Hunde geopfert, denn diese Tiere gelten, da sie die intelligentesten und dem Menschen am nützlichsten sind den Indianern für dasjenige Opfer, welches ihren Gottheiten am angenehmsten ist. Sie

glauben, dass die Nahrung, welche sie bei diesen und einigen anderen Festen genießen, in unsichtbarer Gestalt bis zum großen Geist aufsteige.

Außer den Gesängen, welche bei diesen Festen vorkommen, werden zahlreiche Ermahnungen der bejahrten Männer angehört. Unter einer Menge von unverständlichen Anspielungen und lächerlichen Wendungen enthalten diese Reden einige moralische Vorschriften und außerdem noch Traditionen über Na-na-busy und andere Personen ihrer Mythologie. Diejenigen Zuhörer, welche nicht betrunken sind, scheinen außerordentlich aufmerksam zu sein. Jedes Mal, wenn der Redner mit gedämpfter Stimme den Namen des großen Geistes ausspricht, fallen die Zuhörer ein und rufen Kwa-ho-ho-ho-ho-ho. Die erste Silbe wird dumpf und langsam ausgesprochen, die übrigen immer tiefer, bis der Ton aufhört zu vibrieren. Sie sagen, der Redner berühre den großen Geist, wenn er dessen Namen ausspricht. Die Wirkung, welche auf das Auditorium hervorgebracht wird, lässt sich mit dem Ton einer ausgespannten Saite vergleichen, der immer schwächer wird. Diese eigentümliche Interjektion ist auch bei den Ottawa gebräuchlich, wenn sie mit ihren Medizinhäuten diejenigen schlagen, welche sich einweihen lassen wollen.

Man hat bis auf den heutigen Tag viel darüber gestritten, ob es bei den Indianern ein Priestertum gibt oder nicht. Schon aus einer flüchtigen Prüfung geht hervor, dass die sogenannten Mediziner eine Rotte verschmitzter Betrüger sind, welche zum größten Teil auf Kosten der Leichtgläubigkeit anderer leben und denselben Medizin oder Zauber verkaufen, damit sie Glück auf der Jagd haben oder eine Frau verführen können oder irgendeinen anderen

Zweck erreichen. Wenn einer so glücklich gewesen ist, Ansehen und Einfluss bei den leichtgläubigen und abergläubigen Indianern zu erlangen, dann gilt er für einen Propheten, der mit dem unsichtbaren Wesen in Verbindung steht.

2. Wain-je-tah-we-koon-de-win, das Fest, welches dazu bestimmt ist, um Träume zuwege zu bringen.

Die Feste dieser Art können überall und zu jeder Zeit veranstaltet werden, und es sind keine besonderen Bestimmungen vorhanden, deren gemäß der Festgeber seine Gäste bewirten müsste. Das Wort Wain-je-tah bedeutet gemeinsam oder wahr. Sie bedienen sich desselben oft, wenn sie Pflanzen oder Tiere bezeichnen. So bedeutet zum Beispiel Wain-je-tah-omuk-kuk-ke eine wirkliche Kröte, und nicht etwa eine Eidechse.

3. Ween-dah-was-so-win, das Fest der Namenbeilegung. Diese Feste finden statt, wenn die Kinder einen Namen erhalten. Bei demselben müssen die Gäste alles essen, was der Festgeber ihnen vorsetzt, wie viel es auch sein mag. Der Grund, welchen sie für den Gebrauch angeben, nichts von dem, was bei dieser Gelegenheit aufgetragen wird, liegen zu lassen, ist sonderbar. Wie sie sagen, ahmen sie dem Falken und anderen Raubtieren nach, welche nie zweimal an die von ihnen getötete Beute gehen.

4. Menis-se-no-we-koon-de-win , das Kriegsfest. Diese Feste werden veranstaltet, ehe sie in den Krieg gehen, und während des Zuges nach dem feindlichen Land. Es können zwei, vier, acht, zwölf Männer zusammenberufen werden, nie aber eine ungleiche Zahl. Das zum Festmahl bestimmte Tier, ein Bär, ein Hirsch, ein Moose oder was es sonst sein mag, wird ganz gekocht, und es muss rein aufgegessen werden. Übrig bleiben darf gar nichts. Insgemein wird ne-

ben das Essen eine tiefe, mit Bärenfett gefüllte Schüssel gestellt. Das Fett wird statt des Wassers getrunken. Einer, der seinen Anteil nicht ganz aufisst, wird von den Übrigen, welche einem größeren Magen haben, verhöhnt und muss in der Regel die Erlaubnis, nicht mehr essen zu dürfen, mit Tabakspenden erkaufen. Wenn jedoch in diesem Fall keiner sich findet, der für ihn essen will, so ruft man den ersten Besten herbei. Hat das Fest nach Beginn des Festmahls stattgefunden, so wird genau darauf geachtet, dass auch nicht ein einziger Knochen des verzehrten Tieres zerbrochen wird. Alle Knochen werden gereinigt zusammengebunden und an einen Baum gehängt. Als Grund für diesen Brauch geben sie an, sie wollten durch denselben dem großen Geist zu wissen tun, dass ihnen viel daran liege, in ihr Heimatland und ihre Hütten mit gesunden Knochen wieder zurückzukehren.

5. Giteche-we-koon-de-win oder das große Fest. Es ist dieses ein Fest großer Art, welches nur wenige, und immer die ausgezeichnetsten einer Horde feiern dürfen. Das Tier wird so viel wie immer möglich in einem Stück gekocht. Zuweilen heißt dieses Fest auch Mez-ziz-a-kwa-win.

6. Waw-bun-no-we-koon-de-win, das Fest des Wawbeno. Dieses Fest, so wie alle übrigen Mummereien des Wawbeno, wird als eine abgeschmackte und gefährliche Ketzerei betrachtet und von den bedeutendsten Indianern nicht mehr gefeiert. Es geht dabei sehr geräuschvoll und unordentlich her. Es wurde bei Nacht und unter Fackelschein begangen.

7. Je-bi-naw-ka-win, das Totenfest. Das Festmahl findet auf den Gräbern der verstorbenen Lieben statt. Man zündet ein Feuer an, und jeder Gast schneidet, ehe er anfängt zu

essen, ein kleines Stück Fleisch ab, und wirft dasselbe in die Flamme. Der Dampf und Geruch desselben ziehen, wie die Indianer sagen, den Jebi an, der herbeikommt, um mit ihnen zu essen.

8. Che-dah-koo-che-ga-win. Jeder gute Jäger breitet einmal im Frühjahr und einmal im Herbst einen ganzen Tag lang seinen Medizinbeutel im hinteren Teil seiner Hütte aus und bewirtet seine Nachbarn zu Ehren der Medizin. Dieses Fest wird als ein ebenso wichtiges und feierliches betrachtet wie das Metai.

9. O-skin-ne-ge-tah-ga-win. Man könnte das Fest des jungen Jägers jenes der ersten Früchte nennen. Es wird gefeiert, wenn ein junger Bursche, der zu jagen anfängt, zum ersten Mal ein Tier irgendeiner Art, vom kleinsten Vogel oder Fisch bis zum Moosetier oder Bison, erlegt. Die Indianer beobachten diesen Brauch sehr sorgfältig. Man findet dasselbe häufig in Tanners Denkwürdigkeiten erwähnt. Daher ist eine nähere Beschreibung überflüssig.

II. Vom Fasten und Träumen

Strenges und langanhaltendes Fasten ist den unverheirateten Indianern beiderlei Geschlechts schon von sehr früher Kindheit an vorgeschrieben. Der Vater reicht zum Beispiel seinem Kind einmal morgens mit der einen Hand das Frühstück, mit der anderen eine Holzkohle dar. Nimmt das Kind die Letztere, so freut sich der Vater, lobt es und bezeugt ihm auch auf andere Art seine Zufriedenheit. Wer lange fasten kann, wird deshalb sehr beneidet, und auch aus diesem Grund werden die Kinder daran gewöhnt, möglichst lange Zeit sich aller Nahrung zu enthalten. So

lernen die Kinder durch Übung drei, fünf, sieben, ja, wie behauptet wird, zehn Tage lang fasten. In dieser ganzen Zeit genießen sie nichts als ein wenig Wasser, und auch dieses nur in langen Zwischenräumen. Während sie fasten, geben sie ganz besonders auf ihre Träume acht, und je nach Beschaffenheit derselben bilden sich die Verwandten, denen diese Träume erzählt werden, eine Meinung über das, was dem Kind in Zukunft bevorsteht.

Ein Traum von dem, was in der Luft vorgeht, von Vögeln, Wolken, Himmel, gilt für sehr günstig. Wenn das Kind anfängt, von dergleichen zu erzählen, dann wird es von den Verwandten unterbrochen, die ihm zurufen: *Es ist schon gut, rede nicht mehr davon.* Die Kinder bewahren von den Träumen Eindrücke, welche ihr Leben lang Einfluss auf ihren Charakter haben.

Einem alten, sehr ausgezeichneten Krieger, welcher sich vor einigen Jahren am Red River aufhielt, hatte, während er einmal in seiner Kindheit fastete, geträumt, es sei eine Fledermaus auf ihn zugeflogen, und deshalb dieses Tier zu seiner Medizin erkoren. Auf die kostspieligen Kriegs- oder Jagdmedizinen, welche bei den übrigen Indianern in so großem Ansehen stehen, gab er gar nichts. Solange er lebte, trug er eine Fledermaushaut vorn an seiner Kopfbedeckung. Auf seine vielen Kriegszüge ging er mit der größten Zuversicht und Ruhe, denn er war fest überzeugt, dass die Sioux, welche eine Fledermaus in ihrem Flug nicht schießen können, auch ihn nicht treffen würden. Er zeichnete sich bei jeder Gelegenheit aus und erlegte eine große Menge seiner Feinde, ohne jemals von einer Kugel auch nur gestreift worden zu sein. Dass er dieses seltene Glück auf Rechnung der Fledermaushaut schrieb, versteht sich von

selbst.

Tanner erzählt, dass seine Adoptivmutter, Net-no-kwa, als sie etwa zwölf Jahre alt war, einmal zehn Tage hintereinander fastete. Als sie während dieser Zeit einen Traum hatte, stieg ein Mann vom Himmel herab, setzte sich vor ihr hin, sprach vielerlei mit ihr, reichte ihr zwei Stäbe und sprach: »Diese gebe ich dir, damit du auf dieselben dich stützt. Auch gestatte ich dir, dass dein Haar einst weiß werde wie der Schnee.« Ihr ganzes Leben lang war diese vortreffliche Frau fest überzeugt, dass sie ein hohes Alter erreichen würde. Oft, wenn sie sich in der größten Not und Bedrängnis befand und Gefahren aller Art sie umgaben, ermahnte sie die ihren, den Mut nicht sinken zu lassen, und erinnerte sie daran, dass ihr versprochen worden sei, sie werde im hohen Alter auf Krücken gehen und Haar bekommen so weiß wie Schnee.

Der Glaube, dass dem Menschen im Traum Mitteilungen gemacht werden, beschränkt sich übrigens weder auf unsere Zeit noch auf die Indianer. Der Mensch, und namentlich der weniger Gebildete, neigt sich sehr zu demselben. Die meisten Indianer vom Stamm der Algonkin und vielleicht die ganze Nation glauben nicht nur, dass ihre Gebete in Zeiten der Not vernommen und erhört werden, sondern auch, dass manche unter ihnen im Traum von Dingen unterrichtet werden, die erst in sehr ferner Zeit oder gar erst nach ihrem Tod sich ereignen. Es ist wahrscheinlich, dass ihr traditioneller Glaube von dem, was zukünftig sich ereignen soll und unter welchen Umständen es geschehen wird, einen so starken Eindruck auf das Gemüt der Kinder macht, dass sie oft schon von früher Jugend an bis ins hohe Alter sehr häufig von Träumen heimgesucht werden. So

findet man Leute unter ihnen, welche während der gefährlichsten Krankheiten und in einem so durchaus hoffnungslosen Zustand, dass man sie als eine Beute des Todes betrachten muss, dennoch im Fieberwahn träumten, dass das, was in früher Jugend ihre aufgeregte Einbildungskraft ihnen vorgespiegelt hatte, erfüllt worden sei. So erzählen sie mit der größten Zuversicht, dass diese oder jene Personen gestorben und auf dem Pfad der Toten gewandelt seien, bis zu einem großen Erdbeerbaum, welcher dicht neben demselben gewesen ist. Einige haben den Fluss gesehen, andere denselben sogar überschritten und sind in die Dörfer der Toten gelangt.

Träume dieser Art scheinen sehr häufig zu sein. Nicht selten erzählen sie aber auch von Quälereien und Enttäuschungen. Manche kamen im Geist bei dem Erdbeerbaum an, und der Jebi-nug erfrischte sie während der Reise. Aber als sie die Frucht mit Händen greifen wollten, war es nur ein Stein. Diese Sage findet man bei den Stämmen in der Nähe des Oberen Sees, in deren Gebiet man im Sand häufig rote Steinchen findet, welche mit den Erdbeeren einige Ähnlichkeiten haben. Manche sind jedoch weiter gekommen und haben großen Schrecken empfunden, als sie das Me-tig-usch-e-po-kit oder das schwankende Kanu erblickten, auf welchem sie übersetzen mussten, und fürchteten sich sehr vor dem Hund, der sich dort aufhält. Dann ließen es ihre Bekannten an Stichelreden, Spott und Hohn nicht fehlen. Man lachte ihnen geradezu ins Gesicht und nannte sie Jebis. Man gab ihnen Asche und Wasser statt der Munda-urin-ah-bo oder der Kornsuppe, Baumrinde statt gedörrten Fleisches und große Puk-kwis oder O-zhusch-kwa-to-wuks oder ungenießbare Staubschwämme.

Einige Männer erblickten in jenem Land nur junge Frauen, welche sich darum zankten, wer ihr Mann sein sollte, und die Träume aller haben überhaupt immer einigen Bezug auf die Lage und Verhältnisse der Träumenden. Woher haben diese Völker ihre ersten Traditionen über das Land der Toten? Das wird wohl schwerlich jemals ausfindig gemacht werden können. Da dieselben aber einmal vorhanden sind, so kann es auch nicht auffallen, dass es in ihren Träumen eine so bedeutende Rolle spielt.

Sie glauben auch, dass die Seele, oder wie sie sich ausdrücken, der Schatten, sich bei schweren Krankheiten vom Körper absondere, und betrachten einen Menschen, dessen Zustand verzweifelt scheint, als einen schon Toten. Daher sagen sie auch von Leuten, sie seien zu einer bestimmten Zeit gestorben, während dieselben doch noch viele Jahre unter den Lebenden wandelten. Dass sie sich uneigentlich ausdrücken, begreifen sie gar nicht. Sie sagen vielmehr sehr häufig, der Mann starb zu der und der Zeit, aber er ist wiedergekommen.

Ich habe gehört, dass sie einem Genesenden den Vorwurf machten, er setze sich leichtsinnigerweise der Gefahr aus, seinen Schatten, der mit dem Körper nicht fest genug zusammenhänge, zu verlieren. Sie glauben, dass die Seele den Körper verlasse, ehe die Auflösung des Letzteren anfängt, glauben aber auch, dass sie sich erst lange nach dem Tod trenne. Dieser Glaube tritt am deutlichsten bei ihrem Fest des Sche-bah-ku-sche-ga-win hervor und ist auch bei anderen Begräbnisfeierlichkeiten zu erkennen, besonders wenn Frauen ihren Männern die letzten Ehren erweisen.

Im Frühjahr 1826 starb ein Mann aus dem Stamm der Menominee und wurde in der Nähe eines Ortes begraben, wo

ein Teil des 5. Infanterieregiments der Vereinigten Staaten seinen Lagerplatz hatte. Es war auf einer Hochfläche hinter dem Ort Prairie du Chien am Ufer des Mississippi. Die Leiche wurde zu ihrem Ruheort von einer großen Anzahl Freunden und Verwandten begleitet. Als er in die Grube hinabgesenkt werden sollte, trat die Witwe an den plump gearbeiteten Sarg heran, betrachtete ihn, stieg hinauf, sprang wieder hinab, und lief wohl eine Strecke, von der Weite einer Meile, ehe sie stehen blieb. Das ist Brauch bei den Frauen jenes Stammes, und die Witwe nimmt sich, falls sie eine zweite Heirat beabsichtigt, wohl in acht, ihre Blicke nicht nach der Seite zu wenden, wo das Grab befindlich ist, welche sie verlassen hat. Das geschieht, wie sie sagen, damit der Schapi, oder wie die Chippewa sagen, der Jebi, das heißt der Tote, sie nicht verfolgen könne. Die Menominee glauben, dass, wenn die Frau hinter sich blickt, sie sogleich tot zur Erde fallen oder in unheilbaren Wahnsinn verfallen würde. Zuweilen, aber doch nur in seltenen Fällen, wird die Witwe von einer anderen Person begleitet, welche einige kleine Zweige in der Hand trägt, ihr unmittelbar auf dem Fuße folgt und die Zweige über ihrem Kopf schwingt, als wolle sie ihr die Fliegen abwehren. Diese Handlung heißt Whai-na-how und die ganze Feierlichkeit wird Ahnenk-kun-new genannt.

Bei dem eben angeführten Fall lief die Frau sehr rasch, sah sich nicht um und nahm eine der Lage ihrer Hütte ganz entgegengesetzte Richtung. Aber ihr Wehgeschrei, das man weithin hören konnte, schien im Widerspruch mit einer Handlung zu stehen, deren Zweck doch kein anderer war, als sich auf immer von dem zu trennen, welchen sie beweinte.

Die gewöhnlichen und wohlbekannten Ehrenbezeugungen, welche die Indianer ihren Toten erweisen, scheinen übrigens zärtliche Gefühle, deren Nichtvorhandensein aus der eben besprochenen Feierlichkeit hervorzugehen scheint, nicht auszuschließen. Bei den meisten ihrer Bräuche, welche auf die Pflichten gegenüber den Toten Bezug haben, erkennt man nicht nur die Spuren solcher zarten Gefühle, sondern auch einen starken Glauben an ein zukünftiges Leben. Sie glauben, dass die von ihnen getrennten Freunde den Wert der ihnen bewiesenen Achtung erfahren und schätzen.

Während der großen Versammlung in Prairie du Chien im Jahre 1833 wurde ein Siouxhäuptling vom Stamm der Sissitong krank und starb an einem Gallenfieber. Er war ein Mann, der bei seinem Volk viel galt. Da er außerdem aus weiter Ferne hergekommen war, um einer Aufforderung der Regierung der Vereinigten Staaten Genüge zu leisten, so beschloss der Militärkommandant des dortigen Postens, ihm die dem Krieger gebührenden letzten Ehren erweisen zu lassen. Die zu seinem Stamm gehörenden Männer hatten sich in der Hütte, wo er lag, um ihn versammelt und hoben die Leiche auf die Bahre, als die Eskorte ankam. Dann sangen etwa hundert Stimmen eine Art von Requiem, welches ein mit ihrer Sprache bekannter Mann folgendermaßen übersetzte: »Bruder, betrübe dich nicht. Der Pfad, auf welchem du wandelst, ist derselbe, welchen wir einst alle werden betreten müssen, und alle Menschen werden uns auf demselben folgen.« Diesen Gesang wiederholten sie, bis sie am Begräbnisplatz angekommen waren.

Es liegt etwas Rührendes in ihrer Art, den Jebi oder die Totenerinnerung anzuordnen. Nie vergessen sie den Tribut

zu entrichten, welchen sie dem Abgeschiedenen schuldig zu sein glauben. Wenn sie essen oder trinken, so stellen sie sorgfältig etwas davon für den Jebi zur Seite, und dieser Gebrauch wird Jahre lang beobachtet, wenn nicht etwa ein Kriegszug in dieser Zeit stattfindet.

Auf dem Schlachtfeld hören die Verpachtungen gegenüber den Toten auf.

Man sagt, dass die Chippewa, die Sarkis, die Strongbow und andere Stämme in jenen unwirtlichen Gegenden, welche den Polarkreis begrenzen, häufig ihre Toten nicht begraben und oft ihre Freunde und Verwandten im Stich lassen, wenn diese zu schwach sind, die Anstrengungen ihres mühevollen Lebens ferner zu ertragen. Wenn dieses wahr ist (und man kann nicht daran zweifeln), so liegt die Ursache in der starren Notwendigkeit, welche das strenge Klima ihnen auferlegt.

III. Die Totems

Bei den zum Stamm der Algonkin gehörenden Indianern erhält jeder Mann von seinem Vater einen Totem oder Familiennamen. Nach althergebrachter Sitte hat keiner das Recht, sein Totem zu verändern. Da nun dieses unterscheidende Merkmal von einem Mann auf alle seine Kinder und die Gefangenen, welche er adoptiert, übergeht, so ist klar, dass, wie die Geschlechtsregister der Hebräer, diese Totems eine vollständige Aufzählung aller Familienabstammungen ausweisen.

Überhaupt weicht diese Einrichtung durchaus nicht von jener unserer Familiennamen ab. Allein die Pflichten der Freundschaft und Gastfreiheit werden, so wie die verbote-

nen Verwandtschaftsgrade, strenger beobachtet. Es gilt unter den Indianern für ein großes Verbrechen, eine Frau zu heiraten, welche denselben Totem hat wie der Mann, und es gibt Beispiele, dass junge Leute von ihren nächsten Verwandten umgebracht worden sind, weil sie diese Sitte nicht beachtet hatten.

Sie sagen ferner, dass alle die, welche denselben Totem haben, auch wenn sie zu verschiedenen, einander feindlichen Gruppen gehören, verpflichtet sind, sich nicht nur als Freunde zu behandeln, sondern sich so zu betrachten, als ob sie Brüder, Schwestern, kurz Glieder ein und derselben Familie wären. Über den Ursprung dieser Sitte und die strenge Verpflichtung, dieselbe zu beobachten, ist bei den Indianern keine Tradition vorhanden. Sie nehmen an, das Totem sei ihnen am Anfang durch ihren Schöpfer gegeben. Sowohl die Zeichen als auch die Beinamen sind unter ihnen sehr zahlreich, und wenn man deren Menge in Betracht zieht, so lässt sich kaum daran zweifeln, dass es eine Zeit gegeben hat, in welcher sie leichter, als nun der Fall ist, vertauscht wurden. Bis jetzt ist es noch nicht ausgemacht, ob irgendein anderes Indianervolk Nordamerikas, außer den Stämmen algonkinischer Abstammung, diese Geschlechtsunterscheidungen kennt. So viel ist ausgemacht, dass sie bei den Stämmen, welche zur großen Familie der im Norden wohnenden Chipewyan gehören, nicht vorhanden sind. Bei unserem langjährigen Verkehr mit den Dakota-Gruppen am Mississippi oder St. Pierre, zu welchen die Hoochawgena oder Winnebago und Iowa gehören, haben wir keine Spur ähnlicher Gebräuche angetroffen. Auch nicht bei den Otoes, den Kansas, den Omaha, den Pawnee und anderen Stämmen im Westen. Von den westlichen In-

dianern wollen wir es doch nicht ganz zuversichtlich behaupten, denn Renville, Dolmetscher bei den Sioux, hat nach langem Zaudern und Prüfen nur gesagt, dass er glaube, ein ähnlicher Brauch sei bei den Sioux in der Tat vorhanden.

Wir müssen hier ausdrücklich bemerken, dass die Algonkin glauben, alle anderen Indianer hätten Totems. Da sie aber jene der feindlichen Gruppen nicht kennen, so bedeutet bei ihren Korrespondenzen (wie im Text oft angeführt wird, besteht dieselbe aus bildlichen Figuren) die Auslassung des Totems einen Feind. Bei den an der Grenze wohnenden Chippewagruppen wird durch einen Mann ohne Totem immer ein Sioux angedeutet.

Einige Familien haben zum Totem den Bären, den Hecht und den Weißfisch. Das Moosetier war ursprünglich jener des Volkes der Ottawa. Da dieses Letztere im Laufe der Zeit durch Hinzutritt mehrerer Gruppen anwuchs, so kamen mit diesen auch mehrere neue Totems hinzu, welche sich jetzt mit den alten Familien vermischt haben. Das Rentier, der weißköpfige Adler, das Falkenweibchen, die Wasserschlange, der gespaltene Baum, der Kranich und die Möwe sind wohlbekannte Totems. Die wilde Katze ist ein häufig bei den Muskogee vorkommendes Totem. Net-no-kwa und Wa-me-gon-a-biew hatten den Biber, Tanner die Klapperschlange, welche der Totem Manito-o-gheezhiks und Kisch-kan-kos waren, die ihn entführt hatten.

Wir könnten noch manche andere namhaft machen. Die angeführten aber mögen hinreichen, um dem Leser einen Begriff zu geben, von welcherlei Gegenständen die Indianer ihre Namen entlehnen. Der gewöhnliche Name eines Mannes kann oftmals geändert werden, und das ist auch

der Fall, entweder wenn er in den Krieg zieht, oder wenn irgendein merkwürdiges Ereignis eintritt, aber das Totem bleibt immer derselbe. Dass sie, wie hin und wieder behauptet worden ist, ohne Ausnahme die Figur ihres Totem auf irgendeinen Teil ihres Körpers tätowiert haben sollen, ist unbegründet, ebenso, dass sie eine Haut oder irgendein anderes Kennzeichen an sich trügen, woran sie sich auf den ersten Blick erkennen könnten. Zuweilen mag das allerdings der Fall sein, gewöhnlich aber müssen sie, wenn sie miteinander zusammentreffen, sich gegenseitig nach ihrem Totem fragen.

IV. Kunde der Gestirne bei den Indianern

Von den Meinungen der Indianer über die Himmelskörper können wir wenig sagen. Eine umfassende Kunde von den Bewegungen, den Entfernungen und den Gestalten der Gestirne darf man nicht bei einem Volk suchen, dass weder Schriftsprache noch Instrumente zum Beobachten hat. Sie behaupten auch in der Tat keineswegs mehr von den Gestirnen zu verstehen, als sie wirklich wissen.

Au-do-me-ne, ein verständiger Ottawa von Waw-gun-un-kiz-ze, erzählte mir, als ich ihn fragte, was sie vom Mond und der Sonne glauben, folgende Sage.

Vor alten Zeiten hatten ein alter Chippewahäuptling und dessen Frau, welche am Ufer des Huronsees lebten, einen Sohn, und der war ein sehr hübsches Kind. Er hieß Onowut-to-kwut-to (d. h.: der, welcher die Wolken erhascht) und hatte, wie sein Vater auch, zum Totem einen Biber. Er wäre ein recht lieber Junge gewesen, denn er war von Herzen gut und gehorsam, - wenn er nur hätte fasten wollen.

Allein dazu ließ er sich niemals bewegen. Seine Eltern gaben ihm oft Holzkohle statt des Frühmahles, allein er weigerte sich, sein Gesicht anzuschwärzen, und wenn er Eier oder einen Fischkopf fand, so aß er sie, nachdem sie geröstet waren. Eines Tages nahm man ihm, was er sich statt des ihm verweigerten Frühstücks zubereitet hatte, und gab ihm stattdessen einige Kohlen. Allein dies war der letzte der zahlreichen Versuche, welche man angestellt hatte, um ihn zum Fasten zu bewegen. Er nahm die Kohlen, schwärzte sich sein Antlitz, ging hinaus und legte sich auf die Erde. Abends kam er nicht in die Hütte seiner Eltern zurück, sondern schlief draußen. Im Traum sah er, wie eine schöne Frau vom Himmel herabstieg und sich vor ihm hinstellte.

»Ono-wut-to-kwut-to«, sprach sie zu ihm, »ich bin deinetwegen herabgekommen, folge meinen Spuren.«

Der Knabe gehorchte, ohne zu zaudern, folgte ihr und sah, dass sie auf die Gipfel der Bäume stieg, und höher und immer höher durch die Luft bis jenseits des Gewölkes. Endlich ging sie durch ein kleines Loch, er folgte ihr nach und befand sich auf einer schönen, weiten Prärie. Auf dieser gingen sie einen Pfad entlang, welcher sie zu einer großen hübschen Hütte führte. Nachdem sie in dieselbe eingetreten waren, bemerkten sie auf der einen Seite Pfeifen, Schlachtkeulen, Bogen, Pfeile, Speere, kurz alles, was dem Mann gebührt und ziemt. Auf der anderen Seite aber alles, was den Frauen zukommt.

Die Hütte war die Wohnung der schönen Frau, die ihm zur Führerin gedient hatte. Auf dem Webstuhl hatte sie einen Gürtel, der aber noch nicht ganz vollendet war.

Sie sprach zu ihm: »Da kommt mein Bruder, ich will dich verbergen.«

Mit diesen Worten schob sie ihn in einen Winkel und hing den Gürtel vor ihn hin. Aber Ono-wut-to-kwut-to beobachtete von seinem Versteck aus alles, was vorging. Er sah, wie der Bruder, der sehr prachtvoll gekleidet war, eintrat und eine Pfeife von der Wand herabnahm. Nachdem er geraucht hatte, legte er seine Pfeife und den Beutel, welcher seine Pah-koo-se-guns enthielt, beiseite und sprach: »Hast du vergessen, dass der Höchste der Geister dir verboten hat, denen, welche auf Erden leben, ihre Kinder zu entführen? Du glaubst den, welchen du jetzt geholt hast, wohl versteckt zu haben. Aber ich weiß recht gut, dass er sich hier in der Hütte befindet. Willst du mich nicht erzürnen, so gib ihn unverzüglich den Seinen zurück.«

Sie aber weigerte sich dessen.

Da er nun wohl sah, dass seine Schwester den Knaben nicht wieder fortlassen wollte, so sprach er zu diesem: »Du kannst recht gut diesen Ort verlassen, denn du bist meinen Augen nicht verborgen geblieben. Geh nur fort, denn wenn du bleibst, so musst du in deiner Einsamkeit verhungern.«

Nachdem er diese Worte gesprochen hatte, nahm er einen Bogen, Pfeile und eine reich verzierte Pfeife aus rotem Stein, um demselben ein Geschenk damit zu machen. Also kam der Knabe hervor, belustigte sich mit der Pfeife und dem Bogen, welche der Mann ihm gegeben hatte, und heiratete die junge Frau, welches ihn entführt hatte.

Nun ging er auf die offene Prärie, erblickte aber in der schönen, weiten Gegend keine anderen Bewohner als seine Frau und seinen Schwager. Auf der Ebene, die von blinkenden klaren Bächen durchströmt wurde, prangten Blumen. Allein die Tiere glichen nicht jenen, welche er früher gesehen hatte. Wie auf der Erde, so folgte auch hier die Nacht

dem Tag. Als aber der erste Lichtstrahl dämmerte, traf der Schwager Vorbereitungen, um die Hütte zu verlassen. Das tat er Tag für Tag, und immer kam er erst abends wieder heim. Die Frau ging und kam zwar nicht eben so regelmäßig, war aber nicht selten während eines großen Teiles der Nacht abwesend.

Der junge Mann war begierig zu wissen, wo sich beide während ihrer Abwesenheit aufhielten, und erhielt von seinem Schwager Erlaubnis, denselben bei einem seiner täglichen Ausgänge zu begleiten. Sie schritten einen ebenen Pfad entlang, welcher über die Prärie führte, deren Ende nicht abzusehen war. Ono-wut-to-kwut-to verspürte Hunger und fragte daher seinen Begleiter, ob sie nicht Wild antreffen würden.

»Gedulde dich nur, mein Bruder«, erhielt er zur Antwort. »Diesen Weg wandle ich tagtäglich, und der Ort, wo ich mein Mahl einzunehmen pflege, ist nicht mehr weit von hier. Wenn wir dort angelangt sind, sollst du sehen, auf welche Weise ich mir Lebensmittel verschaffe.«

Sie kamen an eine Stelle, wo schöne Matten ausgebreitet waren, und man sah durch ein Loch auf die Erde. Ono-wut-to-kwut-to sah, als sein Schwager ihm zuredete, hindurch und erblickte nun unter sich große Seen und Dörfer, nicht nur der Chippewa, sondern aller Rothäute. Auf der einen Seite erblickte er einen Haufen Krieger, welche sich heimlich dem Jagdlager eines südlichen Stammes näherten, und sein Gefährte sagte ihm voraus, welchen Ausgang der Angriff nehmen werde. Auf der anderen Seite sah er Männer, welche ein Fest feierten und tanzten. Die Knaben spielten und die Frauen trieben ihre gewohnten Beschäftigungen.

Der Schwager lenkte Ono-wut-to-kwut-tos Aufmerksamkeit auf eine Gruppe von Kindern, welche vor einer Hütte spielten.

»Siehst du dieses so lebhaft und schöne Kind?«, fragte er. Und in demselben Augenblick warf er einen ganz kleinen Stein hinab, welcher das Kind traf. Da fiel es zur Erde nieder und wurde in die Hütte getragen. Es entstand große Bewegung unter dem Volk, man vernahm den Ssche-schegwun, und der Medizinmann sang und bat, dass des Kindes Leben verschont bleiben möge.

Auf diese Bitte antwortete der Gefährte: »Schickt mir den weißen Hund.«

Nun konnten sie das Geräusch, welches bei Vorbereitungen zu einem Fest gewöhnlich ist, unterscheiden. Ein weißer Hund wurde getötet und abgesengt. Alle Nachbarn versammelten sich in der Hütte.

Während dieser Vorbereitungen sprach er zu Ono-wut-to-kwut-to: »Es gibt unter euch, die ihr dort unten in der Welt seid, Leute, welche ihr für große Ärzte haltet. Sie sind es aber nur, weil ihre Ohren offen sind, weil sie meine Stimme hören, wenn ich einen getroffen habe. Und dann können sie manchmal Krankheiten heilen. Sie bewegen die Menschen, dass diese mir geben, was ich fordere. Und wenn das geschieht, so ziehe ich meine Hand von denen zurück, welche ich getroffen habe.«

Während er dieses sprach, wurde der Hund unter die Gäste verteilt.

Als sie zu essen anfangen, sprach der Arzt. »Großer Manitu, dieses senden wir dir.«

Kaum war dieses gesprochen, da sahen die beiden den Hund, völlig gebraten und zubereitet, durch die Lüfte auf

sie zukommen. Als sie sich nun gesättigt hatten, gingen sie auf einem anderen Weg zur Hütte zurück.

So lebten sie einige Zeit. Aber Ono-wut-to-kwut-to hatte weder seine Freunde noch die Lustbarkeiten in seinem väterlichen Dorf vergessen und wünschte deshalb sehr, auf die Erde zurückzukehren. Endlich gab seine Frau seinen Bitten nach. Sie sprach: »Weil du Armut, Entbehrungen und Not dort unten auf jener Welt dem ruhigen Leben und den immer dauernden Freuden auf dieser Prärie vorziehst, so gehe. Ich gestatte es dir. Da ich dich doch einmal hierher entführt habe, so will ich dich auch bis zu der Stelle zurückgeleiten, wo ich dich gefunden habe. Aber denke wohl daran, dass du mein Mann bist und dass meine Gewalt über dich immer dieselbe bleibt. Du gehst nun zu deinen Verwandten zurück, aber hüte dich, unter den Menschen eine andere Frau zu nehmen. Tust du das, so erregst du mein Missvergnügen, und wenn du dich zum zweiten Mal verheiratest, so wirst du zu mir zurückgerufen werden.«

Als Ono-wut-to-kwut-to diese Worte vernommen hatte, wachte er auf und befand sich auf der Erde, dicht neben der Hütte seines Vaters. Er sah seine alte Mutter und seine Verwandten wieder, die ihm erzählten, dass er beinahe ein ganzes Jahr lang fortgewesen sei. Einige Zeit war er sehr in sich gekehrt und in seine Erinnerungen versunken. Allmählich aber dachte er seltener an seinen Aufenthalt in der Oberwelt, und endlich zweifelte er sogar, ob alles, was er dort gesehen und gehört hatte, auch in Wirklichkeit sich ereignet habe. So vergaß er denn, was seine himmlische Frau ihm eingeschärft hatte, und nahm ein junges hübsches Mädchen seines Stammes zur Frau. Aber vier Tage später war diese junge Frau nicht mehr am Leben.

Da überfiel ihn ein großer Schrecken. Doch auch der verschwand allmählich, und er wagte eine zweite Heirat. Bald darauf ging er einmal bei Nachtzeit aus seiner Hütte, um zu sehen, was ein ungewöhnliches Geräusch bedeute. Aber damals ist er verschwunden und nie wieder gekommen. Man glaubt, dass seine Frau aus der Oberwelt herabgekommen sei, um ihn wieder zu holen, wie sie ihm es angedroht hatte, und dass er noch in den himmlischen Regionen weilt, um neben seinem Schwager die Angelegenheiten der Menschen zu überwachen.

Dieser Tradition zufolge scheint es, dass die Ottawa der Sonne und dem Mond zuweilen Opfer darbringen, und dass diese Gestirne oder vielmehr der Sonnenmann und die Mondfrau alle unsere Handlungen überwachen.

Die verschiedenen Mondphasen geben den Indianern eine Methode an die Hand, um die Zeit abzumessen. In Bezug auf die Perioden geschieht das sehr genau. Die Namen aber, welche sie denselben beilegen, sind veränderlich. Die Alten unter ihnen streiten oft über die Anzahl der Monde eines jeden Jahres und legen zuweilen jedem einzelnen verschiedene Namen bei. Bei den Ottawa und den Menomonee sind Nachstehende am meisten im Gebrauch: der Erdbeerenmonat, der Monat der Whortleberries (Heidelbeeren), jener der Ernte des wilden Reises, des Blätterfalles, des Eises, der Schneeschuhe oder der glänzenden Nacht. Der Bärenmonat (bei den Ottawa), bei den Menomonee heißt derselbe Monat der Brunstzeit des Damhirsches, bei den Chippewa jener des Geistes. Der längste Mond, gut für die Jagd. Dieser entspricht etwa unserem Januar. Wer in diesem Monat geboren wird, kann sehr lange leben. Der Säugmonat oder der Baumsprossen. Der Monat der wilden

Gans (bei den Chippewas) heißt bei den Menomonee der des Zuckers. Der Monat der Kaninchen und jener der Blätter. Die Menomonee haben außerdem noch einen Schlangenmonat, welcher in den Frühling fällt.

Um die weiter entfernten Himmelskörper bekümmern sich die Indianer wenige. Nur Einzelne, z. B. der Morgenstern, der Polarstern und der große Bär, erhalten von den Greisen bestimmte Namen. Über die Kometen herrscht bei ihnen derselbe Glaube, wie beim gemeinen Volk in Europa. Sie halten die Erscheinung eines solchen für die Andeutung eines bevorstehenden Krieges. Der Name, welchen der Komet bei den Chippewa führt, scheint Glanzstern zu bedeuten. Bei den Menomonee heißt er Feuer, welches man sieht, und bei einzelnen Chippewa heißt er Haarstern.

Die Indianer haben keine deutlichen Begriffe von den wahren Ursachen, welche das Ab- und Zunehmen des Mondes bedingen, ebenso wenig von den Verfinsterungen und anderen Phänomenen, welche ihren Grund in der Bewegung der Himmelskörper haben. Wenn sich der Mond verfinstert, so sagen sie, er sterbe, und feuern Schüsse gegen ihn ab. Kommt die Scheibe wieder teilweise zum Vorschein, so meinen sie, dem Mond durch das Geräusch, welches sie machen, die Krankheit vertrieben zu haben. Sie sagen von der Milchstraße, eine Schildkröte schwimme auf dem Grund des Firmaments und rühre den Schlamm auf. Ihre Ansicht über das Nordlicht, welches sie den Totentanz nennen, ist etwas poetischer, aber nicht verständiger. Sie unterscheiden mehrere meteorische Erscheinungen von denen, welche sich jenseits unseres Dunstkreises zeigen, und sagen von den Ersteren: »Diese gehören uns.«

Was vor längerer Zeit Roger Williams über die Mytholo-

gie der Indianer in Rhode Island gesammelt hat, trifft nur zum Teil mit den unter den Ottawa herrschenden Ansichten überein. Man hört nichts mehr von Cau-tan-to-wit, dem großen Geist des Südwestens, Ning-gah-be-an-nong Manitu, dem Gott des Westens. Ein jüngerer Bruder Nanabujas, des Gottes der Totengegend, ist an besten Stelle getreten. In Williams Saw-waw-nand erkennen wir Schach-wun-nong Manitu, den Gott des Südens, bei den Ottawa aber alle diese Gottheiten Waw-bun-ong Manitu, der Gott des Morgens oder Ostens, Ke-way-tin-ong Manitu, der Gott des Nordens und Ka-no-waw-bum-min-uk, der, welcher alles sieht und dessen Platz in der Sonne ist. Sie alle stehen an Macht und Gewalt vielen anderen nach, sogar den Ke-zhe-ko-we-ninne-wugs, einer Art kleiner, wohlwollender und wachsamer Wesen, die stets bereit sind, dem Menschen Gutes zu tun.

V. Musik und Poesie der Indianer

Wir betreten nun ein sehr unfruchtbares Feld, das für Untersuchungen geringe Ausbeute gibt. Die Indianer haben keine Schriftsprache, damit also auch keine Bibliotheken und Archive. Sie haben niemals, wie doch die Araber es getan haben, daran gedacht, dass der Anbau der Nationalsprache ein sehr wichtiger Gegenstand sei. Wenn ihre Redner auch zuweilen Gelegenheit hatten, sich davon zu überzeugen, welchen Eindruck eine glückliche Wahl des Ausdrucks macht, so mussten sie sich doch im Allgemeinen stets ihrem Zuhörerkreise anbequemen. Sie suchten deshalb auch stets mehr durch Ausdruck der Bewegung und Wärme des Tones zu wirken als durch gewählte und elegante Sprache.

Ihre religiösen und kriegerischen Gesänge bestehen fast ohne Ausnahme aus einer Anzahl von Worten oder kurzen Redensarten, welche stets wiederholt werden. In ihren Anreden entwickeln sie weitläufig ein und denselben Gedanken, welchen sie häufig wiederholen. Wer einen indianischen Redner sprechen hört, ohne die Sprache zu verstehen, wird natürlich annehmen, seine Rede sei voll Sinn und Verstand. Aber sie sind, gleich den langweiligen und über alle Maßen eintönigen Gesängen, so dürftig und arm, dass ein weißer Mann sie nur mit Überdruß anzuhören vermag. Indessen sind sie für den Charakter des Volkes bezeichnend und liefern manchmal eine nicht uninteressante historische Nachricht.

(Der amerikanische Verfasser spricht hier die Ansicht aus, dass die Indianer, gleich allen übrigen Völkern, aus Asien abstammen, ohne jedoch Gründe für dieselbe beizubringen. Er gibt aber zu, dass man wohl schwerlich jemals dahin gelangen werde, auf eine unwiderlegbare Weise den Zug, welchen die Auswanderung aus Asien nach Amerika genommen habe, nachweisen zu können. Dann fährt er fort:)

Es ist wahrscheinlich genügende Evidenz vorhanden, um die meisten Menschen zu überzeugen, dass die Eingeborenen der Zentralgegenden Nordamerikas, wie verschieden auch gegenwärtig ihre Mundarten sein mögen, wirklich von ein und demselben Stamm sind mit den Peruanern, den Mexikanern und den Natchez. Zwischen diesen und den alten Bewohnern Griechenlands und Italiens sowie einem Teil der jetzigen Bevölkerung Ostindiens, welche sich zum Brahmanismus bekennt, ist auf unwiderlegbare Weise schon eine Verwandtschaft dargetan worden.

Die indianischen Sagen sprechen von Verwandlungen

vieler Bäume, Pflanzen überhaupt, Tiere und anderer Gegenstände, welche mit dem Aberglauben, von welchem wir bei den römischen Dichtern so viele Spuren finden, große Ähnlichkeit haben. Es kommen zum Beispiel bei den Amerikanern Anspielungen auf eine allgemeine Überschwemmung vor und manches andere, dessen in den mosaïschen Urkunden gleichfalls erwähnt wird. Aber daraus darf man nicht schließen wollen, dass die Indianer von den Juden abstammen.

Die Poesie der Indianer, wenn man überhaupt das Vorhandensein einer solchen annehmen darf, ist eine Sprache der Seele und ein Ausdruck der Leidenschaft. Wenn alles, was diese Merkmale darbietet, wenn man Sprache, die sich über den gewöhnlichen Unterhaltungston erhebt, wenn alles, was gesungen wird und gesungen werden kann, Poesie ist, dann lässt sich nicht in Abrede stellen, dass die Indianer Dichtkunst und Dichter in Menge haben. Aber von Silbenmaß und Tonfall, Kunst und Eleganz, Verhältnis und Harmonie der Perioden haben sie keine Ahnung. Sie begleiten ihre Poesie mit einer Art von Modulation der Stimme, die man im Notfall als Gesang betrachten kann.

Bei allen Festen und bei religiösen Feierlichkeiten werden ihre Hymnen und Gebete an die Gottheiten stets abgesungen. In Zeiten der Gefahr und des Elends, wenn Hunger drohte, wenn der Tod unter einer schrecklichen Gestalt nahte, dann drückt der Indianer seine Angst und überhaupt alle Gefühle, welche ihn bewegen, in einem langsamen, eintönigen Gesang aus, in welchem die häufige Wiederholung ein und desselben Wortes vorkommt. Aber auch die Liebe, Triumph über den Feind, Zorn, Hoffnung, Trunkenheit treiben ihn zum Gesang. Bei einigen Stämmen las-

sen die Männer, und noch mehr die Frauen, wenn sie be-
rauscht sind, die ganze Nacht Klagegesänge über den Tod
ihrer Eltern oder andere Unglücksfälle ertönen. Hört man
diese Lamentationen, wenn Dunkelheit die Sängerinnen
dem Blick entzieht, und Entfernung die rauhen und kunstlo-
sen Töne etwas mildert, dann findet man etwas Rührendes
in diesen improvisierten Klagen. Die Stimmen sind nicht
selten sehr schön, die Worte stets wahr, ausdrucksvoll und
natürlich. Aus der großen Anzahl ihrer Klagegesänge und
den Tränenergießungen, welche bei den Indianern eine Fol-
ge des Rausches sind, könnte man schließen, dass ihr Da-
sein mit mehr Leiden und Entbehrungen verbunden ist, als
das bei anderen Völkern, oder dass der übermäßige Genuss
starker Getränke auf sie in ganz anderer Weise wirkt.

Man kann wenigstens aus diesem Umstand den Schluss
ziehen, dass sie im Zustand der Nüchternheit sich nicht
ganz offen geben, dass sie eine Maske tragen. Wer genauer
mit den Indianern bekannt ist, weiß gar wohl, wie sie sich
bemühen, ihre inneren Regungen zu verbergen, und wie
erfahren sie in der Verstellungskunst sind. Ihr Schluchzen
und Toben während des Rausches aber wird selbst ihr eif-
rigster Bewunderer nicht für Poesie ausgeben wollen.
Wenn etwas bei ihnen diese Benennung verdient, so sind es
die Sagen enthaltenden Gesänge, welche der Sohn vom Va-
ter lernt, die von einem Mann dem anderen mitgeteilt und
oft gegen Pelzwerk verkauft werden. Diese singt man bei
festlichen Gelegenheiten ab. Wir bezweifeln nicht, dass
manche dieser Gesänge, so wie viele andere, welche sich
auf Jagdmedizin und Krankenheilung beziehen, aus sehr
fernen Zeiten stammen. Aber ihr poetischer Wert ist nicht
desto weniger ein sehr geringer.

Die Art und Weise, womit sie durch Zeichnungen ihrem Gedächtnisse zu Hilfe kommen und allerlei bildliche Zusammenstellungen machen, kann man vielleicht als einen, freilich sehr entfernten Versuch betrachten, eine Schriftsprache zu bilden. Man darf aber aus dem Umstand, dass sie unter der gegenwärtigen Gestalt überhaupt vorhanden ist, noch nicht schließen wollen, dass, wenn sie niemals mit einem anderen Menschenstamm in Berührung gekommen wären, Wissenschaften oder Künste jemals bei ihnen hätten gedeihen können.

Es lässt sich durchaus nicht ableugnen, dass die Eingeborenen Amerikas entweder wegen ihres Temperaments oder aus irgendeiner anderen physischen Ursache oder aus natürlichem Hang ein weit weniger rühriger und regsamer Menschenschlag sind als die Europäer. Sie können also nur sehr langsam in ihrer Entwicklung fortschreiten oder sind vielmehr, gleich manchen Asiaten, dazu bestimmt, Jahrhunderte lang stationär auf ihrer Zivilisationsstufe zu verharren oder wohl gar rückwärts zu schreiten.

Damit wollen wir nicht geradezu behauptet haben, dass die Amerikaner eine tieferstehende Rasse sind. Als Haupthindernis, weshalb sie nicht fortschreiten, muss man wohl die ihnen geistig wie körperlich zur Gewohnheit gewordene Indolenz betrachten. Sie ist Ursache, dass sie weder zu augenblicklicher Inspiration aufgereggt werden, noch sich zu einem fortgesetzten, anhaltenden Nachdenken bequemen. Zuweilen überwindet der Hunger diese körperliche Indolenz, sie verschwindet wenigstens manchmal auf einige Zeit. Im Allgemeinen aber liegt im Charakter des Indianers ein Streben nach Ruhe. Beispiele von beweglichen Geistern fehlen freilich nicht durchaus, sind und bleiben

aber doch sehr selten.

Die Geschichte der Indianer liefert das deutlichste Zeugnis von dieser Disposition zur Indolenz. Sie ist Ursache, dass, trotz aller Bemühungen von Seiten der Europäer, Kenntnisse, Gewerbe und Zivilisation unter den Rothäuten keinen Fuß fassen konnten. Die Jesuiten und Herrnhuter mögen bei ihren Versuchen, die Indianer zu bekehren und zu zivilisieren manches verkehrt angefangen, und vielleicht mit dem angefangen haben, womit sie eigentlich hatten aufhören sollen. Nichtsdestoweniger haben sich die Missionare mit den Indianern so große Mühe gegeben, dass bei größerer Fassungskraft dieser Letzteren gewiss die Zivilisationsbestrebungen hätten Früchte tragen müssen, was keineswegs der Fall gewesen ist. Wir wollen keineswegs durch diese Bemerkungen wohlmeinende Männer, welche damit umgehen, das Christentum unter den Rothäuten zu verbreiten, entmutigen. Im Gegenteil, wir sind überzeugt, dass solche Bemühungen den Indianern stets einigen Nutzen bringen werden. Auch erfordert es die Gerechtigkeit, dass man sich ihrer nun endlich einmal mit Ernst annehme.

Das Beispiel der Cherokee und einiger anderer Stämme im Süden beweist hinlänglich, dass unter dem Einfluss eines milden Klimas und auf einem fruchtbaren Boden, diese Völker doch an regelmäßige, wenn nicht auch ein geistiger Fortschritt unter ihnen nicht außer dem Bereich der Möglichkeit liege. Denn unter ähnlichen Verhältnissen wie jenen der Cherokee würden auch andere Stämme zu einer ähnlichen Gesittungsstufe gelangen.

Die Sprachforscher und spekulativen Theoretiker mögen nach Belieben klassifizieren und abtheilen. Der ausdauernde und aufmerksame Beobachter, welcher in engem und viel-

fachem Verkehr mit den Indianern in den fruchtbaren Niederungen am Mississippi, auf den weiten, lieblichen Flächen am Arkansas und dem Red River, in den Wäldern am oberen Mississippi, und unter den Fichtengehölzen am Oberen See gelebt hat, ist überzeugt, dass die Urbewohner auf dem Gebiet der Vereinigten Staaten alle zu derselben Familie gehören. Das geht nicht nur aus ihrer physischen Konstitution, sondern aus der Disposition ihres Geistes, aus ihrer Art und Weise zu denken und zu handeln, aus so vielen anderen Einzelheiten und Eigentümlichkeiten hervor, welche man nur bei ihnen findet und wodurch sie sich von den übrigen Menschen unterscheiden.

V. Indianische Gesänge

1. Gesang für das Metai oder die Jagdmedizin

(Dieser Gesang wird, nebst den drei Folgenden vom Oberhäuptling des Metai gesungen, welchen sein Owoin-ah-keek oder Tambour begleitet)

O meine Freunde, die ihr ringsumher sitzt. Ich lenke jetzt meine ganze Aufmerksamkeit auf das Metai.

Wer lässt strömen diesen Fluss? Es ist der Geist. Er lässt strömen diesen Fluss.

Prüfet mich wohl, meine Freunde, prüfet mich, und begreift, dass wir alle Genossen sind.

Wer hat gemacht, dass das Volk gegangen (fortgezogen) ist? Ein Vogel hat gemacht, dass das Volk gezogen ist.

Ich will mich auf den Weg machen, und wenn ich ein Tier sehe, will ich auf dasselbe zielen.

Ich treffe dein Herz, ich erreiche dein Herz, o Tier! Ich er-

reiche dein Herz. Es ist dein Herz.
Ich mache mich dem Feuer gleich.
Ich kann das Wasser herbeiziehen, von oben, von unten
und von ringsum.
Ich kann Toten ähnlich machen. Ich habe es getan für einen
Mann.
Ich kann Toten ähnlich machen. Ich habe es getan für ein
Weib.
Ich kann Toten ähnlich machen. Ich habe es getan für ein
Kind.
So bin ich, so bin ich, meine Freunde. Jedes Tier, jedes Tier,
ich treffe recht, meine Freunde.

2. Gesang für das Metai allein

Ich gehe umher in den Stunden der Nacht.
Ich höre deine Stimme. Du bist ein böser Geist.
Jetzt habe ich mich über die Erde erhoben. Ich bin eine wil-
de Katze, das wisse du! Ich bin eine wilde Katze. Ich bin er-
freuet, euch alle, ihr wilden Katzen, zu sehen.
Ich bin ein Geist. Alles, was ich habe, gebe ich dir in deinen
Körper. Deine Zunge tötet dich, du hast zu viel Zunge.

3. Gesang für die Biberjagd und das Metai

Ich setze mich auf den Boden in der Hütte des Metai, in der
Hütte des Geistes. Du musst zwei Jahre fasten, mein
Freund. Du musst vier Jahre fasten, mein Freund.
Verlass deine Kleider, Weib, verlass deine Kleider.
Warum geht das Volk umher? Weil ich euch rufe.
Ich kann euch hiermit töten. Ein Hund selbst, ich kann euch

hiermit töten.

Ich treffe dem Herz, Mann. Dein Herz.

Ich kann den weißen Leon töten. Ich kann ihn töten.

Ich öffne eine Wolfshaut, und der Tod muss herauskommen.

4. Gesang für die Jagdmedizin, nur selten für das Metai⁸

Ich wünschte geboren zu werden. Ich ward geboren, und als ich erzeugt war, machte ich alle Geister.

Ich habe die Geister erschaffen.

Na-na-busch setzte sich auf die Erde. Sein Feuer brennt ewiglich.

Obgleich ihr Böses von mir sagt, meine Freunde sind doch von oben, meine Freunde.

Ich kann mich vielerlei Arten von Holz bedienen, um einen Bären unfähig zum Gehen zu machen. Ich denke von euch, dass ihr euch des We-nis-ze-bug-gone (eine Art von grünem Baum) bedienet. Das denke ich von euch.

Was ich nehme, ist Blut, was ich nehme.

Jetzt habe ich etwas zu essen.

Geister, ich verhülle mein Haupt, wenn ich mich zum Schlafen niederlege.

Ich fülle meine Kessel für den Geist.

Es ist schon lange Zeit her, dass ihr Geister seid. Seit ich herabgestiegen bin auf die Erde in alter Zeit.

Ich bereite für euch einen Bären. Ich bereite ihn für euch.

Es ist ein Geist, welcher zugleich vom Himmel und von der Erde kommt.

⁸ Dieser lange religiöse Gesang steht bei den Indianern in hoher Ehre.

(Nun beginnen die Indianer den Tanz)

Ich bin es, der Erfolg gibt, weil alle Geister mir beistehen.

Die Feder, die Feder, dieser habe ich nötig, ja die Feder.

Wer ist Geist? Wer gegangen ist mit der Schlange, gegangen auf der Erde, der ist ein Geist.

Jetzt werden sie etwas essen, meine Weiber. Jetzt sag ich es ihnen.

Dieser gelbe Oker, den will ich reinigen.

Jetzt will ich meinen Vogel zubereiten. Manchmal bereitete ich ihn zu, und manchmal war er belebt.

Kein Tier ist, welches ich nicht töten könnte, weil der Donner mit starker Stimme mir zu Hilfe komm. Es ist kein Tier, welches ich nicht töten könnte.

Ich nehme einen Bären, ich nehme dessen Herz.

Eine Klapperschlange macht Geräusch auf dem Giebel meiner Hütte, sie macht Geräusch.

Die vier Stäbe, deren ich mich bedient habe, gehörten einem Shawnee. Als ich sie zusammenschlug, dehnten sie sich aus im ganzen Land. Ich erhebe mich von der Erde, ich steige herab vom Himmel. Ich sehe den Geist, ich sehe die Biber.

Ich kann einen Ostwind kommen und denselben über die Erde gehen lassen.

(Das Folgende wird viermal gesungen)

Ich habe mich gesetzt, und die Erde unter und über mir hat mich betrachtet. Ich kann einen Bären töten, ich kann ihn töten.

5. Gesang für die Medizin und manchmal für die Liebe

Ich weiß nicht, was der lange Mond gemacht hat, Manitu.
Es ist ein Gemälde, welches ein Manitu von mir gemacht hat.

Ich kann machen, dass ein Häuptling einen Pfeil verschlingt.

Ich verstecke mich, und setze mich mit einem Weib an einen verborgenen Ort.

Ich spreche von deinem Herzen.

Ich nehme deine Eingeweide, ich nehme dein Fett. Ich nehme deine Eingeweide aus der rechten Seite.

(Das Folgende wird an ein Moosetier gerichtet)

Ich kann es schimpflich machen, weil ich höre, was es von mir sagt.

Obgleich es weit entfernt von hier schläft, obgleich es auf der anderen Seite schläft.

Ich ziehe dein Herz in die Höhe, das tue ich dir.

Kein Tier ist, welches ich nicht töten könnte.

Die Haut eines gestorbenen Menschen ist Manitu.

Und wäre sie auf einer entlegenen Insel, so kann ich doch machen, dass sie herschwimmt, wäre sie auch auf einer entlegenen Insel.

6. Schi-ah-da-Gesang, eine berühmte Chippewa-Medizin bei Zubereitung von Medizin

Ich höre alle Welt, aber ich mache mich zu einer schwarzen Schlange, mein Freund, ich bin es, welcher auf der Erde sitzend spricht.

Was führe ich in deinen Körper ein? Schlangenhäute führe

ich in deinen Körper ein.

Ich bin Manitu. Die Wurzeln der Gesträuche und Kräuter haben mich zum Manitu gemacht.

Die Schlangen sind meine Freunde.

Unter der Erde ist die wilde Katze mein Freund.

7. Gesang für eine Kriegsmedizin

Ich stehe auf.

Ich nehme den Himmel, den nehme ich.

Ich nehme die Erde, die nehme ich.

Ich gehe durch den Himmel, ich gehe.

Das Weib des Ostens ruft mich.

8. Abschiedsgesang der Krieger

Weinet nicht, meine Weiber, um mich, der ich sterben werde.

Wenn sich ein Mann als einen großen Krieger betrachtet, so betrachte ich mich als einen solchen.

Ende